Die
Entwicklung des Naturgefühls
bei den
Griechen und Römern.

Von

Alfred Biese,
Dr. phil.

Erster Teil:
Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen.

Kiel.
Lipsius & Tischer.
1882.

Die
Entwicklung des Naturgefühls
bei den
Griechen.

Von
Alfred Biese,
Dr. phil.

Kiel.
Lipsius & Tischer.
1882.

Meinem Vater

Professor Dr. Franz Biese

zum 80. Geburtstage

in dankbarer Liebe dargebracht.

Vorwort.

In seinem Aufsatze über »die Söhne in der Laokoon-Gruppe« (Deutsche Rundschau, Nov. 1881, S. 206) sagt H. Brunn: »Es zeigt sich hier, wie gerade bei viel erörterten Fragen wir uns häufig unbewusst unter dem Einflusse gewisser, durch besondere Verhältnisse bedingter Vorstellungen oder Zeitströmungen befinden, und wie eine allgemeine Verständigung vielfach an der Schwierigkeit scheitert, solche Probleme auf ihre ersten, einfachsten und ursprünglichsten Elemente zurückzuführen und sie losgelöst von bisherigen Vorstellungen voraussetzungslos zu erörtern. Beruht ja doch der Fortschritt der Wissenschaft nicht zum kleinsten Teile einfach auf dem Ablegen von Vorurteilen«.

Diese trefflichen Worte finden ihre volle Bewahrheitung auch bei dem Problem, welches vorliegende Schrift sich zum Gegenstande gemacht hat. Sie will ein Vorurteil, welches das Empfindungsleben der Alten in seinem innersten Wesen trifft, aber durch einseitige Voraussetzungen und unrichtige Fragestellung hervorgerufen ist, nicht bloss im engeren Kreise der Philologen, sondern auch in dem weiteren aller Gebildeten beseitigen und zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Poesie oder der poetischen Motive liefern.

Bei einer ebenso weit wie tief greifenden Frage war Beschränkung durchaus geboten; ich suchte daher — wenn auch mit steter Berücksichtigung der wichtigsten kulturhistorischen Momente — vornehmlich an der Entwicklung der Poesie und Prosa die Entstehungsgeschichte des Naturgefühls bei den Griechen nachzuweisen. Den Fachgenossen und Kennern der antiken Sprachen glaubte ich den griechischen Text nicht ganz vorenthalten zu dürfen, da derselbe oft als Korrektiv der nur zu leicht moderne Gedanken hineintragenden Übersetzung dienen muss; detailliertere Belege des Erörterten verwies ich in die Anmerkungen.

Die Ungleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Epochen ergab sich von selbst durch die immer intensiver in dem griechischen Altertum hervortretende Bewegung nach dem Modernen hin, welche nachzuweisen mir besonders wichtig und interessant erschien.

Somit wendet sich dies Buch an alle, die noch Sinn für Poesie in unserer prosaischen Zeit sich bewahrt haben und bei dem minutiösen Detailstudium unserer Tage die Wichtigkeit der Lösung auch allgemeinerer Fragen nicht verkennen, sondern überzeugt sind, dass das einzelne nur Wert hat im Lichte des allgemeinen.

Kiel, den 25. April 1882.

Alfred Biese.

Einleitung.

Wenn wir in unserer wissensstolzen Zeit auf die Resultate modernen Denkens und modernen Schaffens hinblicken und bewundernd auf allen Gebieten menschlichen Tichtens und Trachtens neue Ideeen walten und noch immer grossartige Umwälzungen sich vollziehen oder vorbereiten sehen, so will es uns dünken, als ob eine ganze Welt uns trenne von der Vergangenheit früherer Jahrhunderte, als ob unsere gesamte Anschauungsweise eine total umgewandelte sei, der nichts früher auch nur im entferntesten gleich gekommen. Und andererseits wieder ergreift uns mitten in der Gährung, Zerrissenheit und Unruhe modernen Lebens und Strebens das Gefühl der Wehmut, als hätte die Vergangenheit doch ein Etwas besessen, das wir jetzt entbehren, als hätten wir Unwiederbringliches verloren; und diese Sehnsucht webt dann ihren Zauberschleier um eine Welt längst verklungener Tage, in denen das unbefriedigte Gemüt alles das verwirklicht zu finden wähnt, was es in der Gegenwart so schmerzlich vermisst. Diese beiden Empfindungen des Stolzes über die immensen Fortschritte modernen Denkens im Vergleich mit der Vergangenheit und des Schmerzes, dass eine selige, von der Harmonie des äusseren und inneren Lebens getragene Zeit längst dahingeschwunden ist, hindern nur zu leicht eine objektive Würdigung des klassischen Altertums. Der Stempel einer so fernen Vergangenheit rückt alles in eine

höhere, reinere Sphäre, und man vergisst so leicht, dass, so lange es Menschen gegeben, auch dieselben Leidenschaften gewaltet haben, die nun einmal das Erbteil menschlichen Blutes sind, wie Liebe und Hass, Ehrgeiz und Habsucht, und dass vergangene Geschlechter ebenso in Lust und Schmerz gejubelt und geklagt, ebenso genossen und gelitten haben wie wir, dass sich die Intensität des Empfindens nur abstuft nach dem Grade der Bildung und nach der nationalen Charakteranlage eines Volkes. Immer und überall begegnen wir denselben treibenden Kräften, welche die Kultur teils auf eine immer höhere Stufe heben, teils auch wieder langsam untergraben. So darf auch kein Sehnsuchtswahn das hellenische Altertum, wenn es auch in seiner klassischen Periode das Blütenzeitalter der Menschheit war, mit seiner Jahrhunderte ausfüllenden Kulturentwicklung in eine so ganz exceptionelle Höhe hinaufrücken; denn gerade das Schönste, das Herrlichste auf Erden ist nur flüchtig, ist nur von kürzester Dauer; auch die heitere, griechische Welt barg wie eine prangende Frucht in sich den Wurm der Vernichtung, der inneren Auflösung, der langsam das antike Wesen zernagte kraft der sich steigernden Bildung, der sophistischen Reflexion und des hellenistischen Kosmopolitentums. Trotzdem steht es geradezu wie ein Dogma fest, dass das naive Hellenentum von moderner Sentimentalität niemals angekränkelt sei, dass also auch unser modernes, wesentlich sentimentales Interesse an der Schönheit der Natur den Alten gänzlich fremd gewesen, dass unser heutiges Naturgefühl ein wesentliches Kennzeichen unseres eigensten Geisteslebens, eine Errungenschaft der letzten Hälfte des XVIII. Jahrh. sei, von der das Altertum ebenso wenig wie das Mittelalter oder die Renaissance etwas ahnte. Es ist aber eine häufige Erfahrungsthatsache in der Wissenschaft, dass zunächst bestechende, ja in ihrer systemartigen Allgemeinheit blendende Urteile, trotzdem sie, wie leicht erkennbar, aus nur unvollständigen Prämissen geschlossen sind, durch die Autorität eines grossen Namens gestützt und geheiligt, immer wieder nachgesprochen werden und fast unausrottbar erscheinen. Gewöhnlich trifft ein gerechter Vor-

wurf nur die kritiklosen Nachbeter eines solchen wissenschaftlichen Aberglaubens. Wenn Schiller[1]) durch die scharfe Scheidung des Antik-Naiven, dessen Wesen auf der Harmonie von Geist und Natur, und des Modern-Sentimentalen, dessen Wesen auf der Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese beruhe, sich hinreissen liess zu dem Bekenntnisse, es sei befremdend, dass man bei den alten Griechen, deren Vorstellungsart so sehr viel näher der einfältigen Natur läge, so wenig Spuren von unserem sentimentalischen Interesse an Naturscenen anträfe, dass sie zwar treu und genau dieselben schilderten, aber ohne vorzüglicheren Herzensanteil als bei Beschreibung eines Schildes, einer Rüstung, ohne Innigkeit, Empfindsamkeit und süsse Wehmut der Neueren: so ist dies sehr erklärlich aus dem Standpunkte der damaligen Wissenschaft und speziell aus Schillers damaliger Kenntnis der griechischen Schriftsteller. Ihm gilt Homer als der Grieche κατ' ἐξοχήν; im selben Jahre 1795, in dem jener bahnbrechende Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung in den Horen erschien, bittet er Wilh. von Humboldt, wie seine Briefe[2]) an diesen beweisen, um Anweisung zur Erlernung der griechischen Sprache; und dabei denkt er vornehmlich an Homer und an Xenophon. Dass er aber zugleich in jenem Aufsatze[3]) bereits auf sentimentale Dichter der Alten, wie Euripides, Vergil und Horaz hinwies, dass er ferner in der Abhandlung über Matthisson[4]) es direkt aussprach, es lasse sich nicht annehmen, dass es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freunde alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, und dass weiter das herrliche Gedicht »die Götter Griechenlands« mit seinem wehmütigen Rufe:

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feeenland der Lieder
Lebt noch deine gold'ne Spur —

in wärmster Begeisterung gerade das in der Mythologie der Griechen so tief und innig hervortretende Naturempfinden preist: das alles ward nur zu oft übersehen; und so

heisst es denn bei Gervinus[5]): »Das ganze Altertum kennt keine Freude an der Natur«; ähnlich bei Becker[6]) und bei Otfried Mueller[7]). Der gemütvolle Jacobs[8]) widersprach zuerst. Bald aber machte sich eine vermittelnde Richtung geltend. Wie schon Jean Paul[9]) die griechisch-plastische Poesie mit ihrer Objektivität, ihrer idealen Einfachheit, ihrer heiteren Ruhe und sittlichen Grazie von der romantischen, wesentlich musikalischen Poesie des »zerfaserten Kulturmenschen« geschieden hatte, so wollte Schnaase[10]) dem plastischen Griechen innigste Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur nicht absprechen, wohl aber das malerische Prinzip; »von einem unbedingten Hineinfühlen in die Natur, von einer uneigennützigen Empfindung«, sagt er, »ist bei ihnen keine Spur.« Carriere[11]) formuliert es kurz: »Die Alten empfanden plastisch, die christliche Welt empfindet malerisch; sie schildern weder in der Poesie noch in der Malerei das Landschaftliche um seiner selbst willen und suchen nicht in der Natur nach Symbolen für das Unsagbare der leid- und freudvollen Seelenstimmung noch trachten sie, von dieser aus das Landschaftsbild zum Reflex derselben zu gestalten.« Die auch schon von Schiller in der Abhandlung über Matthisson[12]) kurz angedeutete Ansicht, dass der Grieche eine Landschaftsdichtung als eine eigene Art von Poesie, in welcher man die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloss zum Figuranten in derselben macht, mit seinen Begriffen von schöner Kunst für unvereinbar gefunden, führte Alex. v. Humboldt[13]) in seinem berühmten und überall den weiten Blick des grossen Mannes verratenden Aufsatze über das Naturgefühl der verschiedenen Zeiten und Volksstämme weiter aus. Was nach seiner Ansicht dem Griechen fehlte, war das rege Bewusstsein, das Gefühl des Naturschönen durch Worte zu offenbaren; wie auch Burckhardt[14]) bezüglich derselben Frage erinnert, dass ein verhülltes Gefühl lange vorhanden sein könne, ehe es sich in Dichtung und Malerei verraten und damit seiner selbst bewusst werde. »Naturdichtung als abgesonderter Zweig der Literatur«, sagt Humboldt, »war den

Griechen völlig fremd, die Landschaft erscheint bei ihnen nur als Hintergrund eines Gemäldes, vor dem menschliche Gestalten sich bewegen.«

Nachdem so hervorragende Männer ihr Credo in dieser Frage abgegeben hatten, entstand im engeren Kreise der Philologen eine ganze Literatur von Einzel-Arbeiten[15]); doch selbst die umfassende und von warmer Begeisterung für das interessante Problem durchglühte Schrift von Motz »über die Empfindung des Naturschönen bei den Alten«[16]) fand keine durchgreifende Anerkennung, da ihr jede historische Methode, jeder klare, leitende Gesichtspunkt fehlt und sich mit schwärmerischer Verherrlichung des naiven antiken Gefühlslebens eine heftige Polemik verbindet gegen die moderne Affektation, gegen den »enthousiasme obligé jener modernen Geistesherren, die so oft den Sisyphusstein wälzen, indem sie sich abmühen, das Unsagbare in Worte zu fassen, die dunklen Empfindungen in das Bewusstsein und in die Darstellung zu zerren.«

Erst allmählich brach sich dann in kleineren Aufsätzen[17]), besonders aber in dem Rendsburger Programm von Hess[18]) und in einer trefflichen Schrift von Woermann,[19]) der von rein künstlerischem Standpunkte aus »den landschaftlichen Natursinn bei den Alten« als Vorstufe einer Landschaftsmalerei in lichtvoller Weise behandelte, die Überzeugung Bahn, dass die Frage nur durch genaue Untersuchung der einzelnen Schriftsteller, durch die Darlegung des genetischen Entwicklungsganges, welchen das Naturgefühl in den einzelnen Kulturepochen genommen habe, ihrer Lösung entgegengeführt werden könne. — Zu den bereits kurz gekennzeichneten Auffassungen des Problems fügte besonders Friedländer[20]) noch die hinzu, dass die Alten eigentlich nur Sinn für das Liebliche, Anmutige (amoenitas loci) gehabt hätten, und der Reiz des Romantischen einer wilden Landschaft z. B. des Gebirges ihnen sowohl wie dem Mittelalter fremd geblieben sei; vornehmlich wohl auf diesen Sätzen fussend sprach dann unter anderen Hehn[21]) wieder überhaupt den Griechen und Römern die Grundbedingung lyrischer Begabung, die Fähig-

keit seelenvoller Naturbetrachtung ab und fand den Grund dafür in der südlichen Landschaft selbst, welche zu sentimentaler Auffassung keinen Anlass gäbe. »Da täuscht den Kranken nichts durch Mitempfindung, da klingt kein Echo unbeschreiblicher Seelenstimmung wider und der ganze gesunde Mensch blickt auf die umgebende Natur nur, insofern sie ihm nützlich oder schädlich, gegen ihn karg oder freigebig ist; die ihm am meisten Frucht liefert und ihn am wenigsten stört und beunruhigt, ist ihm die schönste. »Ähnlich z. B. Brandes[22]) und Du Bois-Reymond[23]). Diesem erscheint Jean Jacques Rousseau als der erste moderne Mensch, als der incarnierte Genius einer ganz neuen Zeit; Naturgefühl, Natürlichkeit, Empfindsamkeit bilden die Trikolore der von Rousseau neu gestalteten Literatur.

Fragen wir also nun selbst, nachdem wir den Entwicklungsgang der Frage skizziert haben, ob nicht schon im Altertum eine Bewegung zum Modernen hin sich nachweisen lasse, ob nicht auch dort schon allmählich immer deutlichere Ansätze und Spuren eines stimmungsvollen, empfindsamen, romantischen Naturgefühls sich auffinden lassen.

Erstes Kapitel.

Das naive Naturgefühl in Mythologie und bei Homer.

Das Naturgefühl, das Empfinden und Geniessen des Naturschönen, ist, wie alle Erkenntnis des Schönen, das Resultat komplizierter Kulturprozesse. Wird auch niemand leugnen wollen, dass der verschiedene Charakter der Landschaft dem Sinne für Naturschönheit bei den einzelnen Völkern ein verschiedenes Gepräge geben wird, so darf man doch nicht a priori von der Schönheit des Landes auf ein tiefes Naturgefühl der Bewohner schliessen. Emphatisch hat man wohl ausgerufen: Ein Volk, welches, wie die Hellenen, hineingesetzt war in ein Land, über dem ein ewig heiterer Himmel sich spannt, das so mannigfache Abwechslung darbietet mit seinen herrlichen Gestaden der blauen See, welche die malerischsten Inseln wie Kleinode umfasst, mit seinen weiten, flussdurchzogenen Ebenen und mit den starren Felsgruppen zerklüfteter Gebirge — ein Volk sollte in dieser wunderbar gleichmässig zur Arbeit wie zum Genusse einladenden Landschaft unempfänglich gewesen sein für die Reize der Natur? Aber das Schöne, mag es nun in Kunst oder Natur dem Menschen entgegentreten, wirkt nur dann auf seine Sinne und sein Gemüt ein, wenn seine Geistes- und Herzensbildung einen gewissen Höhepunkt erreicht hat. Im rohen Naturzustande nimmt der Mensch nur die Schädlichkeit oder Nützlichkeit der Naturerscheinungen wahr. Wohl kann ferner das Naturgefühl bei einfachen Kultur-

zuständen innig und zart erscheinen und den wunderbaren Zauber unbewusster Naivität haben, aber erst die volle Entwicklung zum wahren Menschentum, das sich auf dem Fundamente hoher Bildung aufbaut, macht empfänglich für die weiter bildende Kraft der Natur. »Sie hat nur nachhaltigen Reiz für das Auge, das an einem grossen Zusammenhange, sei es wissenschaftlicher oder geselliger Interessen, geübt ist, oder für ein Gemüt, das nach solchen Übungen allerdings in den Erscheinungen unzählige Gleichnisse seiner Lebenserfahrungen, anschauliche Lösungen seiner Zweifel, Widerlegungen seiner Vorurteile, Bestätigung seiner Hoffnungen und Anregungen zu neuen Fragen findet«[24]). Nur wer eine reiche Gedankenwelt zu der Welt der Naturerscheinungen in Beziehung zu setzen vermag, erkennt die wunderbaren Analogieen des menschlichen Geistes mit dem Leben und Weben in der Natur und findet in ihrer Betrachtung Ruhe und Frieden, wenn sein Gemüt durch äussere und innere Erfahrungen in Schwingungen gerät. Erst auf einer hohen Kulturstufe sucht der Mensch die Natur um ihrer selbst willen und schwelgt bewusst im Genusse ihrer mächtigen Eindrücke, die ihm ein Echo aller seiner Stimmungen und Empfindungen darzubieten scheinen. — Es ist somit klar, dass in den verschiedenen Kulturphasen auch das Naturgefühl ein verschiedenes Gepräge tragen und bei jedem Volke seine Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte haben wird. Wer den Spuren dieser nachgehen will, der wird in das innerste Weben der Menschenbrust hinabgeführt, und wie der Bergmann den feinen Goldadern nachspürt, die sich durch die verschiedenen Schichten hinziehen, so muss er die sich verflechtenden und verzweigenden Empfindungen durch die einzelnen Epochen hin verfolgen — denn im Leben des Geistes beruht alles auf Assimilation, in der sich wie in einem Krystallisationsprozess eins an das andere organisch anfügt. Die Gefühle, Stimmungen und Neigungen bedingen sich gegenseitig, stehen in engster Wechselbeziehung zu einander; und in der Wandlung des einen Gefühls wird sich, wie die Sonne im Tautropfen, die ganze geistige Entwicklung eines Volkes widerspiegeln.

Die Natur in ihrem steten Wechsel der Erscheinungen, die unaufhörlich den Sinnen des Menschen sich einprägt, ist unentfliehbar, aber sie würde trotzdem für den Menschen ein Buch mit sieben Siegeln und ästhetisch völlig unzugänglich sein, wenn ihm nicht das wunderbare Vermögen inne wohnte, seine eigene Form den Formen der Erscheinungswelt zu leihen, die eigene Persönlichkeit ihnen zu unterschieben und einzuverleiben, das Ich in das Nicht-Ich zu verzaubern. Kein Gebilde ist ja dem Menschen verständlicher als der Mensch selbst in seinem Thun und Leiden, und so deutet besonders der primitive Mensch jeden Vorgang in der Natur nach Analogie seines eigenen Körpers und seiner eigenen Seele. Die Metapher ist daher kein poetischer Tropus, sondern eine ursprüngliche, notwendige Anschauungsform des Denkens. Die Mythen bildende Phantasie setzt alle Bewegung, die sie in der Natur wahrnimmt, um in Handlungen lebensvoller, menschenähnlicher, ja übermenschlicher Wesen. Die Mythologie ist, wie Vischer sagt, das Augenaufschlagen über die grossen Wunder der Natur, und so ist in der That auch die griechische Mythologie ein glänzendes Zeugnis des mächtigen Eindrucks, den die Natur auf den Griechen machte, des innigen Interesses, mit dem er die Vorgänge in der Natur belauschte und menschlich deutete. Auch in der griechischen Mythologie bildet den Kern ein »dumpfes, ahnungsvolles Gefühl,« gegenüber den erhaltenden und zerstörenden Naturkräften, und die erregte Phantasie schafft die poesievollsten Gebilde. »Überall in seinen Wäldern und Grotten, seinen Bergen und Schluchten, seinen Quellen und Wellen empfing der Grieche den Eindruck eines Lebens, eines anmutigen, üppigen Lebens so lebendig, so innig, so hehr, dass sich ihm die empfundene Wirkung sogleich in göttliche Wirksamkeit umsetzte«[25]). So beseelte er die ganze ihn umgebende Natur und bevölkerte sie mit den anmutigsten Gestalten; und die Prägstätte, aus welcher diese Wunderwelt hervorging, war der plastische Sinn der Hellenen, der innere Trieb, den empfangenen Natureindruck in eine klare, fest umrissene, der Idee und Form nach harmonische, d. h.

schöne Gestalt auszuprägen. Alle diese dämonischen Wesen, wie sie in Wald und Feld, im Strom und im Meer ihr Wesen treiben, sind nichts anderes als »der plastisch-religiöse Ausdruck eines innigen Naturgefühls«. Doch nicht kann es hier unsere Aufgabe sein, dies an den zahllosen Mythen darzuthun, wie es Lehrs an einem Beispiel so trefflich in dem Aufsatze über die Nymphen, diese »göttlichen Naturmädchen«, diese Wasser- und Waldfräulein, gethan hat. Nichts ist ja vager und schlüpfriger, als Mythenforschung, nichts schwieriger, als die Fäden auseinanderzulösen, die zu dem Gewebe eines Mythus die mannigfach angeregte Phantasie zusammengewoben hat. Doch im allgemeinen steht wohl fest, dass die allen Ariern als gemeinsam nachgewiesenen Mythen im letzten Grunde auf Naturanschauung zurückgehen. Durchsichtiger als die grossen, bald ethisch umgewandelten Gottheiten, zeigen dieselbe jene bescheidneren Dämonen, wie die zahllosen Meergottheiten, ein Nereus, ein Triton, Glaukos, Proteus, eine Phorkys und Keto, oder am Himmel Helios, Eos, Selene, oder wie Pan, dieser Repräsentant der mittäglichen Schwüle und der stillen Waldeinsamkeit, und ferner die poesievollen Naturmärchen vom Adonis, dem Bruder des nordischen Balder, vom Hyakinthos, diesem Abbilde der Pflanzen- und Blumenwelt, die in prangender Entfaltung der Sonnengott des Südens mit seinen sengenden Strahlen vernichtet[26]), von der Kalyke, Daphne, Boline, Britomartis und Psappha,[27]) diesen Pflanzen- und Blumenkindern, die in Liebe sehnend sich nach dem Sonnengotte dehnen und in der Glut vergehen oder fliehend ereilt werden, vom Narkissos, dessen Mythus nichts weiter, als die Geschichte der Narzisse in ihrer spröden Schönheit widerspiegelt[28]), vom Endymion[29]), vom Hylas, den die Wasserfeeen ins kühle Grab des abgeschiedenen Waldseees hinabziehen, von Prokne und Philomele u. s. f. u. s. f. Alle diese Märchen verraten einen tief träumerischen Zug, ja Wehmut und ein inniges Gefühl für das anmutig Reizvolle, sowie auch für das Dämonische in der Natur. Doch für eine Entwicklungsgeschichte des Naturgefühls sind sie im einzelnen wenig verwendbar, weil sie

schwer, ja meist überhaupt nicht historisch zu fixieren sind; sie sind gar zu proteischer Natur und werden ihre sentimentale Auffassung wesentlich erst der hellenistischen Empfindsamkeit verdanken. — Immerhin aber bildet die griechische Mythologie mit ihrem geschlossenen Göttersystem, wie auch mit ihren loseren ätiologischen Sagen den Niederschlag einer sinnvollen Naturbetrachtung. Trotzdem war sie — so paradox es auch zunächst erscheinen mag — einer Weiterentwicklung des Naturgefühls nicht günstig. »Der Gott sog die Landschaft in sich auf« [30]). Statt des Flusses sah der Grieche den Flussgott, statt der Sonne den herrlichen Helios; statt des rieselnden Baches erblickte sein Auge die Umrisse schöner, nackter Weiber und vernahm ihr mutwilliges Lachen im Wassergeriesel und im Aufspritzen des Schaumes gegen die Felswand u. s. f. Die Natur gewann in der Phantasie der Griechen ihre Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit erst wieder, als die Naturgötter immer mehr in ethische Gewalten sich umsetzten und als die Reflexion den Glauben zersetzte. Diese ideale Götterwelt, welche sich über der realen aufgebaut hatte, musste in Trümmer gehen, damit die wirkliche Erscheinungswelt wieder voll in das Licht der Empfindung, des ästhetischen Geniessens gerückt würde.

Es folgt hieraus mit Notwendigkeit, dass in dem naiven, mythologischen Zeitalter der Griechen sich das Naturgefühl in einer gewissen Beschränkung zeigen muss, dass also bei Homer die Natur vor den Göttern und den Menschen zurücktritt, dass sie ohne Selbstständigkeit ist, der Mensch sie nicht um ihrer selbst willen sucht, und dass die Naturschilderungen nur objektiv, als Beiwerk behandelt werden — wie dies zugleich im Wesen des Epos überhaupt liegt. Trotzdem ist jedes Epitheton, jede kurze Schilderung, jedes Gleichnis von einer wunderbaren Anschaulichkeit und zeugt von einem offenen, regen Sinne für die schöne Aussenwelt, einer kindlichen Freude an den Vorgängen der Natur. Reiche Beobachtungsgabe für das Naturleben bekunden z. B. die Beiwörter des Meeres, die dasselbe in tosender Brandung (*πολύκλυστος*, *ἠχήεις*, *πολύφλοισβος*),

in seiner Öde *(ἀτρύγετος)*, seiner Tiefe und Weite *(πολυβενθής, μεγακήτης, ἀπείρων)*, sowie auch in seinen Farbenschattierungen kennzeichnen, *ἠεροειδής, πορφύρεος, γλαυκός, οἶνοψ, πολιός, μαμάρεος, ἰοειδής*. Gladstone, Geiger und Magnus haben den Alten den Farbensinn absprechen wollen; die neuere Forschung auf diesem Gebiete[31]) hat gezeigt, dass die Unbestimmtheit des Ausdrucks in Farbenschilderungen bei Völkern einer noch nicht hoch entwickelten Kultur nur auf den Mangel der Sprache und der Kenntnis der Farbstoffe zurückzuführen ist. Jedenfalls bezeugen jene Homerischen Beiwörter dämmerig, trüblich rot, spiegelglatt, weinfarben, veilchenfarben das Bestreben, die Färbung des Meeres in seiner wechselnden Mannigfaltigkeit, die sich dem empfänglichen Auge einprägte, wiederzugeben. — Die Schilderungen von Ort und Zeit sind selten und kurz, sie sind nur Rahmen, nur Hintergrund; ausgeführtere finden sich nur in der Odyssee: Von der Grotte der Kalypso 5, 55 ff., der elysischen Flur 4, 564, dem Phäakenlande 5, 279, dem lieblichen Pappelhain der Athene auf Scheria 6, 291, den Gärten des Alkinoos 7, 112, dem stillen Eilande, das nahe der Kyklopeninsel liegt 9, 116, dem Parnass 19, 431. Das Subjektive, die Reflexion über den Eindruck der Landschaft dringt nirgend hindurch — und gerade in dieser harmlosen Natürlichkeit, in dieser vollkommenen Einheit von Denken und Fühlen beruht ja der Zauber der Homerischen Dichtungen, der uns umstrickt und uns anheimelt, wie die Erinnerung an die eigene Kindheit, da wir auch noch »natürlich empfanden«. Das Naive gleicht dem krystallklaren Quell, dessen Wellen bis auf den Grund die hellen Strahlen der Sonne widerspiegeln; die Reflexion über die Empfindung — d. i. ja die Sentimentalität des modernen Menschen — trübt das Glück des Geniessens wie ein hinabgeschleuderter Stein die friedlich stille Wasserfläche in Wallung versetzt und unruhig schwankende Ringe verursacht. Der moderne Mensch achtet auf jedes Gekräusel seines Empfindens — den Eindruck einer schönen Landschaft schildert Homer ganz objektiv mit den Worten — Dort mit Bewunderung stand der thätige Argostöter (5, 75),

vergl. 7, 112, oder vom Anblick des sternbesäeten Nachthimmels heisst es: und herzlich freut sich der Hirte Jl. VIII, 559. Immer spricht sich nur schlichtes, reines Wohlgefallen an den Naturerscheinungen ohne jegliche Affektation aus; und nicht lässt sich leugnen, dass der nützliche Garten, das Land, das zur reichen Ansiedlung dienen kann, den Menschen, welche die Üppigkeit des Bodens zu nützen verstehen (vergl. Od. 9, 116), das Interesse des Dichters besonders fesselt. Aber Homer ist »reine, nicht rohe Natur«, es ist nicht bloss ein nüchterner Nützlichkeitsstandpunkt, den seine Naturschilderungen bezeichnen, sondern auch ein warmes, herzliches Gefühl für die Reize der Natur; ein frischer Hauch unverfälschter Naturanschauung durchweht besonders seine Gleichnisse. Nichts ist charakteristischer für diese naive, epische Epoche des Naturgefühls, als das Gleichnis. Mensch und Natur erscheinen als nah verwandte Sphären, aber — im Gegensatz zur Bild und Sache verschmelzenden Metapher — tritt objektiv das landschaftliche Bild in ganzer Ausführlichkeit plastisch abgerundet der Handlung des Menschen gegenüber und »steht als ein kleines Ganzes in der Erzählung wie diese im Epos«, sei es nun um der Phantasie des Lesers Ruhe zu gönnen oder das Interesse durch Veranschaulichung des Erzählten zu steigern.

Das ganze wechselreiche Naturleben, seien es nun elementare Gewalten, Himmelserscheinungen oder sei es die Tier- und Pflanzenwelt, entrollt sich in den Gleichnissen. Ruhig und furchtlos stehen dem Feinde die Danaer gegenüber, dem Gewölk gleich, welches Kronion

> Stellt' in ruhiger Luft auf hochgescheitelten Bergen,
> Unbewegt, weil schlummert des Boreas Macht und der andern
> Vollandrängenden Winde, die bald die schattigen Wolken
> Mit lautbrausendem Hauch fortwehn in zerstreuter Verwirrung

V, 522, vgl. IV, 275. Orkan V 368, 864, XIV, 398, Blitz XIII, 242, Schnee und Hagel XI, 305, Meteor IV, 75 dienen zu Vergleichen, doch besonders das Meer, bald wie es vom Frühwind

bewegt nach der Windstille sich zu regen beginnt, bald wie es brandend tobt, von Stürmen gepeitscht, und ein Schiff in den Strudel reisst, vgl. II, 394; VII, 61, XI, 304, XII, 405, XIV, 384, 394, 624 u. s. f.; wie ein umbrandeter Fels hält Hector den feindlichen Scharen stand XIV 615; reissende Ströme IV, 459, XI, 492 oder Regenmassen, die von Bergen Geröll und Bäume hinabstürzen und Felder verwüsten XIII, 137, XVII, 747 veranschaulichen Thaten und Leiden der Helden; und alle diese Naturphänomene treten in der treuen und wahren Schilderung mit vollendeter Anschaulichkeit entgegen. Aus dem Tierleben fesselt besonders der Löwe des Dichters Phantasie; die äussere gewaltige Erscheinung mit den funkelnden Augen, der brüllenden Stimme, dem Zorn verkündenden Stirnrunzeln XVII, 133, wie sein stürmischer Mut wird zum Gegenbilde menschlicher Thatkraft und Stärke, so XII, 299, XX 164, Od. 4, 791; ferner das Ross VI, 506, der Hirsch XXII, 188, vgl. XI, 474, die Schlange XXIII, 93, Schlange und Adler XVI, 428; Schwalben 22, 246, Möwen 5, 52, Seedohlen 12, 417, Kraniche III, 3, Falken XXII, 139; rührend anschaulich wird der Tod der vom Pfeil durchbohrten Taube XXII, 874 erzählt; seine unruhigen Nächte vergleicht Achilles der Sorge des Vogels, der seinen nackten Jungen im Nest den gefundenen Bissen darbringt, wenn ihm auch selber nicht wohl ist IX, 323; Fische XXI, 22, Bienen und Wespen II, 87 Heuschrecken XI, 12, Cikaden III, 152, ja selbst die Fliegen XVII, 570, der Wurm XIII, 654 u. ä. finden ihre Würdigung. — Grandios ist das Bild des im Walde rasenden Feuers XI, 155, ferner vom blitzzerschmetterten Eichbaum XIV, 414. vgl. XII, 132. Mit Innigkeit des Empfindens wird das Wachsen und frische Grünen des Ölbaums und seine plötzliche Vernichtung zum Sinnbild für den blühenden Jüngling, den die gewaltigen Streiche des Gegners niederstrecken XVII, 53:

> Dumpf hin kracht er im Fall . . .
> Gleich dem stattlichen Sprössling des Ölbaums, welchen ein Landmann
> Nährt am einsamen Ort, wo genug vorquillt des Gewässers;
> Lieblich sprosst er empor, und sanft bewegt ihn die Kühlung

Aller Wind' umher und schimmernde Blüte bedeckt ihn;
Aber ein Sturm, der sich plötzlich erhebt mit gewaltigen Wirbeln,
Reisst aus der Grube den Stamm und streckt ihn lang auf die Erde:
Also schlug den Euphorbos, den panthoidischen Kämpfer,
Atreus' Sohn Menelaos und raubt' ihm die prangende Rüstung.

Doch auch für das Einfache und Zarte, sowie für die Stille und Verborgenheit des Pflanzenlebens hat der Dichter ein Auge, für die im Winde wogenden Ähren II, 147, für die Tausende von Blättern und knospenden Blumen im Frühling, denen gleich die Achäer in grossen Scharen auf der blumigen Au des Skamanders stehen II, 467; besonders zart ist der Vergleich des vom Pfeile getroffen hinsinkenden Gorgythion mit dem Mohn, der von Wuchs und Regenschauer belastet zur Seite das Haupt neigt; und von echt hellenischer Wehmut zeugt das berühmte Gleichnis von den Blättern im Walde, die knospen und welken wie die Geschlechter der Menschen VI, 146, vgl. XXI, 464.

Doch trotz ihrer sinnlichen Schönheit und trotz der tiefen Empfindung, die sie für das Leben und Weben in der Natur bekunden, zeigen die Gleichnisse das Homerische Naturgefühl zugleich in seiner Beschränkung.

Eine sympathetische Naturbetrachtung, welche die Natur mittrauern und mitjubeln und zum Spiegelbilde aller der Herzensregungen werden lässt, die eine Menschenbrust bewegen können, hat zur Vorbedingung die Symbolisierung innerer Gemütsbewegungen mit Vorgängen der äusseren Natur und die Beseelung der Naturerscheinungen. Beides ist bei Homer erst im schlummernden Keime, im leisen Ansatze vorhanden. Wohl vergleicht er die Ausdauer und den Mut der Helden mit dem Mute von Bienen und Wespen, wohl auch Sorgen und Klagen des Menschen mit denen der Vögel; aber es ist wesentlich nur der äussere Ausdruck der Empfindung, den der Dichter durch Gleichnisse aus der Tierwelt schildert. Für die inneren, tiefen Affekte greift er zu Analogieen aus menschlicher Sphäre V, 394,

X, 415; einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet schon das Bild der Penelope 19, 518, in dem sie ihre nächtlichen Sorgen mit der Sehnsuchtsklage der Nachtigall vergleicht, die ihren schönen Gesang im beginnenden Frühling erneuert und sitzend unter dem Laube der dichtumschattenden Bäume von Tönen zu Tönen rollt die melodische Stimme, ihren Itylos beklagend, und wenn es dann heisst: also wendet sich auch mein Geist bald hiehin, bald dorthin

ὡς καὶ ἐμοὶ δίχα θυμὸς ὀρώρεται ἔνθα καὶ ἔνθα.

Wohl erregt Agamemnon II, 142 den Achäern das Herz θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν ὄρινεν, aber wenn der Dichter dann fortfährt: in Bewegung geriet die Versammlung wie schwellende Wogen des Meeres, wenn hoch sie der Ost- und der Südwind aufstürmt κινήθη δ'ἀγορά κ. τ. λ., so ist doch nur das Widerspiel der inneren Erregung, nur der äussere Aufruhr das tertium comparationis; ebenso wenn Agamemnon IX, 14, voll Thränen da steht, der finsteren Quelle vergleichbar, die aus jähem Geklipp ergiesst ihr dunkles Gewässer; und wenn XV, 629 die Unruhe der Achäer mit dem im Sturm hin- und hergeschleuderten Schiffe verglichen wird, so werden ausdrücklich die Schiffer erwähnt, denen das erschrockene Herz bebt, deren Angst also der Furcht der Achäer gleicht. Doch an einer einzigen Stelle — die Pazschke p. 26, Buchholz p. 4, Woermann p. 15 übersahen — wird direkt Geistiges mit Natürlichem parallelisiert, IX, 4:

Wie zweeen Wind' aufregen des Meeres fischwimmelnde Fluten,
Nord und sausender West, die beid' aus Thrakia herwehn,
Kommend in schleuniger Wut; und sogleich nun dunkele Wallung
Hoch sich erhebt, und sie häufig ans Land ausschütten das Meergras.
Also zerriss Unruhe das Herz der edlen Achäer.

ὡς δ' ἄνεμοι δύο πόντον ὀρίνετον ἰχθυόεντα . .
ὡς ἐδαΐζετο θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν Ἀχαιῶν.

Wie ferner bei Homer Bild und Idee verschmelzende Metaphern noch selten sind: ἄνθος ἥβης die Blüte der

Jugend XIII, 484, φίλον θάλος XXII 87, vgl. Od. 6, 157, καλάμη die Stoppel, übertragen der altersgraue Körper, νέφος πολέμοιο Il. XVII, 243 oder ἔπεα πτερόεντα oder ῥοδοδάκτυλος u. Ä., so wird es nunmehr nicht Wunder nehmen, wenn Metaphern, die den geistigen Affekt mit der sinnlichen Naturerscheinung in prägnantester Form versinnbildlichen, erst recht selten sind, wie νεφέλη ἄχεος Jl. XVII, 591, Od. 24, 315, und nicht minder diejenigen Metaphern, welche eine Empfindung den leblosen Naturgegenständen leihen, also die Beseelungen. Es ist sehr charakteristisch, dass Homer Artefakten, wie den Speeren, ein Leben leiht, die empor aus der Erde ragen, voll Gier im Fleische zu wühlen XI, 573, vgl. XX, 99, XXI, 69, XV, 317, VIII 111, oder dem Geschoss, das scharf gespitzt hinfliegt, in den Haufen zu dringen verlangend IV, 125. Die Natur aber selbst ist in den zahllosen Dämonen verkörpert, die Sonne ist ein herrlicher Jüngling, die Morgenröte ein rosenfingriges Mädchen u. s. f. Die mythologische Personifikation hat das Lebensvolle, das in den Naturerscheinungen hervortritt, zu persönlichen göttlichen Wesen hypostasiert, an die das fromme Gemüt glaubt, und diese mit den Erscheinungsformen verwechselt. Die poetische Beseelung unterscheidet sich von der mythologischen dadurch, dass sie bloss »freier, ästhetischer Schein« bleibt, und dass in ihr die Phantasie des Dichters das in die Erscheinung übertragene Ich mit dem Gegenstande selbst, die eigene Erregung mit der Erregungsursache vertauscht;[32]) so fühlt er sich dem knisternden Feuer ein, und es beginnt zu kichern, so fühlt er sich gleiten, fallen, umherwirbeln mit den schäumenden Wellen des Baches, und dieser scheint ihm sich jauchzend ins Thal hinabzustürzen; oder der Wind scheint zu klagen, die Sonne zu lachen, der Himmel im Regen zu weinen u. s. f. So ist »kein Naturobjekt so spröde, in das hinein nicht unsere Phantasie sich mitlebend zu versetzen vermöchte«.[33]) Anders bei Homer. Die Natur als Komplex von Erscheinungen, als φύσις, ist ihm fremd, und diese selbst sind entweder durch die mythische Personifikation völlig absorbiert oder nur dienende Elemente dem waltenden Gotte gegenüber;

ja die Natursphäre wird selbst durch das göttliche Wesen δῖος oder ἱερός, wie die Erde, der Fluss, der Äther, die Salzflut, der Fisch u. s. f. Alles geschieht in der Natur auf Geheiss eines Gottes; blutiger Tau fällt auf das Gebot des Zeus XV, 459; Nebel verbreiten Götter und Göttinnen um die Lieblingshelden; die Winde kommen auf Wunsch des göttlichen Achilles und schüren die Flammen des Scheiterhaufens XXIII, 194. Dem Impulse des Gottes folgend und zum Zeichen der Unterwürfigkeit trennt freudig sich die Woge, da Poseidon seinen Wagen über die Flut lenkt XIII, 27, oder sie giebt Raum der trauernden Thetis XVIII, 67; ähnlich ist auch die Schilderung des ἱερὸς γάμος XIV, 346 zu fassen: Zeus umarmte voll Inbrunst seine Gemahlin, unten die heilige Erd' erzeugt' aufgrünende Kräuter, Lotos mit tauiger Blum' und Krokos, samt Hyakinthos, dicht und locker geschwellt, die empor vom Boden sie trugen. — Trotzdem aber bricht doch schon, wenn auch in leisen Anfängen, bei Homer die poetische Beseelung durch. Sie beginnt mit den Elementen, die ihm allerdings ja als δῖος und ἱερός gelten. So lacht vom hellstrahlenden Erz ringsum das Erdreich Jl. XIX, 362, so kündet das Meer den Sturm voraus XIV, 16 oder — mit den allgemeinen Schallworten — brüllt es gewaltig μέγαλ' ἴαχε I, 481, κῦμα βοάᾳ XIV, 394, vgl. XII, 265 ἠϊόνες βοόωσιν, ποταμὸν κελάδοντα XVIII, 576. So rast endlich das Feuer XV, 606, XX, 490. —

Die Natur wird sonst dem Menschen gegenüber ohne Teilnahme und Mitempfindung gedacht, vielmehr ist sie ein Bild der starren Empfindungslosigkeit wie die finstere Meerflut, der hochstarrende Felsen Jl. XVI, 33. Der Homerische Held hat kein persönliches Verhältnis, keine bewusste Hinneigung zur Natur. Es ist gewiss nicht ein auf modernen Effekt berechnetes Kunstmittel — wie Pazschke S. 29 und Motz S. 56 annehmen, — aber auch nicht bloss Angabe einer zufälligen und lediglich dem Gange der Handlung entsprechenden Lokalität — wie Woermann S. 17 meint —, wenn Homer den grollenden Priester ans brandende Meer führt I, 34, oder wenn der Pelide vor Gram sich an den Strand flüchtet XXIII, 59, oder wenn Odysseus

weinend am öden Meere sitzt 5, 156, vgl. XIV, 614; 12, 44; sondern diese »Anpassung des Lokals« an die Stimmung des Helden ist einfach unbewusst, unreflectiert, instinctmässig und lässt uns im Keime ahnen, was eine spätere Zeit zur Blüte entfaltete, indem sie in voll bewusster Kunst die Naturumgebung in Harmonie oder Kontrast zur Seelenstimmung setzte, wie letzterer ungesucht Od. 12, 44 bei der Schilderung der Sirenen hervortritt, die auf grüner Wiese sitzen, umgeben ringsum von menschlichen Gebeinen, »so dass ihr blühender Sitz den grellen Gegensatz zum Todesanger daneben abgiebt» (Nitzsch). —

Auf gleichem Boden naiver, mythologischer Naturbetrachtung mit Ilias und Odyssee stehen die Hymnen. Manche Schilderungen sind von inniger Freude an der Natur durchweht, wie besonders in dem auf Pan (XIX, 16—18; 24—26); von echt ionischer, sinnlicher Pracht sind sie im Hymnus auf Aphrodite IV, deren Schönheit verglichen wird mit dem leuchtenden Mondesglanz *ὡς δὲ σελήνη στήθεσιν ἀμφ' ἁπαλοῖσιν ἐλάμπετο, θαῦμα ἰδέσθαι* (v. 90); v. 264—272 wird das Leben und Sterben der Dryaden in Tannen und hochwipfligen Eichen geschildert. Anmutig ist die Schilderung der üppig blühenden Wiese im Demeter-Hymnus, in dem in Homerischer Beseelung wieder die Erde lacht und die Flut des Meeres V, v. 13, *κηώδει δ' ὀδμῇ πᾶς τ' οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθε γαῖά τε πᾶσ' ἐγέλασσε καὶ ἁλμυρὸν οἶδμα θαλάσσης*, vgl. auch Apoll. del. v. 118 u. 119. — Hesiod führt uns nicht weiter; die Beschreibung des Winters (op. et dies v. 502—561) ist recht frostig und vielleicht interpoliert.

Zweites Kapitel.

Das sympathetische Naturgefühl in Lyrik und Drama.

Ein neues Zeitalter bricht an mit der Lyrik. Ihre Welt ist das subjektive Empfinden des erregten Gemüts; in ihr vor allem kann sich ein lebhaftes Naturgefühl kund geben. Untersuchen wir kurz, in welcher Weise. Das lyrische Gedicht kann eine Naturscene nicht bloss als Rahmen und Randverzierung, als Hintergrund zu einer seelischen Regung verwerten, sie als harmonierendes oder kontrastierendes Gegenbild der Gemütsstimmung gegenüberstellen, wie so oft im deutschen Volksliede, sondern auch Bild und Empfindung in eins wirken, das äussere Ereignis mit dem inneren zusammen rinnen lassen wie z. B. Göthe im Mailied, Herbstgefühl u. v. a. Eine Naturmalerei aber, eine Beschreibung der toten Natur ohne den Bezug auf die Welt des Geistes ist ein Zwitterding von Poesie und Prosa, eine Verirrung des modernen Geistes, welcher der Grieche in seinem ausgeprägten Stilgefühl stets fern bleiben musste. Haller und Brockes geben eine Botanik und Zoologie in Versen, aber diese sind duftlos. Wie das Landschaftsbild des Malers ohne jegliche Staffage, lediglich um der Landschaft willen entworfen, nur schön ist durch die Stimmung, die es atmet, durch die Idee, welche hindurchschimmert, so muss auch der Dichter »den leblos kalten

Stoff der Anschauung mit seiner Empfindung durchströmen,« Natürliches mit Geistigem durchdringen, wenn er das wahrhaft Schöne, das auf Ineinsbildung von Stoff und Form beruht, schaffen will; blosse Anschauung, blosse Abzeichnung des realen Objekts ohne Empfindungsinhalt ist ebenso tot, wie die kalte abstrakte Reflexion ohne konkrete Anschauung. Das Weitgehendste wird dasjenige Gedicht leisten, in welchem der Dichter selbst mit seiner eigenen Empfindung völlig zurücktritt und sein Gefühl nur durch ein Naturbild hindurchscheinen lässt; bei dieser tiefsinnigsten Beseelung, durch welche die feinsten Stimmungen des menschlichen Herzens in dem Naturbilde symbolisiert erscheinen, »verliert sich das Objekt ganz in das Subjekt, wie umgekehrt dieses ganz in die Natur aufgelöst wird« [34]), wie in Heine's Fichtenbaum, Lotusblume oder in Göthe's Gleich und Gleich u. ä. [35]). Ob das Altertum überhaupt diese letzte Konsequenz der poetischen Darstellung des Landschaftlichen gezogen hat, diese Frage können wir erst, am Ziele unserer Wanderung durch die Poesie der Griechen, beantworten. Aber auch jene Kunst, im lyrischen Liede Aussenwelt und Innenwelt in Harmonie oder Kontrast zu setzen, hat man besonders oft dem Altertum absprechen wollen [36]), man hat diese sympathetische Naturauffassung für das deutlichste Kennzeichen modernen Empfindens halten wollen, da das Naturgefühl der Alten nur plastisch gewesen, das unsrige aber malerisch, resp. musikalisch d. h. fähig sei, das landschaftliche Bild stimmungsvoll zu deuten und die Analogieen zwischen Gemüt und Aussenwelt aufzuweisen. Nur der moderne Mensch soll jenes Gefühl kennen, welches »in der Natur ein mit den Saiten der menschlichen Brust gleichgestimmtes und, wenn sie erregt sind, mitklingendes Instrument erkennt.« Wie jedoch die Ansicht, dass die Griechen keine Landschaftsmalerei besessen haben, als ein verjährter Irrtum gelten darf, so muss es auch der Wahn, sie hätten keine Landschaftsdichtung gehabt; allerdings hat auch diese wie jene sich erst allmählich entwickelt, da der Grieche überhaupt erst nach und nach ein freieres, persönliches Verhältnis zur Natur gewonnen hat. —

Es lässt sich nun in der That gemäss der streng organischen Entwicklung des hellenischen Geistes jener Prozess deutlich verfolgen, der vom schlichten Vergleiche des Geistigen und Natürlichen zu der beides verschmelzenden Metapher, zur poetischen Beseelung und so zum ausgeführteren Stimmungsbilde führt, in dem die Gemütsbewegung in Gegensatz oder in Einklang steht mit der Naturscene, bis endlich — im Hellenismus — das Landschaftliche, um seiner selbst willen geschildert, den Menschen bloss zum »Figuranten in der Natur« herabdrückt.

Die Elegie führt vom ruhigen, objektiven Epos hinüber zu dem von stürmischem Schwunge subjektiven Empfindens getragenen melischen Liede. Mannigfach durchziehen noch Homerische Bilder und Gleichnisse wie Goldfäden die Gewebe der elegischen Dichtungen; so bei Tyrtaios fr. 10 (poëtae lyrici ed. Bergk II[3] Leipz. 66) v. 28 das *ἄνθος ἥβης*, und wie Homer in der Form des Gleichnisses das Wogen des Meeres dem Drängen der Kriegerhaufen gegenüberstellte, bietet Tyrtaios die prägnante Metapher vom Gewoge der Schlacht *κῦμα μάχης* fr. 12, 22. Das wehmütige Gleichnis von den Blättern im Walde sagt besonders dem schwermutvollen Mimnermos zu, er klagt über die Flucht der Stunden, die Vergänglichkeit des Genusses, preist die goldene Zeit der Liebe und der blühenden Jugend fr. 1:

... die Jugend verwelkt rasch und die Blüte der Kraft
Männern und Frau'n, und beschleichen uns erst die
Gebrechen des Alters,
Das unerbittlich den Mann, selber den schönsten, entstellt,
Ach, da zehrt am Gemüt rastlos die vergebliche Sehnsucht,
Und selbst Helios' Strahl mag uns das Herz nicht erfreu'n.

Geibel.

... ἔσθ' ἥβης ἄνθεα γίγνεται ἁρπαλέα
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξίν. ἐπεὶ δ' ὀδυνηρὸν ἐπέλθῃ
γῆρας, ὅ τ' αἰσχρὸν ὁμῶς καὶ καλὸν ἄνδρα τίθει,
αἰεὶ μὲν φρένας ἀμφὶ κακαὶ τείρουσι μέριμναι
οὐδ' αὐγὰς προσορῶν τέρπεται ἠελίου κ. τ. λ.

Von der gleichen Stimmung ist fr. 2 erfüllt: »Wie die Blätter, die da grünen zur Zeit des blumenreichen Frühlings

unter dem Strahl der wärmenden Sonne, freuen wir uns nur eine kurze Spanne Zeit der Blüten der Jugend . . kurz währt die Frucht der Jugend, so weit über die Erde das Licht ausstreut die Sonne, aber sobald die Blütenzeit vorüber eilt, ist zu sterben besser, als das Leben :«

ἡμεῖς δ' οἷάτε φύλλα φύει πολυανθέος ὥρη
ἔαρος, ὅτ' αἶψ' αὐγῇς, αὔξεται ἠελίου
τοῖς ἴκελοι πήχυιον ἐπὶ χρόνον ἄνθεσιν ἥβης
τερπόμεθα . . μίνυνθα δὲ γίγνεται ἥβης
καρπὸς, ὅσον τ'ἐπί γῆν κίδναται ἠέλιος.
αὐτὰρ ἐπὴν δὴ τοῦτο τέλος παραμείψεται ὥρης
αὐτίκα τεθνάμεναι βέλτιον ἢ βίοτος κ. τ. λ.

Vergl. fr. 5, v. 2 ἀνθοςὁμηλικίης τερπνὸν ὁμῶς καὶ καλόν.

Auch Solon bietet das Bild ἐρατὰ ἄνθη ἥβης fr. 25, v. 1; fr. 27,6 χροιῆς ἄνθος ἀμειβομένης. Aus der Wolke fällt Schnee und Hagel herab, heisst es fr. 10, und der Donner folgt dem leuchtenden Blitz, und von gewaltigen Männern kommt Unheil dem Staat. Symbolisch für das Staatsleben ist auch fr. 12: »Winde rühren das Meer auf, wenn aber keiner es erregt, ist es ganz friedlich«; trefflich ist auch fr. 13, v. 16 der Vergleich der das Unrecht sühnenden Macht des Zeus mit dem Sturm, der plötzlich hereinbricht über Meer und Land, verwüstend, aber die Wolken zerstreuend und die Luft reinigend, so dass hernach wieder herrlich glänzt vom wolkenlosen Himmel die Sonne. Dem Archilochos sind fr. 56 die um den Felsen sich türmenden, Sturm drohenden Wolken ein Sinnbild des plötzlich hereinbrechenden Unglücks; schön ist die Personifikation des Meeres fr. 23: »umgarnt von Flutenarmen geht ihr Leben hin« ψυχὰς ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκάλαις.

In seinen Fragmenten spüren wir nichts mehr von der patriarchalischen Ruhe der Homerischen Welt; Parteikampf, elementare Leidenschaftlichkeit, kraftvolles Selbstgefühl tritt uns entgegen, das im feindlichen Leben sich panzert mit grimmigem Hohn und beissendem Witz, dessen Vehikel die Fabel[37]) wird, so fr. 86 vom Fuchs und Adler, fr. 100 von der Krähe, die vor Lust die Flügel schüttelt; fr. 18 nennt eine Hetäre eine Feige am Felsen, die viele Krähen erfreut,

fr. 105 vergleicht das zaghafte Mädchen einem scheuen Rebhuhn.

Das einzige Gedicht des Archilochos, in dem der Eindruck einer Naturerscheinung auf sein Gemüt sich ausspricht, ist fr. 76. Eine Sonnenfinsternis lässt den Dichter am Bestande aller Naturgesetze zweifeln:

Nichts bedünkt mich jetzt unmöglich, nichts verschwör' ich fernerhin
Oder acht' es als ein Wunder, seit der olympische Vater Zeus
Um die Mittagsstunde plötzlich Nacht ergoss und Helios'
Strahlend Licht in Dunkel hüllte . . .
Und es fass' euch kein Erstaunen, wenn ihr einst mit Augen seht,
Wie das Wild im Forst zur Weide vom Delphin das Meer ertauscht
Und der Woge dumpfes Brüllen besser seinem Sinn behagt,
Als das Festland mit dem Bergen, drauf es einst so froh geschwärmt.

Geibel.

Bei dem gnomenhaft-ethisch-politischen Charakter der Elegie des Theognis werden wir kaum Naturschilderungen vermuten; nur spärlich sind die Beziehungen zur Natur. Beim wiederkehrenden Frühling mahnt der die Saatzeit kündende Vogel sein schwermütiges Herz an die üppigen Fluren, die er einst besass und die jetzt andere bestellen v. 1197; anmutig verquickt er v. 1275 Liebes- und Frühlingslust: »Lenz und Liebe brechen an; wenn die Erde mit Frühlingsblumen sich schmückt, dann verlässt Eros das herrliche Cypern und wandelt zu den Menschen, den Samen über die Erde streuend«:

Ὡραῖος καὶ Ἔρως ἐπιτέλλεται, ἡνίκα περ γῆ
ἄνθεσιν εἰαρινοῖς θάλλει ἀεξομένη,
τῆμος Ἔρως προλιπὼν Κύπρον, περικαλλέα νῆσον,
εἶσιν ἐπ' ἀνθρώπους σπέρμα φέρων κατὰ γῆς.

Stolz prophezeit er v. 237 ff. dem Kyrnos die Unsterblichkeit in seinem Liede: »Flügel dir hab' ich gegeben, mit denen du über das weite Meer wirst fliegen

und dich tragen in jegliches Land«; vergl. auch das Bild von dem Vogel, der mit seinen Schwingen sich hebt aus dem tiefen See 1097: *ἤδη καὶ πτερύγεσσιν ἐπαίρομαι ὥστε πετεινὸν ἐκ λίμνης μεγάλης ἄνδρα κακὸν προφυγών.* Alkman aber knüpft in sinniger Weise an den rührenden Volksglauben an, nach welchem die Alkyonen aus uneigennützigster, aufopferndster Freundschaft den Kerylos, wenn er alt geworden, auf die Flügel nehmen,[38]) und wünscht — wie so oft der Liebende im deutschen Volksliede — sich verwandelt in die beschwingte Gestalt des Vogels, fr. 21:

Nimmer hinfort, ihr süssen und feierlich singenden Jungfraun,
Tragen die Glieder mich noch; ach lasst mich ein Kerylos werden,
Mit Eisvögeln über den Saum der Fluten zu fliegen,
Mutig vertrauenden Sinns, meerpurpurner Vogel des Frühlings.

οὔ μ' ἔτι, παρθενικαὶ μελιγάρυες ἱμερόφωνοι,
γυῖα φέρειν δύναται· βάλε δὴ βάλε κηρύλος εἴην,
ὅς τ' ἐπὶ κύματος ἄνθος ἅμ' ἀλκυόνεσσι ποτῆται
νηλεγὲς ἦτορ ἔχων, ἁλιπόρφυρος εἴαρος ὄρνις.

Doch vor allem spricht sich ein tiefes Naturgefühl in dem berühmten Nachtliede aus, das mit echt poetischer Beseelung beginnt, fr. 53:

Der Berge Häupter ruhn, es ruht das Thal,
Die Blätter in den Wipfeln rings verstummen,
Es schläft auch das Gewürm, das ohne Zahl
Die Erde nährt, es schweigt der Bienen Summen;
Es schläft der Vogel müde in den Zweigen,
Das Wild im Waldesgrunde,
Es ruhn in tiefem Schweigen
Die Ungeheuer in des Meeres Schlunde. Brandes.

εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες,
πρώονές τε καὶ χαράδραι;
φύλλα θ' ἑρπετά θ' ὅσσα τρέφει μέλαινα γαῖα,
θῆρες ὀρεσκῷοί τε καὶ γένος μελισσᾶν
καὶ κνώδαλ' ἐν βένθεσι πορφυρέας ἁλός.
εὕδουσιν δ' οἰωνῶν φῦλα τανυπτερύγων.

Doch dies Gedicht ist Fragment, es fehlt ihm die lyrische Seele d. h. der Bezug zur Welt des Geistes — wie in dem unvergleichlichen Göthe'schen »Warte nur, balde Ruhest du auch!«[39]) Auch Stesichoros steht erst in den Vorhallen griechischer Lyrik, sein Genre ist der Mythus, so handelt fr. 8 von dem Himmel umwandelnden Helios, der in goldenem Becher über den Okeanos schiffend zu den Tiefen der heiligen finsteren Nacht zu gelangen sucht, zu der Mutter und der ehelichen Gattin und den holden Kindern, oder fr. 32 ff. von dem Gesang der schönlockigen Grazien, die beim Frühlingsnahen mit den Nachtigallen wetteifern. Doch das Allerheiligste hellenischer Melik erschliesst sich uns erst bei den Äoliern. Hier pulsiert frischestes Leben, hier klopft in glühender Empfindung heftigen Hasses oder heisser Liebe ein leidenschaftliches Herz. Sturm und Drang atmen die Lieder des Alkaios, »die Leidenschaft altert am spätesten« fr. 116 *ὁ θυμὸς ἔσχατον γηράσκει* könnte das Motto für seine geharnischten Lieder sein. Der Parteikampf spiegelt sich in ihnen wider, wie er auf Lesbos im siebenten Jahrhundert wütete, da der Staat einem lecken, auf windgepeitschtem Meere dahintreibenden Schiffe glich fr. 18:

Nicht mehr zu deuten weiss ich der Winde Stand,
Denn bald von dorther wälzt sich die Wog' heran,
Und bald von dort, und wir inmitten
Treiben dahin, wie das Schiff uns fortreisst,
Mühselig ringend wider des Sturms Gewalt. . .
vergl. fr. 19, 23. Geibel.

Alkaios ist ein Mann der That, nicht der Überlegung, von starkem Hass und starker Liebe, dem es wohl thut, sich von der Brandung des Lebens schaukeln zu lassen und in ungestümen Zügen die Lust des Augenblicks zu schlürfen.[40])

Ein Hauch stimmungsvollen Naturgefühls weht durch seine Trinklieder; jede Jahreszeit mahnt ihn zum Humpen zu greifen, so der blumenumblühte Lenz fr. 45, so der schwüle Sommer, wenn höher hinauf wandelt am Himmelszelt die Sonne, die Luft drückend ist und die Welt

schmachtet in Sommersglut, wenn aus den Blättern lieblich hervortönt Grillengezirp, und desto schriller, je sengender die Brandpfeile der Gott senkrecht vom Himmel zur Erde schiesst fr. 39 *τέγγε πνεύμονας οἴνῳ κ. τ. λ.* oder: »wild strömt der Regen, hoch von dem Himmel bläst der Sturm, gefroren starrt der Gewässer Flut . . türm' auf dem Herde hoch das Feuer . . mische den Wein« fr. 34:

ὕει μὲν ὁ Ζεὺς ἐκ δ' ὀράνω μέγας | χείμων, πεπάγασιν δ' ὑδάτων ῥοαί.

Mit duftenden Blumenkränzen schmückt sich gerne der Dichter fr. 36; auch für die Tierwelt hat er ein mitfühlendes Herz, so für die vorm Geier sich niederduckende Taube fr. 27 und für den Hirsch, dem plötzlich vor Angst das Herz pocht in der Brust fr. 97; selbst die Meeresschnecke hat Interesse für ihn fr. 51. Von erhabenem mythologischen Naturgefühl muss der Hymnus auf Apollo durchdrungen gewesen sein, von dem uns Himerius or. 14, 10 eine Skizze[41]) erhalten hat — »da singen beim Nahen des Gottes die Nachtigallen und die Schwalben und Cikaden, doch nicht ihr eigenes Lied, sondern von Apollo begeistert; auch die Flüsse fühlen seine Nähe und die Kastalia strömt mit silbernen Strömungen und der Kephissos rauscht in höheren Wogen.« Eine tiefsinnige Fiktion enthält die Auffassung des Eros, als des Sohnes des Zephyros und der Iris fr. 13; die Liebe ist so schön, aber so kurzdauernd auch, wie Westwind und Regenbogen!

Das Zarteste in griechischer Liebeslyrik bietet die »veilchenlockige« Sappho in ihren »unverwelklichen Rosen aus Pierien« (vgl. fr. 68); die Liebe aber ist auch jenes Gefühl, das am lebendigsten zur Natursymbolik treibt, so dass wir die eigenen Stimmungen »in der Landschaft, in Licht und Luft wiederfinden, uns mit ihrem Leben in eins fühlen«, so mit der Stille der Mondscheinnacht, mit dem Rasen der Frühlingsstürme, mit dem Murmeln des Baches, dem Rauschen der Blätter, dem Branden des Meeres. Doch alles das lassen die Trümmer Sapphischer Lyrik uns nur ahnen, ihre Lieder sind nur Rosenblätter, aus sonnigen Tagen des goldenen Südens, voll Duft eines innigen Natur-

gefühls, aber vom rauhen Winde der Zeit zerstreut, zerstückelt nnd verweht.

Ausserordentlich sinnig sind ihre Bilder aus dem Pflanzenleben, so in fr. 93, das an ein in lieblicher Jungfräulichkeit prangendes Mädchen gerichtet ist:

Du bist so hold, wie unerreichbar mir:
Dem süssen Apfel muss ich dich vergleichen,
Der, als des Apfelbaumes schönste Zier,
Prangt rot an eines Zweiges höchster Spitze.
Vergassen ihn auf seinem stolzen Sitze
Die Pflücker? O, sie konnten nicht erreichen
Die süsse Frucht. Brandes.[42])

*οἷον τὸ γλυκύμαλον ἐρεύθεται ἄκρῳ ἐπ' ὕσδῳ
ἄκρον ἐπ' ἀκροτάτῳ λελάθοντο δὲ μαλοδρόπηες;
οὐ μὰν ἐκλελάθοντ', ἀλλ' οὐκ ἐδύναντ' ἐπίκεσθαι.*

Das des Beschützers entbehrende Mädchen gleicht einer Hyazinthe, die im Gebirge, nicht im sicher umhegten Garten wachsend, von den Hirten mit den Füssen getreten wird, so dass die purpurne Blume zu Boden sinkt, fr. 94 — »wer erkennt darin nicht einen Vorklang dessen, was Göthe in den Liedern vom Veilchen und Haideröslein gesungen?« Und die Rose selbst war ihre Lieblingsblume — *ἡ Σαπφὼ τοῦ ῥόδου ἐρᾷ καὶ στεφανοῖ αὐτὸ ἀεί τινι ἐγκωμίῳ, τὰς καλὰς τῶν παρθένων ἐκείνῳ ὁμοιοῦσα* (fr. 146 Philostr. Epist. 71).

Von zartem Mitgefühl für die im Tode zuckenden Tauben, denen starr und kalt ward die zarte Seele und denen matt zur Erde die leichten Flügel sanken, zeugt fr. 16; die Nachtigall als ersehnte Prophetin des Frühlings *ἦρος ἄγγελος ἱμερόφωνος ἀήδων* grüsst fr. 39.

Ein stimmungsvolles Naturgefühl, das in der umgebenden Landschaft einen Widerhall des eigenen Fühlens findet und den Natureindruck mit der seelischen Regung verwebt, lassen fr. 4 und 52 ahnen. Zum murmelnden Bach führt uns das erstere, »ringsum rauscht die Kühle des Wassers durch der Quitten Gebüsch, aus dem Säuseln der Blätter fliesst der Schlummer herab«

ἀμφὶ δὲ (ὕδωρ) ψῦχρον κελάδει δι' ὕσδων | μαλίνων,
αἰθυσσομένων δὲ φύλλων | κῶμα καταῤῥεῖ.

Das Säuseln der Blätter im Winde, das Rauschen des Wassers wirkt besänftigend, einschläfernd auf die Sinne —

ἐν θέρει δ'ὕπνον | δι'ἀμφιτρῆτος αὐλίου πέμπει πνοή

heisst es bei Sophokles Philokt. v. 18.

Von unvergleichlich melodischem Wohlklang und von schlichter Innigkeit des Gefühls durchdrungen ist das Lied der Einsamen fr. 52:

Schon sank zu des Meeres Grunde
Der Mond. Der Sterne Schein
Verblasst und Stunde auf Stunde
Verrinnt und ich bin allein[43]),

δέδυκε μὲν ἁ σελάνα | καὶ Πληΐαδες, μέσαι δὲ | νύκτες,
παρὰ δ' ἔρχετ' ὤρα, ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.

Enthalten diese Zeilen wirklich nur eine Zeitbestimmung, wie Woermann S. 28 meint? Nun, dann sind reiz- und stimmungslos alle die deutschen Volkslieder mit den Rahmen bildenden Anfängen vom wonnigen Lenz, vom eisigen Winter, von der lachenden Sonne und den klar blinkenden Sternen! Nein, diese wenigen Sapphischen Zeilen müssen uns anheimeln wie ein Minnelied des Mittelalters oder uns erinnern an das treffliche Lied von Mörike »Die Verlassene«:

Früh, wenn die Hähne kräh'n,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muss ich am Herde stehn
Und Feuer zünden u. s. f.

Wohl nur zum Vergleich hoher Frauenschönheit, die jede andere in Schatten stellt, diente die prächtige Strophe fr. 3.:

Der gold'nen Sterne funkelnd Licht erbleicht,
Sobald das Mondes silbern Strahlenbild
In vollem Glanze sich am Himmel zeigt
Und rings die Welt mit seinem Lichte füllt,

ἄστερες μὲν ἀμφὶ κάλαν σελάναν | ἂψ ἀποκρύπτοισι
φάεννον εἶδος, | ὄπποτα πλήθοισα μάλιστα λάμπῃ | γᾶν
. . . ἀργυρία.

Ihr leidenschaftliches Herz vergleicht den Gott der Liebe mit dem Sturm, der am Berge die Eichen fällt, fr. 42

Ἔρος δ' αὖτ' ἐτίναξεν ἔμοι φρένας | ἄνεμος κατ' ὄρος δρύσιν ἐμπεσών.

Auch für Anakreon ist er der Gewaltige, Allbesiegende fr. 48; noch den Greis peinigt die Liebe und in fr. 75 schilt er das spröde Mädchen aus Thracien unter dem Bilde eines Füllen, das auf Auen in kindischen Sprüngen weidet und den kundigen Reiter flieht; oder die Schüchterne erinnert ihn an das Rehkälbchen, das noch gesäugt wird und, wenn es im Walde von der hochhörnigen Mutter sich verlassen sieht, zusammenschrickt fr. 52; der Geschwätzigen ruft er zu, nicht zu plaudern wie die Woge des Meeres fr. 90; ein winterliches Trinklied à la Alkaios wird fr. 6 gewesen sein. Die Anakreonteeen, dieses bunte Mosaik von Liedern, welche dem Teischen Sänger im Laufe der Jahrhunderte zugeschrieben wurden, gehören auch dem Kolorit ihres Naturgefühls nach einer späteren Epoche an.

Heiterer Lebensgenuss und glühende Liebesleidenschaft bilden auch bei Ibykos das Hauptmotiv seiner Lieder. Die Blumenwelt Myrthen, Veilchen, Goldringeln, Rosen und Lorbeer ist eine beliebte Dekoration, z. B. fr. 6; auf Rosen hat Kypris den Euryalos ernährt fr. 5; eine bunte Vogelgruppe wiegt sich fr. 8 auf den Spitzen der Zweige Doch von wirkungsvollstem Naturgefühl ist das schöne Liebesgedicht fr. 1 durchdrungen:

Frühling ward es und wieder blüht
Vom sanft strömenden Bach getränkt
Der Kydonische Apfelbaum,
Wo jungfräulicher Nymphen Schar
Tief im Dunkel des Haines spielt
Und die Blüte der Rebe schwillt
Unter schattendem Weinlaub.
Doch nicht achtet der lieblichen Jahreszeit
Eros und lässt mich ruh'n,
Nein, wie thrakischer Wintersturm
Widerleuchtend von Blitzesschein
Fällt er, Kyprias wilder Sohn,

Mit blind sengender Wut mich an
Und erschüttert gewaltsam mir
Die Grundfesten des Herzens. Geibel.

ἦρι μὲν αἵτε Κυδώνιαι | μηλίδες ἀρδόμεναι ῥοᾶν | ἐκ ποταμῶν, ἵνα παρθένων | κῆπος· ἀκήρατος, αἵτ' οἰνανθίδες | αὐξόμεναι σκιεροῖσιν ὑφ' ἕρνεσιν | οἰναρέοις θαλέθοισιν. ἐμοὶ δ' ἔρος | οὐδεμίαν κατάκοιτος ὥραν, ἅθ ὑπὸ στεροπᾶς φλέγων | Θρηΐκιος βορέας | ᾄσσων παρὰ Κύπριδος ἀζαλέαις μανίαισιν ἐρεμνὸς ἀθαμβής | ἐγκρατέως παιδόθεν φυλάσσει | ἡμετέρας φρένας.

Die Hauptbedingungen eines stimmungsvollen Liedes sind hier erfüllt: auschaulich wird die äussere Situation geschildert, und diese giebt der Empfindung ihren Impuls. Der Nerv des Gedichtes ist die feinsinnige Gegenüberstellung des Natürlichen und Geistigen, der Kontrast der Ruhe des lachenden Frühlings im blumigen Hag am Bach und der elementaren Gewalt der Liebesleidenschaft in der Brust des Dichters.

Von ähnlicher, ja noch gesteigerter Wirkung ist die berühmte Danae-Klage des Simonides v. Keos fr. 37. Im verschlossenen Kasten treibt des Akrisios unglückliche Tochter mit ihrem kleinen Perseus auf sturmgepeitschtem Meer dahin und singt in ihrem Mutterschmerz dem arglos ruhenden Kinde das Schlummerlied:

Fühlst nicht, o Kind, die herbe Pein,
Dich wiegte die kindliche Unschuld ein,
In dem engen, erzbeschlagenen Haus,
In der finstern Nacht, in der Dunkelheit Graus.
Nicht vor der salzigen Woge dir graust,
Die dir dein lockiges Köpfchen umbraust.
Das Rauschen des Windes, nicht macht es dir
Schmerz,
Schlummerst auf purpurnem Pfühle, mein Herz.
Dich schreckt nicht der Schrecken der stürmischen
Nacht,
Hörst nicht die Mutter, die über dir wacht;
Schlafe, mein Kind, o schlafe du See,
Schlafe mein unermessliches Weh! Berndt.

ὅτε λάρνακι ἐν δαιδαλέᾳ | ἄνεμος τέ μιν πνέων κινηθεῖσά τε λίμνα | δείματι ἤριπεν, οὔτ᾽ ἀδιάντοισι παρειαῖς, | ἀμφί τε Περσέϊ βάλλε φίλαν χέρα, | εἶπέ τ᾽· ὦ τέκος, οἷον ἔχω πόνον· | σὺ δ᾽ ἀωτεῖς, γαλαθηνῷ τ᾽ ἤτορι κνώσσεις ἐν ἀτερπεῖ | δούρατι χαλκεογόμφῳ | , νυκτὶ ἀλαμπεῖ κυανέῳ τε δνόφῳ σταλείς· | ἅλμαν δ᾽ ὕπερθε τεᾶν κομᾶν βαθειᾶν | παριόντος κύματος οὐκ ἀλέγεις, | οὐδ᾽ ἀνέμου φθόγγων, | πορφυρέᾳ κείμενος ἐν χλανίδι καλὸν | πρόσωπον. | εἰ δέ τοι δεινὸν τό γε δεινὸν ἦν, | καί κεν ἐμῶν ῥημάτων λεπτὸν ὑπεῖχες οὖας. | κέλομαι δ᾽ εὗδε βρέφος, εὑδέτω δὲ πόντος, | εὑδέτω δ᾽ ἄμετρον κακόν.

Auch hier also bietet die äussere Situation den Spiegel zu der Gemüthsbewegung des Menschen dar; der brausende Wind und das tosende Meer kontrastieren mit dem harmlosen Schlummer des Kindes, und zugleich findet Danae in dem Aufruhr der Elemente ein Echo der eigenen Angst, der eigenen stürmischen Unruhe; Äusseres und Inneres rinnen in eins, und so klingt das Lied ab mit dem echt lyrischen Empfindungstone einer doppelten Beseelung: o schlafe du See, schlafe mein unermessliches Weh!

Wenig lassen die übrigen Fragmente dieses universellsten Geistes unter den griechischen Lyrikern erraten. Der Dithyrambus fr. 73 singt vom Lenz, von der gelbhalsigen, vielgeschwätzigen Nachtigall, fr. 74 von der dunkelbläulichen Schwalbe, der Botin des süss duftenden Frühlings, fr. 40 u. 41 von der Zauberkraft des Orphischen Liedes auf Vögel, Fische und Winde u. s. f.

Bei Pindar drängt das Historisch-Mythische und das Ethos der Apollinischen Religion ein subjektives Empfinden zurück; seine Phantasie liebt zu hohen Schwung, um in sinnige Natursymbolik sich versenken zu können. Thaten der Vorzeit und der Gegenwart besingt er in seinen Epinikien und wiegt sie nach ihrem sittlichen Gehalt. Wuchtig ist auch seine Sprache, reich an grandiosen Schilderungen und Bildern, aber dieselben sind meist vom Mythus durchtränkt. Delos, die gottgebaute Meerestochter, den Parnass mit seinen Schluchten und Thälern preist er als die Lieblingsorte des Apollo, das sonnenreiche Rhodos als den des

Helios; von erhabener Schönheit ist die Schilderung des Ätna, unter dem der Tyhoeus gefesselt liegt Pyth. I, 19 bis 24 (p. I. [4] 78): »Der Pfeiler des Himmels beengt ihn, das Schneehaupt Ätnas, der allzeitige Heger scharfen Frostes; Bäche sprudeln aus den Schlünden lauteren Feuers hervor allverzehrend; qualmende Rauchwirbel quellen auf in der Hölle des Tages, Funken sprühend, dann in dunklen Nächten wirft die rötliche Glut mit Geprassel Steine weit wälzend zum tief gründenden Spiegel der See« u. s. f. (Hartung). Mythisch gefärbt ist auch der Frühlingsdithyrambus fr. 53 . . . »sobald sich aufthun die Thore der purpurnen Horen und hervorspriessen die duftigen Blumen, dann verbreiten sich liebliche Veilchenblüten über das Land, Rosen flicht man sich ins Haar, und laut schallt das Flötengetön zu Liedern und Reigen«

ὁπότ᾽ οἰχθέντος Ὡρᾶν θαλάμου | εὔοδμον ἐπαΐωσιν ἔαρ φυτὰ νεκιάρεα. | τότε βάλλεται | τὸτ᾽ ἐπ᾽ ἀμβρόταν χέρσον ἐραταὶ | ἴων φόβαι, ῥόδα τε κόμαισι μίγνυται κ. τ. λ.

Anmutig ist auch die Schilderung des Elysiums fr. 106: »dort hinab scheint immer der Sonne goldenes Licht, voll schattiger, duftiger Weihrauchbäume mit goldenen Früchten pranget die Flur mit rosenroten Auen . . . und Flüsse durchrinnen die Landschaft wogenlos mit ruhigem Wasserspiegel.«

τοῖσι λάμπει μὲν μένος ἀελίου τὰν ἐνθάδε νύκτα κάτω
φοινικορόδοις δ᾽ ἐνὶ λειμώνεσσι προάστιον αὐτῶν
καὶ λιβάνῳ σκιαρὸν καὶ χρυσέοις καρποῖς βιβριθός . . .

Vergl. Olymp. II, ant. 4.

Wie auf Archilochos, macht auch auf ihn eine Sonnenfinsternis fr. 84 den Eindruck, als ob nun alles aus den Fugen weiche oder Krieg, Früchtevertilgung, Schneesturm, Sturmflut, Weltuntergang bevorstände; von echter Humanität zeugen die Schlussworte: »wenn du (Zeus) neuer Menschen Stamm, ganz fortspülend das Erdreich, schaffen willst, mit dem jammernden Volk will leiden ich selber auch« (Tycho Mommsen) Wahrhaft *μεγαλοπρεπής* ist Pindar in seinen Vergleichen und Metaphern. Heller als ein Stern soll sein

Lied strahlen; die Tugend ist für den Mann ein untrügliches Licht; das Unglück ein früchtevernichtendes Gestürm eisiger Winde, diese selbst ein Sinnbild des mannigfach schwankenden menschlichen Schicksals; doch auf Regen folgt Sonnenschein.[45] Der Schrecken und das Morden des Krieges gleicht der drohenden dunklen Wolke;[46] seine Rede gleitet dahin wie ein Schiff, das von günstigem Winde getrieben wird;[47] sehr beliebt sind Bilder von Steuermann;[48] »ein Meer vielgoldigen Reichtums befahren wir Menschen« Isthm. I, 36; doch besonders interessant ist die Übertragung des Natürlichen auf das Geistige in der intensiven Metapher fr. 100, 3: »wer nicht vor Sehnsucht hin- und herwogt in seinem Herzen« ὅς μὴ πόθῳ κυμαίνεται, — schüchtern war der Ansatz bei Homer in Form des Gleichnisses, hier verschmelzen Bild und Sache; ja sogar die Katachrese scheut Pindar nicht Pyth. IV, 158 »die Blüte deiner Jugend braust noch in den Adern« σὸν ἄνθος ἥβας ἄρτι κυμαίνει. Das Pflanzenleben bietet auch ihm in seinem Wachsen und Vergehen ein Bild des Menschlichen; einem Saaten tragenden, sich stets erneuernden Ackerlande gleicht das Geschlecht des Alkimadas Nem. VI, 8, das der Kleonymiden, nach Kriegsstürmen wieder aufblühend, dem Garten, der nach trübem Winter grünt und im Lenz voll Rosen steht Isthm. III, 18.[49] Unter den Vögeln begegnet uns besonders der Adler. In vollem Selbstgefühl seines Könnens erhebt der Dichter sein Lied hoch über die Versuche seiner Nebenbuhler; sein Lied nimmt hohen Flug wie der Aar sich emporschwingt, im Nu mit den Klauen seinen Fang packend, während niedrigen Flug führt die krächzende Krähe Nem. III; 80, vergl. Pyth. V, 112. Wie bei Homer und Theognis Himmel und Erde und Meer lachten, so führt Pindar die poetische Beseelung weiter im fr. 113: »auch die Gestirne, die Bäche, die Wogen des Meeres beweinen dein frühzeitiges Sterben« ἄστρα τε καὶ ποταμοὶ καὶ κύματα πόντου ἀωρίαν τὰν σὰν ἀνακλαίει (Hartung für ἀνακαλεῖ).

Eine Welt liegt zwischen Homer und Pindar! Bricht auch bei dem Sänger von Theben wieder der Mythus voller und breiter hindurch, wie bei den übrigen Lyrikern, so besteht

doch ein grosser Unterschied in der Auffassung desselben bei ihm und Homer. Bei diesem waltet der naive Götterglaube, bei jenem eine tief ernste, sittliche Weltanschauung, die stets sich bestrebt, »das Mass, wonach alle Dinge zu messen, die Gesetze einer sittlichen Weltordnung, in dem eigenen Innern zu finden» (Otfr. Mueller). Bezüglich der Naturanschauung hat sich also in dem Zeitraume von Homer bis zu den Perserkriegen eine Wandlung vollzogen, die an die Stelle des epischen, objektiven Gleichnisses die subjektive, lyrische Metapher, die poetische Beseelung und die sympathetische Deutung der Naturscene treten liess.

Die Tragiker[50]) spinnen die Fäden weiter. Die Muse des Erhabenen führt den Griffel des Äschylos; das Grossartige, Gewaltige in der Natur fesselt seine orientalisch glühende, schrankenlose Phantasie; Bilder, Vergleiche und Schilderungen zeugen von imposanter Gestaltungskraft. So gleich in seinem Prometheus. »Am fernen Saum der Erde, an der Scythenstrasse, in menschenöder Wüstenei« schmieden *Βία* und *Κράτος* den Titanen an den Felsen; in grauser Einsamkeit wendet sich der Gequälte an die Natur; an ihre Teilnahme appelliert er, da sonst kein mitleidiges Ohr ihn hört v. 88 (poët. scen. Dind ed. V):

Heil'ger Äther, leicht beschwingte Lüfte,
Stromesquellen lächelnd sanfte Flut,
Die verhüllt des Meeres Schauergrüfte,
Mutter Erde, und dich, Strahlenglut,
Helios' Auge, das auf seiner Bahn
Alles schaut, euch ruf' ich flehend an.
Seht, was ich von Göttern, selbst ein Gott,
Dulden muss, wie ich in Schmach und Spott
Hier gefesselt tragen muss mein Leid,
Tragen muss durch alle Ewigkeit. Brandes.

ὦ δῖος αἰθὴρ καὶ ταχύπτεροι πνοαὶ | ποταμῶν τε πηγαὶ ποντίων τε κυμάτων | ἀνήριθμον γέλασμα, παμμῆτόρ τε γῆ, | καὶ τὸν πανόπτην κύκλον ἡλίου καλῶ. | ἴδεσθέ μ' οἷα . . πάσχω κ. τ. λ

Die Oceaniden bejammern ihn, furchtbar umhüllt ihre Augen der dichte Nebel der Thränen, da sie ihn so leiden sehen v. 144. Prometheus erinnert an das Schicksal anderer Titanen, wie des Typhon, »den das schlaflose Geschoss des niederfahrenden, flammensprühenden Wetterstrahls traf« v. 358, »doch einst werden Feuerströme hereinbrechen, rings zerfleischen mit wildem Zahn die saatengrünen, sel'gen Au'n Siciliens«, v. 367. Die Natur selbst zeigt Mitgefühl v. 431:

Klagend rauscht der weiten See Wogenschlag, die
Tiefe seufzt,
Fern nachhallt des Aides düsterer Abgrund,
Der heilgen Ströme rieselnde Quell'n beweinen deine
Trübsal

Droysen.

βοᾷ δέ πόντιος κλύδων συμπίτνων, στένει βυθὸς, | κελαινὸς Ἄϊδος δ'ὑποβρέμει μυχὸς γᾶς, | παγαὶ θ'ἁγνορύτων ποταμῶν στένουσιν ἄλγος οἰκτρόν.

Der Io kündet Prometheus ihre Leidensfahrt zu den sternbenachbarten Schläfen des Kaukasus voraus, »nimmer werde rasten das sturmgepeitschte Meer grauenhafter Qual« — *δυσχείμερόν γε πέλαγος ἀτηρᾶς δύης* v. 746. Die Klagen der Wahnsinnigen »verhallen umsonst in des Unheils tosender Brandung« v. 885. Hermes naht, um den Trotzigen zum Nachgeben zu zwingen, doch derselbe antwortet 1001: »Wie eine Welle belästigst du mich eitel mit deiner Worte Drängen«; Hermes warnt 1014: »bedenke, welch ein Orkan, welcher Qualen Brandung dich fluchtlos zerschmettert« *οἷός σε χειμὼν καὶ κακῶν τρικυμία ἔπεισ' ἄφυκτος.* Doch vergebens. Mit der Glut und Erhabenheit der Phantasie eines Dante oder Shakespeare fordert Prometheus sein grauses Verhängnis heraus v. 1040:

Wohlan, Zeus, falle dein züngelnder Blitz
Zweizackig auf mich hernieder,
Und es hall' aus gespaltener Wolken Schlitz
Laut krachend der Donner wieder!
Erfasst von der Windsbraut tobender Wut,
Mag der Erdgrund brechen zusammen,
Mag spritzen des Meeres schäumende Flut

Bis hinauf, wo die Sterne flammen,
Und mag stürzen mein Leib, wo der Tartarus klafft,
Von des Schicksals zwingendem Strudel entrafft,
Zu der Frevler furchtbaren Nöten.
(Ganz wirst du mich doch nicht töten!)
Ha, schon wird es zur That, was Kronion gedroht.
Schon erzittert im tiefsten Grunde die Erde.
Des Blitzstrahls Flamme loht,
Und der Donner hallt dumpf in der Runde;
Vom Boden wirbelt der Staub empor,
Wild stürzen, wie feindliche Heere,
Auf einander die Stürme in grimmigem Chor,
Und der Himmel vermählt sich dem Meere
(*ξυντετάρακται δ' αἰθὴρ πόντῳ*).
So brich denn herein, Kronions Gericht!
O Mutter du, und du kreisendes Licht
Des Äthers, o sehet mich beide, -
Wie ich ungerecht, ungerecht leide! Brandes.

Wie schon aus dieser Skizze des Prometheus einleuchtet, entlehnt Äschylos seine Bilder besonders dem Meere und webt in kühnen, gewaltigen Metaphern Natürliches und Geistiges in eins. Auch die übrigen Stücke sind reich an solchen, so die Septem, wo es heisst: es rauscht heran die Welle des Landheeres; helmbuschwogend brandet um die Stadt der Feinde Meer, tosend und sturmgepeitscht von Ares Zorn; in heitrer See schifft jetzt die Stadt, trotz allem Schlag der empörten Wogen hat sie kein gefährdend Leck; Fluten des Heeres, der Worte, des Unheils sind häufig.[51]) An Simonides erinnert die Beseelung Agam. 565: »wenn um Mittagszeit die See in wellenlos windstiller Ruh sich legend schlief« *ἢ θάλπος, εὖτε πόντος ἐν μεσημβριναῖς | κοίταις ἀκύμων νηνέμοις εὕδοι .πεσών.*

Bild und Sache sind schön in einander verschmolzen Hik. 126: »O schwer enträtselt Wehgeschick! Welle, wohin noch treibst du?« *ἰὼ δυσάγκριτοι πόνοι· ποῖ τόδε κῦμ' ἀπάξει;* und v. 784: »dunkelwogend pocht das Herz in meiner Brust« *κελαινόχρῳ δὲ πάλλεται (κέαρ) κλυδωνίῳ.*

Auch die Schilderungen des Meeres sind grossartig, so bei der Erzählung von der Salaminischen Schlacht, Pers. v. 386 ff.: »hell brach der Tag an, mit seines Wagens Lichtgespann beleuchtet sonnenhell er die Meeresbucht — doch am Abend treiben Wrack an Wrack und Leichen umher, Wehklage und Angstgeschrei erfüllt das weite Meer, bis dass dahin sie nahm der dunkle Blick der Nacht« *ἕως κελαινῆς νυκτὸς ὄμμ' ἀφείλετο.*[52])

Ein grandioses Seestück entrollt die Schilderung des Herolds Agam. v. 650: »die grimmsten Feinde verschworen sich, Meerflut und Feuer, . . es erhob zur Nachtzeit sich der empörten Fluten Sturz, an einander jagte die Schiffe wilder thrakischer Orkan« u. s. f. *ξυνώμοσαν γὰρ ὄντες ἔχθιστοι τὸ πρὶν, πῦρ καὶ θάλασσα κ. τ. λ.* Zart ist das Bild Agam. 740 von der Helena, die wie »glanzheitre Meeresstille, eine herzerschliesende Liebesblüte« *φρόνημα νηνέμου γαλήνης . . δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος* nach Ilion kam. Am grossartigsten ist die Beseelung fr. 41, in welchem Aphrodite ihre allbezwingende Macht schildert:

> Es sehnt der keusche Himmel sich, zu umfahn die Erd',
> Sehnsucht ergreift die Erde, sich zu vermählen ihm;
> Vom schlummerstillen Himmel strömt des Regens Guss;
> Die Erd' empfänget und gebiert den Sterblichen
> Der Lämmer Grasung und Demeters milde Frucht;
> Des Waldes blühenden Frühling lässt die regnende
> Brautnacht erwachen; alles das, es kommt von mir.
>
> *ἐρᾷ μὲν ἁγνὸς οὐρανὸς τρῶσαι χθόνα | ἔρως δὲ γαῖαν λαμβάνει γάμου τυχεῖν . . . δενδρῶτις ὥρα δ' ἐκ νοτίζοντος γάμου | τελειός ἐστι· τῶν δ' ἐγὼ παραίτιος;* vergl. Eurip. fr. 890.

Hier paart sich die erhabenste Naturanschauung mit der Sinnenglut einer orientalischen Phantasie. Grandios ist auch die Durchführung des Gedankens, nichts gleiche der menschlichen Leidenschaft, der trotzfrechen Hoffahrt eines Mannes, nicht einmal die Ungeheuer, welche die Erde nährt, noch die Knäuel menschengier'ger Scheusale in der Tiefe des Meeres u. s. f. Choeph. 585.

Auch in seinen Bildern aus dem Tierleben[53]) überwiegt das Gewaltige: der Löwe, der Adler, der Drache, die tückische Schlange, der Wolf; lieblich sind die von der Nachtigall wie Agam. 1142; es berührt sich unmittelbar mit unserer Empfindungsweise, wenn Kassandra a. a. O. die tonreiche Nachtigall preist, da sie kein Menschenleid kenne, nur süsse, thränenlose Tage![54]) Andererseits ist dem Dichter ihr schmelzendes Lied der Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes vergl. Hik. 160. Die Mutterliebe der Niobe gleicht der des brütenden Vogels fr. 149; die trauernden Kinder am Grabe des Vaters rufen Choeph. 501: »O Vater, sieh, deine Küchlein sitzen an deinem Grab«.[55]) Doch auch das Pflanzenleben, der Ackerbau dient zu Vergleichen. So begrüsst Klytaemnestra Agam. 966 den heimkehrenden Gatten heuchlerisch mit dem schönen Gleichnis:

Lebt die Wurzel, so umgrünet Laub das Dach
Und breitet Schatten vor dem heissen Sirius,
Du kündest Frühlingswärme mir in Winterszeit;
Und wenn in herber Traube Zeus den jungen Wein
Lässt reifen, dann weht labend Kühlung durch das Haus.

Grotesk, ja das Mass des ästhetisch Zulässigen überschreitend, sind die Worte der Klytaemnestra Agam. 1389, in denen sie das Blut des Erschlagenen den Tau nennt, der sie erquickt, gleichwie des Regenschauers sich freut die Saat, nach dem die Knospen sich erschliessen.[56])

So durchmisst der Geist des Äschylos in kühnem Fluge Meer und Himmel und Erde, Pflanzenleben und Tierwelt, um für seine Ideeen das adäquate Gegenbild zu finden.

Die Phantasie des Sophokles ist massvoller; er sucht das Schöne nicht im Erhabenen, sondern in der harmonischen Ineinsbildung von Stoff und Form; seine Sphäre ist das Zarte, Liebliche in Pflanzen- und Tierwelt.

Weinstock und Ölbaum preist er im Öd. Col oder zieht sie zu Vergleichen heran wie Trach. 701, Antig. 712, und in durchscheinendem Bilde[57]) sagt Aias v. 558 zu seinem kleinen Sohne:

Indessen weid' in leichter Luft und pflege dir
Die junge Seele, deiner Mutter hier zur Lust
τέως δὲ κούφοις πνεύμασιν βόσκου κτλ.

Unter den Tieren steht das Ross in erster Linie, Öd. Col. 699, 1062, Öd. tyr. 466, Antig. 477, El. 25, nur vereinzelt sind Vergleiche von wilden Tieren wie vom Drachen Antig. 126, Trach. 770. Seiner zart besaiteten Seele entspricht besonders das Reich der luftigen, leichtbeschwingten Vögel. »Ich erbebe vor Furcht wie das Auge des flatternden Täubchens«, sagt der Chor. Ai. 139; alberne Männer tosen laut wie Vögel im Schwarm aus Furcht vor dem gewaltigen Geier v. 167; Gram und klagendes Sehnen erinnern an Philomele[58]), und die Elternliebe der jungen Brut soll den Menschen zur Nachahmung dienen El. 1058, vergl. Antig. 424.

Der Wunsch der Beflügelung[59]), der uns zuerst bei Alkman begegnete, kehrt bei Sophokles in bedeutsamer Weiterbildung wieder. Schon bei Homer wünscht Helena Il. VI, 345:

O hätte doch am Tage meiner Geburt
Ungestüm ein Orkan mich entrafft auf ein ödes Gebirg' hin
Oder hinab in die Woge des weitaufrauschenden Meeres,
Dass mich die Woge verschläng', eh' solche Thaten geschehen!

Und bei Äschylos ruft in ähnlicher Stimmung der Danaidenchor Hik. 780: ... wohin entfliehen?

Ein schwarzer Rauch möcht' ich fliehn
Zeus Wolken nah von hinnen ziehn,
Lautlos verschwinden,
Möcht' ein leiser, leichter Staub
Emporgeweht flügellos verfliegen!

μέλας γενοίμαν καπνὸς νέφεσι γειτονῶν Διός· | τὸ πᾶν δ' ἄφαντος ἆμ πνοαῖς διψὰς ὣς κόνις ἄτερθε | πτερύγων ὀροίμαν.

Mit solcher Verzweiflung paart sich zunächst auch das Verlangen, ein Vogel oder mit den Vögeln und mit

dem Wehen des Windes in die Weite zu fliegen, bei Sophokles. So im Philoktet 1092:

O dass hoch empor Vögel mit sausendem Schwung in die Lüfte mich entrafften!
Nicht mehr ertrag' ich's!

εἴθ' αἰθέρος ἄνω | πτωκάδες ὀξυτόνου διὰ πνεύματος | ἕλωσί μ'. οὐ γὰρ ἴσχω.

Trach. 953:

Wenn eilende Lüfte doch
Mit hellem Hauch von diesem Herd mich in weite Ferne trügen u. s. f.

Doch auch andere Stimmungen als verzweiflungsvolle Sorge und Angst bilden das Motiv zu solchen Wünschen. Im Öd. Col. wünscht der Chor, dem Siege der Attiker über die Entführer der Ödipus-Töchter zuschauen zu können, und ruft v. 1081:

Könnt' ich sturmwindgleich, ein schnell fliegend Täubchen,
Hoch zu des Äthers Gewölk entflohn, mit meinem Auge
Von dorther diese Kämpf' erreichen!

εἴθ' ἀελλαία ταχύῤῥωστος πελειὰς | αἰθερίας νεφέλας κύρσαιμι τῶνδ' ἀγώνων | ἐωρήσασα τοὐμὸν ὄμμα.

Nicht deutlich ist der Zusammenhang im fr. 423 (aus dem Önomaos, Schol. zu Aristoph. av. 1337): »Ich möcht ein hochhinschwebender Adler werden, damit ich mich höbe über des unfruchtbaren, blaurauschenden Meeres Wogen« γενοίμαν αἰετός ὑψιπέτας | ὡς ἂν ποταθείην ὑπὲρ ἀτρυγέτου γλαυκᾶς ἐπ' οἶδμα λίμνας. Das γενοίμαν wird formelhaft in diesen Wendungen; so kehrt es in anderer Bedeutung wieder in dem schönen, ein inniges Heimatsgefühl atmenden Liede Ai. 1217:

O könnt ich hin, wo waldig des Berges Haupt,
Von Meerwogen umspült, sich hebt,
Unter Sunions hohem Fels,
Heilige Stadt Athens, dir Grüsse zu senden!

γενοίμαν, ἵν' ὑλᾶεν ἔπεστι πόντου | πρόβλημ' ἁλίκλυστον κ. τ. λ.

Doch vor allem ist auch bei Sophokles das Meer in seinen wechselnden Erscheinungen ein Abbild menschlichen

Lebens und Leidens. Wie das aufgeschwollene Meer, das vom Thrakersturm erregt machtvoll sich in die umdüsterte Tiefe wälzt, den schwarzen Meersand aufwühlt und im stöhnenden Orkan an die Ufer tost, so wälzt sich der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht Antig. 586.

Wie man in Weiten des Meeres im Boreas-Sturm Wogen an Wogen sich drängend, kommend und gehend erblickt, so treibt den Sohn Thebes des Lebens vielfältige Not Trach. 114. Besonders imposant ist die Schilderung des Chors Öd. Col. 1240:

Wie nördlich einen Seestrand Wogenschlag und Winterorkan erschüttern;
Also stürmen auf dich auch
Hochher Brandend in stetem Wutgrimme die Leiden und ruhen nimmer.

Ebenso häufig sind die Metaphern, wie der Sturm wildrasenden Wahnsinns, der Strudel der die Bahn durchwogenden Gespanne, das Meer der Todesflut, des Leidens[60]).

Sinnreich sind auch die Bilder Trach. 129: »Freuden und Leid wechseln, wie über uns ewig am Himmel Arktos kreist«, vergl. fr. 713 und fr. 162 von der Liebe, die dem glänzenden Eisstückchen gleicht, das den Knaben erfreut, ihm aber in der Hand zerrinnt, vergl. anth. III., 154, Claudiani no. 4 und 5.

An Grossartigkeit und Pracht der Bildersprache übertrifft Ächylos den Sophokles, aber dieser überragt weit den älteren Rivalen an Innigkeit jener Naturauffassung, die ein Mitgefühl der Natur beilegt und sie als einen trostreichen Freund betrachtet, von dem man sich schwer trennt. Zwar sucht der Mensch in den Dramen des Sophokles noch nicht die Natur um ihrer selbst willen auf, um in ihren grossartigen oder lieblichen Eindrücken zu schwelgen, aber in der Einsamkeit, in der hülflosen Not entdeckt er in der Natur ein ihm innerlich verwandtes Wesen und ahnt eine stille Sympathie derselben mit seiner eigenen Seelenqual. Dann giesst der sanfte Lichtglanz des

sonnigen Morgens Balsam in das wunde Menschenherz, oder der Gramgebeugte begrüsst klagend jeden neuen Tag des Leidens, wie im Anfang der Elektra. »Schon weckte ja der Sonne strahlenvoller Glanz«, heisst es v. 17,

Der Vögel Morgenstimmen auf zu hellem Schall,
Die düstre Nacht der Sterne schwand in's Dunkel hin —

doch gramerfüllt tritt Elektra hinaus in den hellen Morgen und ruft Licht und Luft als die einzigen Zeugen ihres Wehes an, v. 86:

O heil'ges Licht,
O Luft, den Erdkreis rings umflutend,
Wie oft, wie oft vernahmt ihr nicht,
Zur Zeit, wo vor dem Tag die Nacht verschwand,
Die Klage, die sich meiner Brust entwand,
Der Brust, von selbstgeschlag'nen Wunden blutend! . .
Und niemals schweigt mein Jammerruf und meine Klage,
So lang' am Himmel aufwärts steigt
Der Sterne strahlend Heer in jeder Nacht,
So lange noch der Sonne Licht erwacht,
Zu meiner Qual an jedem jungen Tage.
Gleich wie die Nachtigall, der fortgetragen
Die Jungen aus dem Neste, so will ich klagen.

Brandes.

ὦ φάος ἁγνὸν | καὶ γῆς ἰσόμοιρ᾽ ἀήρ, ὥς μοι | πολλὰς μὲν θρήνων ᾠδὰς | πολλὰς δ᾽ἀντήρεις ᾔσθου | στέρνων πληγὰς αἱμασσομένων κ. τ. λ.

Mit grausem Kontrast nennt Aias Ai. v. 394 die Grabesnacht sein leuchtendes, rettendes Licht; er verzweifelt am Leben, glaubt sich von allen, selbst von der Natur, den troischen Ebenen (v. 459) gehasst und kündet (v. 412) den zum Meere rauschenden Strömen, den Grotten und Hainen, dem Skamandros, die so lange sein Leiden gesehen, seinen nahen Tod an. Nur vorübergehend ist der Entschluss, dass, »wie der schneeumhüllte Winter dem fruchtbeladenen Sommer Raum giebt und der schauervolle Kreis der Nacht den weissen Rossen des Helios weicht, wie dem leisen Windeshauch das wilde, stöhnende Meer gehorcht und sich sänftigt«, er sich vor den gewaltigen

Gegnern beugen will v. 669; am einsamen Strande sinnt er auf Selbstmord, dem Helios trägt er die Trauerkunde für den greisen Vater auf und nimmt Abschied von der lichten Welt v. 859:

O Licht, o Heimaterde, dich geweihtes Land von Salamis,
O meines Vaterherdes Sitz, dich Burg Athenes,
Euch Flüsse hier und Quellen, euch die troischen
Gefilde ruf' ich, lebet wohl, ihr Pfleger mir!
ὦ φέγγος, ὦ γῆς ἱρὸν οἰκείας πέδον Σαλαμῖνος. . . .
χαίρετ᾽ ὦ τροφῆς ἐμοί.

Auch im Öd. tyr. wird die Natur als mitempfindende Zeugin menschlichen Leidens betrachtet, wie in den rührenden Worten des Ödipus v. 1398:

Ihr dreigespaltnen Pfade, du verborgnes Thal,
Du Wald, ihr engen Schluchten dort am Scheideweg,
Die meines Vaters Blut ihr einst, das meine Hand
Vergossen, tranket, denkt ihr noch, welch schwere That
Ich dort vor euch verübte, was, hieher gelangt,
Ich wiederum verbrochen?

Im Öd. Col. wird die düstere Melancholie, welche in der ganzen Tragödie waltet, gesteigert und gemildert zugleich durch die Schilderungen der Herrlichkeit des Landes:

Wo im holden Lenze
Von dem Klagelied der Nachtigallen
Schatt'ge Gründe widerhallen;
Wo der dunkelfarb'ge Epheu rankt,
Jeder Strauch von tausend Früchten schwankt;
Wo von Himmelstau befeuchtet
Aus der Wiesen immer frischem Grün
Des Narkissos Blütentraube leuchtet,
Wo des Krokos gold'ne Kelche blühn;
Wo in schlummerlosen Wogen
Der Kephissos kommt daher gezogen,
Dessen Quelle nie versiegen mag,
Der in klarem Strome Tag für Tag
Zieht befruchtend seines Segens Spur
Durch der grünen Äcker breite Flur,

Wo der Chor der Musen laut erschallet,
Und wo Kypris oft vorüber wallet u. s. w. v. 16 u. v. 668.
Brandes.

Harmonisch stimmt die freudige Begrüssung des Morgenlichtes zu dem frohen Siegesgefühl, das samt der Aussicht auf Frieden der junge Tag gebracht, in der Antig. v. 100; denn der Feind, der »wie ein Aar kreischend auf das Land sich stürzte oder wie ein Untier die Stadt blutlechzend umgähnte«, ist besiegt:

ἀκτὶς ἀελίου, τὸ κάλλιστον ἑπταπύλῳ φανὲν | Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος, | ἐφάνθης ποτ', ὦ χρυσέας ἁμέρας βλέφαρον κ. τ. λ.

Berühmt ist das Stasimon v. 332: Vieles Gewaltige, lebt, doch nichts ist gewaltiger, als der Mensch! Äschylos wusste nichts an Grausenhaftem in der Natur dem Trotz und der wilden Leidenschaft des Menschen gegenüberzustellen, hier haben wir den Gedanken der Erhabenheit des Menschengeistes über die Natur, einen Hymnus auf die Thatkraft und die gewandte Klugheit des Menschen, der da das Meer bezwang, über die Flut hinwandelnd und den ringsumtosten Pfad, und die Erde, den Pflug durch ihre Rinde ziehend jahraus jahrein, sowie die Tiere des Waldes, die wimmelnde Brut des Meeres, die mit netzgeflochtenen Garnen fängt der vielbegabte Mensch! Von besonderer Zartheit sind wieder die Abschiedsworte der Antigone, die zum letzten Mal den Glanz der Sonne sieht v. 806; sie gedenkt der Niobe, um die gleich des Epheus schlingendem Grün sich der sprossende Fels rankt, während rastlos der Regen an ihr zehrt, der Schnee unter den thränenden Brau'n ewig den Busen ihr badet:

Also bettet der Tod zur Ruh' auch mich . .
O Stadt, und du Brunnquell Dirka's,
Lusthain du der wagenberühmten Thebe!
Euch alle beschwör' ich, seid Zeugen,
Wie unbeweint von Freunden, kraft welches Spruchs
Ich sterben muss!

Die wärmsten Beziehungen zur Natur finden wir im Philoktet. Sie hat ihm in seinem Leiden ein fühlendes

Menschenherz ersetzt, ihr hat er sein Leid geklagt in seiner grausen Abgeschiedenheit (v. 936, v. 1080); klagend hat er die hochschwebenden Vögel angerufen, die Tiergeschlechter, die den Wehrlosen nicht fürchten (v. 1146). — Und als nun seine Erlösungsstunde schlägt, nimmt er einer Schillerschen Johanna gleich rührenden Abschied von seinem Felsennest 1452:

Wohlauf denn, scheidend begrüss' ich das Land!
Leb wohl, mein Felsdach, das mich geschirmt,
Ihr Nymphen der Bäche, der Au'n lebt wohl,
Du, mächtig am Vorwerk brandendes Meer,
Wo die Fluten, erregt von den Stössen des Süds,
Oft netzten mein Haupt in dem Winkel der Kluft,
Wo den klagenden Laut, wann wild auf mich
Einstürmte der Schmerz, der hermäische Berg
Im Rückhall oft mir herübergesandt!
Ihr Brunnen umher und Apollons Quell,
Ich verlass' euch nun, ich scheide von euch,
Der nie so Kühnes zu hoffen gewagt,
O Lemnos, umflutet Land, leb wohl!
χαῖρ' ὦ Λήμνου πέδον ἀμφίαλον.

Sophokles bezeichnet in seiner gesamten Kunstrichtung den Höhepunkt des griechischen Geistes; seine Tragödieen sind ein treues Spiegelbild einer auf Humanität gegründeten, harmonischen, tief sittlichen Weltanschauung; sein Naturgefühl trägt das Gepräge edler Einfachheit; seine lebenswarmen Schilderungen bekunden ein inniges Wohlgefallen an der Natur und eine tiefsinnige Symbolik des Geistigen und Natürlichen, sowie jene Sympathie, die in der landschaftlichen Umgebung einen Widerhall der eigenen Stimmung findet.

Sophokles wurzelt fest in dem Perikleischen Blütezeitalter des hellenischen Wesens. Euripides steht an der Wende zweier Epochen; seine Tragödieen zeigen schon deutliche Symptome einer gährenden, umwälzenden Periode, in der das Alte in allen Fugen zu wanken beginnt und der Mythenglaube, von dem Scheidewasser sophistischer Re-

flexion zersetzt wird, um als leere Form dem atheistischen Dichter nur noch als Dekoration oder als Zielscheibe versteckten parodierenden Witzes zu dienen Nur ein dunkles Schicksal waltet, »des Menschen Lose, Weh und Wohl mischt ohne Wahl ein Gott verwirrend« (Hekuba v. 956). Von Zweifeln zerrissen und modernem Weltschmerz nicht ganz fern schwankt er in seinen rhetorischen Reflexionen hin und her, die bald den Stempel flacher Gesinnungslosigkeit, bald edler, echt antiker und humaner Denkart tragen. Von rein hellenischem Gesichtspunkt bezeichnet Euripides einen Niedergang griechischer Kunst und griechischen Geisteslebens; trotzdem aber ist von weiterem, kulturhistorischen Standpunkt aus ein gewaltiger Fortschritt bei ihm unverkennbar d. h. ein Fortschritt zum Modernen hin.

Das *γνῶθι σαυτόν* ist zur Thatsache geworden, eine Innerlichkeit und Vertiefung des Denkens macht sich geltend, wie nie zuvor, und so löst das Drama die Aufgabe, »aus dem süssen Dämmerlicht poetischer Befangenheit in die volle Tageshelle des Bewusstseins, der Aufklärung, der subjektiven Freiheit hinüberzuführen« [61]). Immer mehr versenkt der Mensch sich in die Tiefe seiner Seele und entdeckt schaudernd — Abgründe. Das eigene Ich wird zum Phänomen, das Probleme stellt, deren Lösung psychologischer Motivation bedarf. Der Mensch beginnt auf das leise Gekräusel seiner Empfindungen zu achten, sie absichtlich festzuhalten, über sie zu reflectieren, und auf dieser Doppeltsetzung des Ichs, auf dieser Selbstbespiegelung beruht ja wesentlich das, was der moderne Mensch Sentimentalität nennt. Wie sentimental klingt der Wunsch des Hippolytos v. 1079: »o könnt' ich selbst mir gegenüber stehen und schauen, welch bittre Zähren mir entlockt mein trübes Los!« Euripedes ist der Romantiker unter den Tragikern, seine Empfindsamkeit tritt auch in den Äusserungen seines Naturgefühls hervor, das die nächste Vorstufe zu dem idyllischen Naturempfinden der hellenistischen Epoche bildet. Bernhardy [62]) aber irrt, wenn er sagt: »die Vergleichung zwischen Natur und sittlichem Leben ist dem Euripides ganz eigentümlich«, denn wir sahen, wie aus Keimen bei

Homer allmählich eine immer intensivere Parrellisierung des Geistigen und Natürlichen sich ergab, und wenn er ferner von einem »Mangel an poetischen Bildern« bei Euripides spricht, so können wir vielmehr behaupten, dass Euripides sie aus allen Sphären in reicher Fülle darbietet. Wie des Baumes Spross liebreich gehegt wächst Polydoros auf Hek. v. 20; wie Epheu, der die Eiche umrankt, will Hekuba die Polyxena umschlingen Hek. v. 398, wie Fichtenthränen — πεύκινον δακρυ — troff durch des Giftes unsichtbare Wut das Fleisch vom Körper sich ablösend Med. 1200, vergl. Hik. 448, Hippol. 1252. Der Quellflut gleich, welche dem Felsen entströmt, rinnen die Thränen Androm. 116, 533, und Hik. v. 79 ruft der Chor: »Der Wehklagen unselig unersättliche Wollust ergreift uns, wie von erhabenem Fels der Tropfen feucht dahin rinnt, unablässig in ewigen Klagen«

ἄπληστος ἅδε μ' ἐξάγει χάρις γόων | πολύπονος, ὡς ἐξ ἀλιβάτου πέτρας | ὑγρὰ ῥέουσα σταγὼν | ἄπαυστος γόων.

Was ist moderner als die Wollust des Schmerzes, diese χάρις γόων, die dolendi voluptas eines Petrarca, die Wonne der Wehmut eines Göthe? Und wie raffiniert sentimental ist die Beseelung des in steter Klage rinnenden Wassers! Sophokles nennt die Quellen ruhelos Öd. Col. 685, Euripides deutet in seiner Empfindsamkeit das Murmeln der aufschlagenden Tropfen als ein unablässiges Klagen, wie Heine, Lenau von wimmernden Winden, »vom Bächlein, das die welken Blätter davonträgt mit halb erstícktem Weinen,« und von Wolken reden, »die herüberhauchen schwer in stürmischer Beklommenheit«, oder Platen: »es scheint ein langes, ew'ges Ach! zu wohnen in diesen Lüften, die sich leise regen« oder Byron vom cascate del marmore zu Terni: »drinnen im Abgrund heult und braust die Flut von ew'ger Qual gehetzt« (Ch. Harold IV, 69). »Wenn alles Recht sich verkehrt, dann werden auch die Quellen rückwärts fliessen«, heisst es Med. 410, vergl. Hik. 520; die starre, unbeugsame Menschenbrust gleicht dem unempfindlichen Felsen oder der wogenden Meeresflut Med. 28, 1279, Androm. 537, vom Alter Herk. fur. 637.

Düstere Melancholie liegt über Bildern von Wolken[63]) und Winden wie im Hippol. 192: »was mehr wert als dies Leben ist, hüllt umgebende Nacht in finsteres Gewölk«; Hik. 961: »einer irrenden Wolke gleich treiben uns des empörten Sturmes Hauche«:[64])

ἑλισσόμεσθ' ἐκεῖθεν ἐνθάδε δυστυχίαισιν | εὐτυχίαις τε πάλιν | μεθίσταται δὲ πνεύμασι.

Doch auch ihm ist besonders das Meer mit seinen Wellen und Stürmen ein Abbild des ewigem Wechsel unterworfenen menschlichen Daseins. Wie das wilde Meer tobt die Leidenschaft, oder wie Meeressturm packt der Zorn den Menschen,[65]) wie Wogendrang das Unglück, die Flut der Leiden.[66]) Dem Meerschiffe gleich wird der Mensch vom Sturm des Ungemachs umbraust,[67]) ruhig muss er sich von den Wellen treiben lassen, sein Lebensschiff lenkt das Schicksal Tro. 102: »in den Wechsel des Schicksals füge dich still, schiff hin, wie der Gott, wie die Welle dich treibt und kehre den Bug nicht wider den Strom, denn du fährst mit dem Steuer des Schicksals«:

πλεῖ κατὰ πορθμὸν πλεῖ κατὰ δαίμονα | μηδὲ προσίστη πρῷραν βιότου | πρὸς κῦμα πλέουσα τύχαισιν.

Äschyleische Pracht mit Sophokleischer Zartheit vereinen die Euripideischen Bilder aus dem Tierleben. Löwe, Schlange, Waldeber,[68]) wie auch das Reh begegnen uns; mit liebevollster Kleinmalerei ist gerade das Gleichnis vom letzteren in dem Chorliede Bakch. 862 ausgeführt:

Werd' ich in nächtlichem Reigentanz einst heben den weissen Fuss,
Aufjubelnd und frei den Hals hoch in tauige Lüfte werfend,
Dem Reh gleich, das in der Auen grüner Lust sich spielend ergeht,
Wann es schüchtern entfloh, geschreckt
Über schön geflochtene Netz' ausserhalb des Geheges,
Und der rufende Jäger zu raschem Lauf die Doggen treibt?
Zitternd scheu, mit dem Flug des Sturmwinds eilt
Fliegend es hin zu dem Gefild' am Strom,

Freut sich, dass es nirgend Menschen sieht,
Freut sich des dunkellaubigen Hains.

. . ὡς νεβρὸς χλοεραῖς | ἐμπαίζουσα λείμακος ἀδοναῖς . . μόχθοις τ' ὠκυδρόμοις ἀελλὰς | θρώσκει πεδίον | παραποτάμιον, ἁδομένα | βροτῶν ἐρημίαις | σκιαροκόμοιό τ' ἔρνεσιν ὕλας.

In solcher Schilderung haben wir den Ansatz zum hellenistischen Genrebild aus dem friedlichen Leben der Tiere. Unter den befiederten Wesen giebt der Schwan ein rührendes Bild der Kindesliebe Bakch. 1364: »was schlingst du, arme Tochter, deinen Arm um mich, wie seinen alten Vater kost der graue Schwan«, ebenso El. 151 cf. Herk. 692. Jon. 160.

Doch besonders teilt Euripides mit Sophokles das innige Interesse an dem Leben der leichtbeschwingten, flüchtigen Vögel der Luft, die so fröhlich zum Äther sich heben. Unter den unendlich häufigen Vergleichen[69]) ist besonders charakteristisch Iphig. Taur. 1089:« Vogel, der du bei felsigen Meeranhöhen, o Halkyon, klagst in traurigem Liede, wohl verständlich Verständigen, da du den Gemahl im Gesange stets rufest! Dir vergleichbar im Leid bin ich ungeflügelter Vogel« !

. . εὐξύνετον ξυνετοῖσι βοάν (ἀείδεις) ὅτι πόσιν κελαδεῖς ἀεὶ μολπαῖς | ἐγώ σοι παραβάλλομαι | θρήνους, ἄπτερος ὄρνις.

Die Klagetöne des Vogels sind ein Echo der eigenen Stimmung; ein gleiches Weh fühlt Vogel- und Menschenbrust. So wird Hel. 1107 die Nachtigall, die in liedervoller Grotte klagt, gebeten, aus falber Kehle die seufzenden Lieder hervorzuwirbeln, um in die Trauer des Chors einzustimmen, vergl. fr. 775, v. 20ff., Phoen. 1515. Kosmopolitisch ist der Gedanke fr. 1034: »Den Schwingen des Adlers steht offen zum Fluge der weite Himmel, die ganze Erde ist Vaterland dem edlen Mann« !

ἅπας μὲν ἀὴρ αἰετῷ περάσιμος | ἅπασα δὲ χθὼν γενναίῳ πατρίς.

Zur Manier wird bei Euripides der Wunsch, mit Fittigen der Vögel oder mit den Winden und Wolken durch die

Lüfte enteilen zu können. Doch nicht ist diese Sehnsucht »stets ein Zeichen der schmerzlichsten Verzweiflung« (Woermann S. 47), sondern in höchst bedeutsamer Weise verquickt Euripides auch andere Motive mit diesem Verlangen, wie bereits Sophokles es anbahnte. Schreckenvolle Angst giebt allerdings häufig einen solchen Wunsch ein wie in der Hekabe 1099: »wohin mich wenden? Soll ich auffliegen in des Äthers Höhen . . oder entschwing' ich Unseliger mich zu des Hades düsterm Stand«?

ποῖ τράπωμαι; ποῖ πορευθῶ; | ἀμπτάμενος οὐράνιον ὑψιπετὲς ἐς μέλαθρον κ. τ. λ.

Ebenso Or. 1375, vgl. 982, Med. 1296, Androm. 847, 861: »o dass ich ein Vöglein wäre« κυανόπτερος ὄρνις εἴθ' εἴην, Jon 796, Herk. 1158, Hik. 829. Von Heimweh eingegeben ist der Wunsch Iph. Taur. 1137, mit den Sonnenstrahlen heimwärts zu fliegen und über dem heimischen Dache der Flügel Schwung zu hemmen:

λαμπρὸν ἱππόδρομον βαίην, ἔνθ' εὐάλιον ἔρχεται πῦρ.
οἰκείων δ' ὑπὲρ θαλάμων ἐν νώτοις ἁμοῖς πτέρυγας
λήξαιμι θοάζουσα.

Liebevolle Sehnsucht nach dem Bruder atmen die Worte der Antigone Phoen. 163:

O flög' ich den Flug windschnellen Gewölks
Mit den Füssen dahin durch die Lüfte zu
Meinem Geliebten, ach dass ich die Arm' um ihn
Schläng', um den lieben Hals des Unseligen,
Lange verbannten!

ἀνεμώκεος εἴθε δρόμον νεφέλας | ποσὶν ἐξανύσαιμι δι' αἰθέρος | πρὸς ἐμὸν ὁμογενέτορα . .

Eteokles giebt v. 504 dem Gefühle Ausdruck, dass er sich nicht werde zu lassen wissen, wenn ihm die Tyrannis zu Teil werde, dann möchte er zum Sternenaufgang durch des Äthers Raum sich schwingen oder in die Erde tauchen u. s. f.

ἄστρων ἂν ἔλθοιμ' αἰθέρος πρὸς ἀντολὰς | καὶ γῆς ἔνερθε κ. τ. λ.

Vergl. frgm. inc. 903:

βάσομαί τ' εἰς αἰθέρα πολὺν ἀερθεὶς | Ζηνὶ προσμίξων.

Frohlockende Freude hebt die Brust der hellenischen Frauen, als Troja gefallen ist und Menelaos sich zur Heimkehr anschickt, und ihr Jubel bricht in die Worte aus Hel. 1478:

»O schwebten wir hoch in den Lüften beschwingt, wie der schwärmende Zug, Libyscher Vögel Geschlecht, die, dem regnichten Herbst entflohen, weithin ziehen und des ältesten Lockpfeife folgen, des Führers, der zu den fruchtbaren Auen, quellenlosem Gefild' herabschwebt in fröhlichem Jubel«

δι' ἀέρος εἴθε ποτανοὶ | γενοίμεθ' ὅθι στολάδες | οἰωνοὶ Λίβυες κ. τ. λ.

Neidisch blicken sie auf zu dem freien und geschwinden Fluge der Vögel und rufen ihnen zu, vorauszueilen, »eilender Wolken Laufe zugesellt, mitten zu den Plejaden zu fliegen, um Orions nächtliche Bahn zu schweben und am Eurotas-Strom den Flug zu hemmen und die Siegesbotschaft in Sparta zu verkünden!« Neben dem Hauptmotive bricht hier schon in der Ausmalung der einzelnen Züge der Gedanke durch, dass auch der Vogelflug als solcher begehrenswert ist. Die Wonne aber des freien Dahinschwebens über Länder und Meere d. h. also die Stimmung eines reinen, von Nebenmotiven geläuterten Naturgefühls, das die Beflügelung um ihrer selbst willen sich wünscht, spricht sich noch deutlicher aus in dem Chorliede Hippol. 732:

Könnt' ich in die Tiefen der Bergschluchten eilen, wo
Mit des Vogels raschem Fittig
Zu beflügelten Heerscharen mich trüg' ein Gott!
Dass ich könnte zu Adria's Meeresflut mich erheben,
Hin zum Strom des Eridanos . .
Flög' ich zum Strande der hesperidischen Jungfraun,
Wo die goldenen Äpfel glühen u. s. f.

ἠλιβάτοις ὑπὸ κευθμῶσι γενοίμαν, | ἵνα με πτεροῦσσαν ὄρνιν | θεὸς ἐν πταναῖς ἀγέλαισιν θείη. | ἀρθείην δ' ἐπὶ πόντιον | κῦμα τᾶς Ἀδριηνᾶς ἀκτᾶς κ. τ. λ.

Wer möchte in solchen Gefühlsäusserungen ein Anklingen an unsere moderne Empfindungsart verkennen, wie

sie keiner schöner als Göthe ausgedrückt hat mit den Worten des Faust:

> O dass kein Flügel mich vom Boden hebt! . . Doch
> ist es jedem eingeboren,
> Dass sein Gefühl hinauf- und vorwärts dringt,
> Wenn über uns im blauen Raum verloren,
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
> Wenn über schroffen Fichtenhöhen der Adler aus-
> gebreitet schwebt
> Und über Flächen, über Seeen der Kranich nach der
> Heimat strebt! —

Doch noch in manchen anderen Zügen kündet sich bei Euripides eine Zeit sentimentalen Naturgefühls an.

Die Lokalbeschreibungen werden immer ausführlicher und individueller, vgl. die von Theben Phoen. 638, vom Kithairon Phoen. 801, vom Ida I. A. 1284, Tro. 1065, von Attika Hipp. 121, von Delos Jon 916 u. s. f., Götternamen dienen zur Ornamentik solcher Schilderungen und werden oft angerufen, so die Selene Phoen. 175, Aphrodite Hipp. 447, Artemis J. A. 1570, im Or. 1496 sogar: »o Zeus und Erd' und Licht und Nacht!« El. 886, Hik. 990. Alk. 249: »Helios' Glanz und des Tages Licht, eilende Wolken, die hoch in den Lüften kreisen«, *ἅλιε καὶ φάος ἁμέρας | οὐράνιαί τε δῖναι νεφέλας δρομαίου*; vergl. fr. 446 Hippol. mit seiner ausgesprochenen Freude[70]) am hellstrahlenden Sonnenlicht:

> *ὦ λαμπρὸς αἰθὴρ ἡμέρας θ' ἁγνὸν φάος | ὡς ἡδὺ λεύσσειν τοῖς τε πράσσουσιν καλῶς | καὶ τοῖσι δυστυχοῦσιν, ὧν πέφυκ' ἐγώ,*

und die herrliche Morgenschilderung Jon. 82, »da Helios am Himmel den strahlenden Wagen emporlenkt, die Sterne fliehen in die heilige Nacht, die Höhen des Parnass im Lichte glühen und der Tag den Sterblichen wonnig leuchtet«, vergl. Rhesos v. 527 ff. Anrufe der Naturerscheinungen führen zu Beseelungen[71]), so Heraklid. 748, wo in raffinierter Überschwenglichkeit Erde und Mond und die Strahlen des Helios zugleich aufgefordert werden, Kunde zu bringen und hell aufzujauchzen in den Himmel auf zu Zeus' Thron! Ebenso Herk. 790 soll Pythos waldiger Fels

und der helikonische Musensitz hoch preisen in fröhlich hallendem Laut der Theber Stadt, vergl. Hipp. 979, 1126, Herk. 368.

In den Bakchen wird auch die Natur vom dionysischen Taumel ergriffen, das Land hebt sich wirbelnd im Tanze v. 114

αὐτίκα γᾶ πᾶσα χορεύσει | Βρόμιος ὅταν ἀγάγῃ θιάσους,
der Berg und das Wild stimmt ein in den Jubel, alles wogt in raschem Lauf v. 726. Im Jon. 1079 tanzt des Zeus gestirnter Himmel den Reigen,

Διὸς ἀστερωπὸς | ἀνεχόρευσεν αἰθήρ. | χορεύει δὲ Σελάνα κ. τ. λ.

— vergl, Soph. Antig. 1146.

Hass wird der Natur, wie schon im Aias des Sophokles, beigelegt Jon. 919: »dich hasst Delos, die Zweige des Lorbeers hassen: es hasst dich der Palmbaum, prangend in zartem Laub.« Die Gestade des Meeres jammern laut über den Fall Trojas Troad. 826

ἠιόνες δ' ἅλιαι ἴαχουσ' οἷον δ'ὑπὲρ οἰωνὸς τεκέων βοᾷ.

Der Friede und die Stille in der Natur wird schön als Schweigen gedeutet Bakch. 1084:

Stumm schwieg der Äther,
Schweigend hielt das Wiesenthal die Blätter,
Nirgend hörtest du des Wildes Laut:

σίγησε δ' αἰθήρ, σῖγα δ' εὔλειμος νάπη | φύλλ' εἶχε, θηρῶν δ'οὐκ ἂν ἤκουσας βοήν,

ebenso Iph. Aul. v. 9:

Weitum schallt kein Vogelgesang,
Kein Meeresgeräusch, und die Winde verstummt
Ruh'n rings um den Strand des Euripos

οὔκουν φθόγγος γ'οὔτ' ὀρνίθων | οὔτε θαλάσσης· σιγαὶ δ' ἀνέμων | τόνδε κατ' Εὔριπον ἔχουσιν.

Mit dem Morgenfrieden in der Natur kontrastiert die Unruhe des Agamemnon, der voll Sorgen aus dem Gezelt hinausstürmt (*τί δὲ σὺ σκηνῆς ἐκτὸς ἀΐσσεις, Ἀγάμεμνον ἄναξ*). Aber auch in dem persönlichen Verhalten des Menschen zur Natur bereitet sich bei Euripides eine Wandlung vor, die in der Alexandrinischen Zeit ihren Höhepunkt erreicht.

Es erschliesst sich ihm die Vorbedingung einer bewussten Liebe zur Natur, der Reiz der Einsamkeit, und somit der Zauber, den die Natur in ihrer Stille und erhabenen Schönheit auf denjenigen übt, welcher dem geräuschvollen Getriebe der Menschen entflieht. So berichtet der *Bίος Εὐριπ.*, dass der Dichter, um dem Lärm der Stadt sich zu entziehen, eine Höhle auf Salamis sich hergerichtet habe, welche den Ausblick auf das Meer hatte *σπήλαιον . . ἀναπνοὴν ἔχον εἰς τὴν θάλασσαν ὅθεν καὶ ἐκ θαλάσσης λαμβάνει τὰς πλείους τῶν ὁμοιώσεων.* Bei Äschylos und Sophokles treibt das Gefühl des Verlassenseins, des Mangels an menschlicher Hülfe und menschlichem Trost zu einem innigen Appell an die Teilnahme der Natur, aber sie suchen sie noch nicht deshalb direkt auf; bei Euripides begegnen uns die ersten Spuren eines idyllischen Naturgefühls. Bakchantinnen und Satyrn träumen mit Wonne in den Bakch. (135, 657, 874) und im Kyklops 541, an der Fichte Haar oder auf Eichenblättern ihr Haupt wiegend, in der süssen Waldeinsamkeit; aber »dafür sind sie auch Satyrn und vom bakchischen Taumel ergriffen«[72]); die Menschen treibt übergrosses Weh in die freie Natur hinaus, wie die Amme Med. 56 von Schmerz überwältigt hinauseilt, um das Los ihrer Herrin Erd' und Himmel kundzuthun[73]); so hofft die im wilden Weh rasende Phaedra im Hippol. 208 Ruhe zu finden, »wenn sie den lauteren Trank der erfrischenden Flut aus lebendem Quell schöpfen, von Schwarzpappeln umschattet auf blumiger Wiese gelagert ruhn oder im Walde das Wild jagen könnte«,

> *αἰαῖ. | πῶς ἂν δροσερᾶς ἀπὸ κρηνῖδος | καθαρῶν ὑδάτων πῶμ' ἀρυσαίμαν | ὑπό τ' αἰγείροις ἔν τε κομήτῃ | λειμῶνι κλιθεῖσ' | ἀναπαυσαίμαν.*

Doch der antike Geist reagiert gleichsam gegen solche Sentimentalität einer krankhaft überreizten Seelenstimmung in den Worten der Amme: »Was quält Sehnsucht nach solchem dein Herz. Was schwatzest du sinnlos«? . . u. s. f., und Phaedra selbst gesteht v. 239, dass sie raste. Doch nicht bloss orgiastischer Taumel oder wahnsinniges Weh giebt solche Empfindung ein, so dass Euripides selbst sie als unnatürlich hinstellen wollte, wie Woermann meint,[74])

sondern eine deutliche Vorstufe des idyllischen Naturgefühls lässt sich in seiner sentimentalsten Tragödie, dem Hippolytos, erkennen. Dort paart sich in der Schilderung des stillen Hains v. 73 das Gefühl für Einsamkeit oder der sentimentale Schillersche Gedanke: »die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual«, mit einem herzlichen Wohlgefallen an den stillen Reizen eines tief versteckten Waldwinkels, einer jungfräulichen, »unentweihten Flur«,

Wo nie der Hirt die Herde auf die Weide treibt,
Noch nie das Eisen schaltet', und zur Lenzeszeit
Die Biene nur durch unentweihte Fluren schwärmt;
Da wohnt die Unschuld, tränkt das Land mit Quellentau;
Nur wer der Lehre nichts verdankt, nur wem Natur
Zugleich für alle Werke weisen Sinn verlieh,
Darf hier sich Kränze pflücken, doch der Böse nicht.

Vergl. Bakch. 315. Solch Empfinden war nur möglich in einer Zeit, da sich der Bruch zwischen Geist und Natur zur unüberbrückbaren Kluft erweitert hatte, da der unbefriedigte Sinn sich sehnsüchtig abwandte von dem ruhelosen Getriebe der Menschen zu der still wirkenden, heiligen, keuschen Natur, zu dem unbetretenen, unentweihten Fleckchen Erde, wo die *αἰδώς* noch waltet, die aus dem menschlichen Leben gewichen war.

Auf gleichem Boden der gesamten Geistesrichtung ist Aristophanes erwachsen. »Sein schmerzlich tolles Lachen und die tiefe Melancholie seines grossen Zeitgenossen Euripides sind Ausdruck derselben geistigen Zerrissenheit, derselben Verzweiflung«[75]. Auch er steht an der Schwelle einer neuen Zeit, auch sein Naturgefühl verrät bereits idyllische Züge. Nicht bloss der Bauer sehnt sich nach dem Dorfe, nach dem Landleben zurück und verabscheut die Unruhe der Stadt, wie Dikaiopolis in den Acharnern v. 33, sondern auch sonst bricht ein herzliches Verständnis für die kleinen ländlichen Freuden hindurch, ein aufrichtiges Wohlgefallen an dem Blühen und Fruchttragen der Reben und Feigen, die man als Bübchen gepflanzt (Pax 556); ja

das behagliche Gefühl des glücklichen Besitzers, der stolz an seinen üppigen Gärten mit den Fruchtbaumreihen entlang schaut, »während im Felde holden Sang zirpt die Cikade«, findet seinen lebhaften Ausdruck v. 1158. In den Thesmophoriazusen v. 43 begegnet uns eine anmutige Beseelung, indem der Diener des dem Dichten mühselig obliegenden Agathon auch der Natur ein favete linguis zuruft:

Lass ruhn dein Wehn, windschlummernde Luft!
Und brause du nicht, blau schimmernder See Schaumflut!
Ihr Gattungen all der Befiederten ruht!
Lass ruhen, des Wildes waldlaufend Geschlecht,
Unermüdlichen Fuss!

Mit empfänglichen Sinn für die stillen Reize der Natur schildert der Dichter nub. 1006 den Hain Akademos':

Dort wirst du im friedlichen Schatten des Ölbaums
Lustwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs
An dem Arm des verständigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Musse Genuss,
In der silbernen Pappeln Umlaubung,
In des blühenden Frühlings Lust,
Wenn sich still zuflüstert Platane und Ulme . .
ὁπόταν πλάτανος πτελέᾳ ψιθυρίζῃ.

Auf der grossartigsten Naturanschauung und echt poetischer Perzeption beruht die geniale Schilderung des Webens und Schwebens der Wolken, dieser hehren himmlischen Wesen und Segler der Lüfte, die ihr wundersam gewaltiges Lied anheben v. 275:

Wolken ihr, Feuchte des Alls,
Sichtbar lasset in luft'gen Gebilden uns leicht hinschwebend
Fern von des Vaters Okeanos Wogen her
Nach den bewaldeten Gipfeln der ragenden Berge gescharet ziehn,
Wo von der Warte wir fernhin Schimmernden
Heil'ge Gefilde, mit Saaten gesegnete,
Heil'ge Bäche, so hell hinrieselnde,
Weissaufblitzendes Wogen des Meeres schau'n;

Hellt doch das nimmer ermüdende Auge des Äthers rings
Leuchtenden Blicks die Ferne!
Auf denn, des regnichten Nebels enthüllen wir
Unsre unsterblichen Leiber hinabzuschau'n
Fernspähenden Auges zur Erde!

ἀένναοι νεφέλαι | ἀρθῶμεν φανεραὶ δροσερὰν φύσιν εὐάγητον, | πατρὸς ἀπ' Ὠκεανοῦ βαρυαχέος | ὑψηλῶν ὀρέων κορυφὰς ἔπι | δενδροκόμους, ἵνα | τηλεφανεῖς σκοπιὰς ἀφορώμεθα | κάρπους τ' ἀρδομέναν ἱερὰν χθόνα, καὶ ποταμῶν ζαθέων κελαδήματα | καὶ πόντον κελάδοντα βαρύβρομον κ. τ. λ. Vergl. v. 336 ff.

Mit dem Fittig des Vogels die Welt zu durchschweifen, wünschte Euripides; hier unternimmt die Phantasie des Dichters einen Flug auf Wolkenrossen und lässt von hoher Wolkenwarte herab den entzückten Blick in die weite Ferne schweifen und ruhen auf den drunten liegenden sonnenbeschienenen Gefilden mit schimmernden Saaten und hellrieselnden Bächen. Wieder drängt sich die Göthesche Scene uns auf, da Faust den Geistesblick über die Erdenschranken hinweg der Sonnenbahn folgen lässt:

Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füssen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fliessen u. s. f.

Das Reizendste in Bezug auf Scenerie und geistreiche Darstellung des Naturlebens, insonderheit der Vogelwelt, bieten die Vögel. Mit wie rührendem Verständnis und mit wie liebevoller Genauigkeit werden v. 228 ff. all die kleinen befiederten Wesen in ihren Eigentümlichkeiten charakterisirt, wie sie schwirrend, zwitschernd, piepend und zirpend, naschend und haschend, trippeleilig in den Furchen umher hüpfen oder sich auf des Epheus schwankenden Ranken wiegen, wie sie in den Berberitzen schwelgen oder im Schleedorn und im Moor und Rohr brüten, schwärmen und lärmen, auf tauiger Wiese, im grünenden Klee, am rinnenden Bach. Doch der Frau Nachtigall wird am zartesten gehuldigt, wie in dem Liede 209:

Süss Weibchen auf! auf! und verscheuche den Schlaf!
Lass quellen den Born des geweihten Gesangs,
Den so süss hinströmt dein seliger Mund,
. . Von der säuselnden Linde Gezweig
Steigt rein dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,
Wo der goldumlockte Apoll dein lauscht u. s. f.

und v. 677:

Liebliche, du helle, liebste von allen mir,
Waldessängerin Nachtigall,
Waldeinsame Gespielin! .. auf, du flötende Meisterin,
Frühlingsgrüssenden Tones froh führe die Festanapästen,

und v. 737:

Muse des Waldes, sangesreiche, mit der ich Tages
In wiesigen Gründen, in waldigen Gipfeln,
Wiegend mich hoch in gebreiteter Buche Gelaub
Aus schmetternder Brust, weithallenden Schlages jauchze u. s. f.

Nicht ohne Sentimentalität wird die Glückseligkeit der Vögel gepriesen 1088:

Wohl sind wir Vogelscharen
Glückselig trotz des Winters Frost,
Bedürftig keines Kleides;
Auch brennt uns nicht der Sonne Glut,
Der Pfeil des schwülen Sommers;
Im Blumenwiesengrunde kühl,
In Laubes Schoss, da schlaf' ich,
Wenn im Kornfeld heimlich zirpend
Heimchen seinen bangen Ruf
Vor des Mittags glüh'nder Stille
Wie im Wahnsinn jammernd ruft.
Zum Winter kehr' ich in Höhlen ein
Und spiele mit den Nymphen,
Speise rote Frühlingserdbeer'n,
Mädchennaschwerk, weisse Myrrhen,
Lauter Frucht aus dem Nymphengärtlein!

εὔδαιμον φῦλον πτηνῶν | οἰωνῶν . . φύλλων ἐν κόλποις ναίω | ἡνίκ' ἂν ὁ θεσπέσιος ὀξὺ μέλος ἀχέτας | θάλπεσι μεσημβρινοῖς ἡλιομανὴς βοᾷ | χειμάζω δ'ἐν κοίλοις ἄντροις, | Νύμφαις οὐρείαις ξυμπαίζων κ. τ. λ.

In dieser Kleinmalerei des harmlosen, genügsamen, glücklichen Daseins der kleinen Vogelwelt verrät sich ausser der Empfänglichkeit eines tief empfindenden Gemüts für das Stillleben in der Natur eine gewisse Wehmut, ein Sehnen nach der Einfalt und dem Frieden in der Natur.

Aristophanes weist somit, wie auch Euripides, bereits in ein neues Zeitalter hinüber, in das der Alexandriner, denn auch bei ihm haben wir einen Ansatz des Idylls zu erkennen. Ebenso bei dem grössten Prosaiker der vorhellenistischen Zeit, dem Dichter-Philosophen Platon. Mit feiner Ironie legt er im Phädros p. 230 B und C gerade dem Sokrates, der in seiner Begriffsphilosophie sonst so wenig von der Natur wissen will[76]), den »Felder und Bäume nichts lehren wollen, sondern nur die Menschen in der Stadt«[77]), die idyllische Schilderung des lauschigen Plätzchens in den Mund, an dem das Gespräch sich abspielt, »wo die Platane ihr prächtiges Laub schattend ausbreitet, Gesträuche blühen und den Ort mit Wohlgerüchen erfüllen, wo die lieblichste Quelle mit kühlstem Wasser dahin fliesst, wo Nymphen wohnen, die Luft lieblich weht und sommerlich säuselt in den Chor der Cikaden, und das Gras am sanften Abhang einlädt zum Lagern.«

Selbst Becker findet diese Schilderung »fast sentimental« und sieht in ihr ein ganz seltenes Beispiel dafür, »dass die Griechen eine wärmere Empfindung solcher Naturfreuden ausdrücken.« Allerdings wird man vergebens eine ähnliche Schilderung in der vorplatonischen Prosa suchen, und sie blieb selbst bei den Alten wie Strabo, Plutarch, Lukian, Cicero, Aristaenetus ein Gegenstand der höchsten Bewunderung und Nachahmung; ein solcher »Mangel« lässt einmal sich daraus erklären, dass sich eine kunstmässige Prosa immer erst sehr

viel später als die Poesie entwickelt, und dass die Griechen der klassischen Zeit ein zu strenges Stilgefühl bei der Scheidung der Redeformen besassen, um poetische Schilderungen des Landschaftlichen in prosaischen Schriften historischen und philosophischen Inhalts für zulässig zu halten. Aber Platon war zugleich Dichter, obschon die Epigramme der Anthologie unter seinem Namen zum grossen Teile sicher unecht sind und einem weit späteren Dichter angehören. Platon bietet das seltene Beispiel der Vereinigung von schroffster »Naturverachtung« bezüglich des philosophischen Erkennens[78]) mit einer echt poetischen Auffassung der Natur, als eines Objektes unseres Empfindens. Das Gewebe seiner philosophischen Erörterungen ist einem bunten Teppich gleich von Bildern und Gleichnissen[79]) durchzogen; doch vor allem in der obigen Schilderung von der Platane, dem Bach, dem Gras und den Cikaden haben wir in nuce eine hellenistische Naturschilderung. Auch jenes Motiv, auf den Flügeln der Vögel, des Windes oder der Wolken dahin zu schweben und die drunten liegende Welt zu bewundern, schimmert bei Platon in einer farbenprächtigen Stelle des Phaedon p. 109 E. hindurch. »Wenn jemand«, sagt Sokrates, »zur Grenze der Luft gelangte oder Flügel bekäme und hinaufflöge . . ., so würde er den wahren Himmel, das wahre Licht und die wahre Erde erkennen; verächtlich würde er herabsehen auf die verwitterte, zerklüftete und anstaunen die wunderbare Herrlichkeit der himmlischen, die da bald purpurrot, bald goldfarbig, bald alabasterweiss in glänzendstem Bunt schimmere, wo die herrlichsten Bäume und Blumen und Früchte und Steine in prächtigeren Farben, als Karneole, Jaspisse und Smaragden, prangen und ein reiner Äther glückliche mit den Göttern traulich verkehrende Menschen umfange.« Mit dieser grossartigen Schilderung einer »besseren Welt« ist die »sentimentale Idylle« von dem Idealstaate, die phantastische Fiktion des vordeukalionischen Athen und der Atlantis im Kritias VII p. 115 verwandt; auf dem glücklichen Boden der Insel entfaltet sich der grösste Reichtum, kostbare Metalle birgt der Schoss der Erde, dichte Waldungen umkränzen die Berge, warme und kalte

Quellen durchrieseln die fruchtbaren Ebenen, überall herrscht reiche Pracht an Bäumen und Blumen, Harzen, Sträuchern, Früchten, Gräsern u. s f. Solche Schilderungen deuten schon das Nahen einer Zeit an, da das Träumen vom goldenen Weltalter zur Manier wurde, da die romantische Sehnsucht nach einem verlorenen Paradiese jene »ethnographischen Utopieen« schuf und die von der Wirklichkeit Unbefriedigten den Blick »von der überreichen Fülle der vollentwickelten Blüte der Kultur zu deren in geschlossener Knospe das Herrlichste verheissenden Anfängen zurückwandten« (Rohde).

Wie Platon so die Wunder einer idealen Erde in glühenden Farben malt, so preist Aristoteles in einer wunderbaren Stelle, die uns Cicero erhalten hat (de nat. deor. II, 37), mit einer Innigkeit des religiösen Naturgefühls die Schönheit und Ordnung in der Natur, wie wohl kaum ein anderer Denker und Dichter des Altertums. »Wenn es Menschen gäbe«, sagt er, »die stets unter der Erde gewohnt hätten, in schönen und glänzenden, mit Statuen und Gemälden und allen übrigen zu einem glücklichen Leben erforderlichen Dingen geschmückten Wohnungen, die aber niemals über die Erde gekommen wären und nur durch das Gerücht und von Hörensagen erfahren hätten, dass es eine göttliche Wesenheit und Macht gäbe, und wenn dann diese Menschen einmal durch die geöffneten Erdspalten aus ihren verborgenen Sitzen an die Orte kämen, welche wir bewohnen, wenn sie urplötzlich Erde und Meer und Himmel erblickten, die Grösse der Wolken und der Winde Kraft, die Sonne und ihre Grösse, Schönheit und Wirkungen, wie sie den Tag mache durch ihr über den ganzen Himmel ergossenes Licht, wenn sie ferner, sobald die Nacht die Erde überschattete und den ganzen Himmel mit Sternen zeichnete und schmückte, den Wechsel des wachsenden und abnehmenden Mondlichts, den Aufgang und Niedergang aller Gestirne und ihren für alle Ewigkeit geordneten, unveränderlichen Lauf wahrnähmen: wenn sie dies alles sähen, wahrhaftig sie würden überzeugt sein, dass es Götter gäbe und dass alle diese Herrlichkeiten nur Werke der Götter seien«.

Lehrs (S. 138) fasst den Unterschied des antiken und modernen Naturgefühls mit Hinweis auf Klopstock's Strophe:

O Anblick der Glanznacht, Sternenheere!
Wie erhebt ihr, wie entzückst du, Anschauung.
Der herrlichen Welt! Gott Schöpfer!
Wie erhaben bist du! Gott Schöpfer!

dahin zusammen: »Dieses alttestamentliche und christliche Naturgefühl »die Natur lobt den Schöpfer« konnten die Alten nicht haben«. Wir sehen, dem Aristoteles war es nicht fremd; der Gedanke: »Die Herrlichkeit und die stete Ordnung der Natur weist über diese hinaus zu dem Schöpfer, der alles so weislich gemacht hat«, findet bei ihm den beredtesten Ausdruck, so dass wir an den Psalm 104 oder an die Worte des Augustinus erinnert werden: interrogavi terram, mare, coelum, solem, lunam, stellas et responderunt »non sumus deus, quem quaeris« et exclamaverunt voce magna: »ipse fecit nos«!

Drittes Kapitel.

Das sentimental-idyllische Naturgefühl des Hellenismus und der Kaiserzeit.

Der Hellenismus, wie Droysen das kosmopolitisch oder international gewordene Griechentum genannt hat, bezeichnet in politisch-sozialer, wie religiös-wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung eine Umwandlung der griechischen Weltanschauung, somit auch des Naturgefühls. Empfindungsweisen, die in der vorhellenistischen Zeit nur selten und verhüllt zum Ausdruck gelangten, werden in der alexandrinischen Epoche zu allgemein herrschenden; was früher nur geahnt wurde, wird nun zu einem festen bewussten Besitz. Wie in einer musikalischen Komposition erst allmählich verwandte Akkorde sich zur Melodie verbinden, diese erst leise anklingt und immer wieder von neuen Tonwellen verschlungen wird, bis sie zu voller Klarheit durchdringt und in breitem Tonschwall der mit einander verbundenen Motive sich ergiesst, so kündet sich auch in dem Kulturleben der Völker zuerst nur dunkel und leise eine Gefühlsweise, eine Stimmung an; bald aber krystallisieren sich andere verwandte an sie an und bringen sie so erst zum deutlichen Ausdruck und klaren Bewusstsein; und ist nun eine Epoche besonders reich an neuen äusseren und inneren Einwirkungen mannigfachster Art, so scheint sich eine totale Umgestaltung zu vollziehen, die vielleicht zum Teil nur ein Entfachen bereits lange unter der Asche

glimmender Funken war. Der Hellenismus bringt zur Blüte, was vordem im Keime geschlummert hatte, und erweckt zugleich durchaus neue Ideeen, Neigungen und Stimmungen.

Durch die grossen Thaten und Pläne Alexanders fiel die Scheidewand zwischen Hellenen- und Barbarentum, fast ganz Asien erschloss sich dem griechischen Handel, und so erwuchs eine Mischkultur von hellenischen und asiatischen Elementen, die eine Nivellierung nicht nur der Stammes- und Standesunterschiede, sondern auch des Glaubens herbeiführte und so den Zersetzungsprozess des Mythus vollendete. Es ist aber eine bei vielen Völkern erkennbare Thatsache, dass wer die Götter entthront, die Natur an ihre Stelle setzt und dass die pantheistische Weltanschauung den fruchtbarsten Boden bietet für eine tiefsinnige, erhabene Naturbetrachtung, wie z. B. im Hymnus des Kleanthes auf Zeus, der die Natur nach ewigem Gesetz beherrsche und den Geist in ihr lenke, welcher, dem Grossen und Kleinen eingepflanzt, sich mische in sämtliche Wesen und Körper. — Versetzen wir uns in jene Civilisationscentra, jene mächtig aufblühenden, volkreichen, mit allem nur erdenklichen Luxus ausgestatteten Residenzen der Attaliden, Seleuciden und Ptolemäer zu Pergamum, Seleucia und Alexandria, wo alles zusammenfloss, was an geistigen und materiellen Genussmitteln die Länder am Mittelmeer bieten konnten, wo die hohe Kultur das Raffinement des Geniessens, des Empfindens steigerte und der einzelne nicht mehr im Interesse für das Ganze aufging, sondern nur im Streben nach individueller Befriedigung, nach Erwerb, nach Ruhm, so wird es begreiflich, dass jenes aus Übersättigung und Unlust an dem rastlosen Getriebe der Grossstadt resultierende Sehnen nach der freien Natur tiefere Gemüter mit der Gewalt fast moderner Empfindsamkeit ergreifen konnte. Der Gegensatz von Stadt und Land, wie er schon bei Aristophanes und Euripides zum Ausdruck gelangte, ward schärfer denn je gefühlt,[80]) und erst jetzt entwickelte sich durch den Aufschwung der Naturwissenschaften, besonders der Botanik, und durch die Kenntnis asiatischer Sitte eine Garten- und Parkkultur in dem »bewussten Streben, den

Menschen mit der Natur in Beziehung zu setzen«, indem man grossartige, mit Wasserkünsten ausgestattete Promenaden und künstliche Haine anlegte[81]); während die frühere Zeit nur Nutzgärten oder heilige Baumpflanzungen und Grabgärten kannte[82]). Auch die Lust zur Jagd, die vordem nur vereinzelt mit Nachdruck hervortritt, wie bei dem halb orientalischen Xenophon und bei den Macedoniern, ward jetzt eine allgemeine Leidenschaft, ein Sport, dem zu huldigen Mode wurde und der das Vergnügen bekundet, das man am freien Umhertummeln in Wald und Feld »in reflektierender Weise« empfand[83]). — Alle diese Momente finden ihre Widerspiegelung in der Poesie. Aber die Dichter fühlten sich als Epigonen, im Bewusstsein der Schranken ihres Könnens suchten sie wenigstens im Kleinen Grosses zu leisten. Die Quelle der Poesie war nicht mehr die frei schaffende begeisterungsvolle, in der Anschauung schon dichtende Phantasie, sondern die grossen Vorbildern nachahmende Arbeit und die Reflexion, welche jede Regung der Seele belauscht, zerlegt und mit Bewusstsein fest hält, »eine Leidenschaft, welche in dem Sehnen, Sinnen und Hoffen, in all den widerspruchsvollen Regungen ihrer inneren Empfindung ihr eigentliches Leben hat, ein Leben, welches in der eigentümlichen Vereinigung eines blinden Triebes und eines grübelnden Bewusstseins sich zu jenem Selbstgenuss der Leidenschaft steigert, den man wohl eigentlich mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnen will[84]).

Ein solcher »Übergang von der Poesie der That — der mächtigen, in ihrer eigenen Kraftfülle sich genügenden That zu der Poesie der Empfindung« tritt, wie Rohde weiter ausführt, mit einer gewissen Notwendigkeit bei einer Überreife der Kultur in der literarischen Entwicklung eines Volkes ein; und oft schon ist seit Burckhardts glänzender Darstellung der Renaissance diese mit dem Hellenismus bezüglich des Naturgefühls verglichen worden. Unter gleichen Bedingungen vollziehen sich eben immer auch gleiche Umwandlungen im Leben der verschiedenen Völker und Zeiten. Der Hellenismus erzeugte eine Empfindsamkeit d. h. ein Schwelgen in den Gefühlen, das nur relativ verschieden

war von der »Gefühlsphantastik« eines Petrarca und eines Rousseau. Der Hellenismus erscheint uns wie die Morgenröte einer neuen Zeit, ja schon Euripides und Aristophanes gleichen den ersten die Eos ankündenden Strahlen.

Die Brücke zwischen Hellenismus und Renaissance bildet die Kultur der Kaiserzeit; Petrarca ward in seinem ganzen Empfinden von den spätrömischen Dichtern, also mittelbar auch von den Alexandrinern beeinflusst. Er ist dann »der Ahnherr moderner Empfindsamkeit, des Weltschmerzes, der modernen Zerrissenheit« geworden. So berührt sich die neue Zeit mit der alten. Das Individualitätsprinzip, das in seiner Innerlichkeit nur das Recht des Denkens und Empfindens der eigenen Persönlichkeit anerkennt, ist zwar in vollem Umfange erst in moderner Zeit ausgebildet worden, aber seit der Sophistik und dem Hellenismus hat es auch das antike Wesen allmählich zersetzt und aufgelöst.

Das Naturgefühl der alexandrinischen Epoche beruht nun auf allen hervorgehobenen kulturhistorischen Momenten, die eine Bewegung zum Modernen hin bezeichnen, und kann in der That daher nur noch graduell verschieden von dem unsrigen genannt werden. —

Die Poetik eines Kallimachos gipfelt in dem Wort *μέγα βιβλίον μέγα κακόν*. Nicht mehr schweifen die Dichter in ungemessener Kraftfülle ins Weite, sondern sie beschränken sich auf enger umgränzte Sphären und entdecken auch in der Natur den Reiz des Kleinen und Einfachen.

Das Naturgefühl ist wesentlich sentimental idyllisch. In diese Empfindsamkeit für das Stille, Lauschige, Friedliche mischt sich zugleich ein sinnlich erotisches Moment. »Da alle poetischen Gottheiten aus dem Pandorafasse des Lebens entflogen sind, bietet sich der Empfindung einzig die Liebe dar, welche als die eigentliche Poesie des Privatlebens allein zurück geblieben ist« [85]).

Die Liebe wird zu einer Leidenschaft, die den Empfindsamen ohne Rast und Ruh umhertreibt, ihn in der Einsamkeit des Waldes, in dem stillen Leben und Weben der Pflanzen und Bäume den Reflex der eigenen Stimmung

und zugleich ein teilnehmendes Mitgefühl wahrzunehmen wähnt.

Eine vollständige kleine »Liebesnovelle« von reizender Anmut und einer Empfindsamkeit, die uns durchaus modern erscheinen muss, enthielt das dritte (?) Buch der *αἴτια* des Kallimachos, die Dilthey aus den Fragmenten und den Nachbildungen des Aristaenetos und eines Pseudo-Ovidius bis ins Detail rekonstruiert hat; es ist die Liebesgeschichte des Akontios und der Kydippe [86]). Als beim Feste auf Delos den Akontios die Liebe zur Kydippe ergreift und keine Hoffnung ihm zu winken scheint, irrt er einsam im Walde umher und klagt den tauben Winden *κωφαῖς μαψαύραις* frgm. 67 sein Leid; ihm genügt es nicht, den Namen der Geliebten in die Rinde der Bäume zu schneiden, — welche sentimentale Spielerei dem Altertum durchaus nicht fremd war —[87]), sondern er ruft: »O Bäume, warum ist euch nicht Verstand, nicht Stimme gegeben, auf dass ihr alle das eine riefet: »schön ist Kydippe«, o dass ihr auf jedem Blatt so viel Buchstaben eingegraben trüget, wie viele schön nennen Kydippe«:

ἀλλ' ἐνὶ δὴ φύλλοισι κεκομμένα τόσσα φέροιτε
γράμματα, Κυδίππην ὅσσ' ἐρέουσι καλήν.

Und wie er so mit seinem einsamen Liebesgrübeln sich immer mehr mit den Bäumen befreundet, sich in ihr stilles Leben hineindenkt und es mit seiner eigenen Empfindung verwebt, da kommt ihm der Gedanke: »Kennt auch ihr etwa, meine Bäume, gegenseitiges Verlangen? Ist etwa die Fichte sterblich verliebt in die Cypresse?« Doch wie Göthe singt: »Euch bedaur' ich, unglückselige Sterne, denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe«! so antwortet auch Akontios: »Ich glaube nicht« und raffiniert sentimental fügt er hinzu: »denn dann würdet ihr nicht nur die Blätter verlieren, und würde die Sehnsucht nicht nur eure Zweige des Haars und des Blütenglanzes berauben, sondern bis ins Mark des Stammes, bis in die Wurzeln hinab würde sie mit ihrem verzehrenden Feuerbrande dringen«! — Diese Flucht in die Waldeinsamkeit, um Trost zu finden im engsten

Verkehr mit der Natur, dies Sichhineinfühlen in das Sein der Bäume und diese phantastische Beseelung, mit welcher der Liebeentflammte seine eigene Liebesglut auf die stummen Zeugen seines Sehnsuchtsschmerzes, auf die sich im Winde zu einander neigenden Bäume überträgt, sucht selbst in moderner Poesie ihresgleichen.

Solche extreme Empfindsamkeiten und Überschwenglichkeiten eines liebekranken Herzens begegnen uns in den Idyllen des Theokritos nicht; seine Helden sind meist gesund und kräftig fühlende Hirten, deren Thun und Treiben, Singen und Streiten, Lieben und Leiden uns in plastisch abgerundeten, lebenswahren und lebenswarmen Bildern vorgeführt wird; und der Hintergrund, von dem sich diese meisterhaft gezeichneten Gestalten abheben, ist eine Landschaft, die nicht mehr Beiwerk, wie in den Homerischen Epen und in der vorhellenistischen Epoche, sondern ein wesentliches Ingredienz der Dichtung ist. Diese reizenden »Genrebildchen« sicilianischen Hirtenlebens konnten eben nur in einer Zeit entstehen, da der Städter ins Freie sich hinausgezogen fühlte, um sich zu laben an dem reinen, stillen Frieden, der durch eine liebliche Landschaft weht. Das Idyll ging direkt aus dem sentimental erotischen Naturgefühl, wie es der hellenistischen Zeit eigentümlich ist, hervor; es ist die duftigste Blume im Treibhause alexandrinischer Poesie. Mit Innigkeit wird die Natur geschildert, mit echtem Humor die Liebe, »indem der Dichter dem Sinnlichen das Gemütliche, dem Schwermütigen das schalkhaft Heitere in Sehnsucht und Genuss gesellt«. Liebe und Gesang finden die schönsten Gleichnisse und Bilder aus der Natur, und wie Theokrit überhaupt nur selten nach Homerischem Muster mythische Umschreibungen für die einfache Wirklichkeit als Dekoration wählt (XIII, 11, XVIII, 26, VII, 54, XIII, 25, XVI, 5), so zeichnen sich auch seine Bilder durch Schlichtheit und konkrete Naturwahrheit im Vergleich mit der gespreizten Manier anderer Alexandriner aus. Zugleich sind sie individueller und realistischer, als die der früheren Perioden. Hochpoetisch ist sogleich der Eingang des Buches:

Ist's doch was Liebliches um das Geflüster der Pinie,
Geishirt,
Welche melodisch am Quell dort rauscht; gar lieblich
erklingt auch deine Syringe;

und sein höflicher Genosse antwortet mit gleicher Grazie des Lobes:

Lieblicher tönt, o Schäfer, dein Lied, als dort von dem
Felsen
Weithin rauschend der Bach in das Thal sich ergiesst
aus der Höhe.

Mit den Cikaden (I, 148, V, 110) und mit der Nachtigall (VIII, 38) wetteifert der liederkundige Sänger; die Musen sind ihm lieblicher denn der Schlummer oder der Lenz, oder wie die Blumen den Bienen (IX, 33); der Sieger freut sich wie das Hirschkälbchen, das neben der Mutter umherspringt (VIII, 87); doch der mittelmässige Sänger gleicht dem quakenden Frosch (VII, 41) oder der Wespe, die gegen die Cikade ihr Gesumme erhebt (V, 29). Wie ein gieriger Löwe, der von weitem hört des Hirschkalbs Schreien, schweift Herakles (VIII, 61) durch unwegsames Gestrüppe, voll Sehnsucht nach dem geliebten Hylas, den die Nymphen in das feuchte Grab hinabzogen, »jählings, wie wenn funkelnd ein Stern von dem Himmel herabsinkt« (v. 50). Das von ihrem eifersüchtigen Liebhaber derb angefahrene Mädchen eilt davon

Sowie die Schwalbe, sobald sie die Nahrung gebracht
hat den Jungen
Unter dem Dach, gar schnelle zurückfliegt, andre zu
sammeln (XIV, 39);

den unsteten Geliebten vergleicht das Mädchen mit dem Vogel, der bald auf dem einen, bald auf dem andern Ast sitzt und von diesem zu jenem hüpft. Das Erwachen der Liebe, wie es sich beim Anblick des Geliebten ankündigt durch kaltes Schaudern, das den Körper durchrieselt, schildert Simaetha II, 106: »'s ward mir über und über noch kälter als Schnee; von der Stirn strömte der Schweiss mir herunter dem tropfenden Taue vergleichbar«. Wie Schnee

in den Thälern des mächtigen Hämos schwindet Daphnis hin vor Sehnsucht VII, 76, vergl. Hom. Od. 19, 205. Heller als das Mondlicht glänzt die Brust des Geliebten II, 79, sein Bart ist wie die Ranke des goldigen Epheus 78. Für reifer als Birnen erklären die Mädchen den Philinos VII, 120 und fügen hinzu: »Weh, es verwelkt dir, Philinos, die reizende Blüte der Schönheit«. Hyacinthen und Veilchen (X, 28), Anemonen und Rosen (V, 92) dienen zu Bildern der Schönheit, aber auch der Vergänglichkeit (VII, 121, XXIII, 28); in der ὀαριστύς flüstert der Hirte (XXVII, 8): »schnelle vergeht wie ein Traum dir die Jugend«; und die Hirtin entgegnet: »trocken noch duftet die Rose, die Traube sie wird zur Rosine«; ihr lieblicher Busen erscheint ihm wie reifende Äpfel (49), mit denen sonst die Wangen verglichen werden XXVI, 1; VII, 117.

Wie von der Distel fliegt das trockene Haar, wenn der heitere Sommer es dörret, so flieht Galathea vor dem Polyphem VI, 15. Nicht besser ergeht es dem Liebhaber der Amaryllis III; vergebens fleht er sie an, aus der Grotte hervorzuschauen und ihn ihr Herzblatt zu nennen v. 12:

Schaue dies Leid, so das Herz mir verzehrt! O wär' ich doch jenes
Summende Bienchen, so schlüpft' ich durchs Farrnkraut und durch den Epheu,
Der dich verdeckt, und ich würde zu dir in die Grotte gelangen.

αἴθε γενοίμαν
ἁ βομβεῦσα μέλισσα καὶ ἐς τεὸν ἄντρον ἱκοίμαν
τὸν κισσὸν διαδὺς καὶ τὰν πτέριν ᾇ τὺ πυκάσδῃ.

Dem Charakter des Naturgefühls dieser Epoche gemäss werden also die Verwandlungswünsche idyllisch-erotisch. Auch der Liebeszauber[88]) des *τηλέφιλον* (v. 28) misslingt dem umsonst Werbenden,

Es versagte den Knall, als ich es anschlug, prüfend, ob lieb du mich hättest,
Und es verwelkte mir ohne Erfolg an dem fleischigen Arme.

Wie die Ziegen den Frühling lieben, so liebt Simichidas die Myrto VII, 96; ja, die reizende Nais sogar zieht die ganze Natur in den Bann ihrer Schönheit; »wo sie weilt, da ist allwärts Frühling und üppige Weide und allwärts füllen die Euter sich mit köstlicher Milch, trefflich gedeihet die Zucht; . . doch scheidet sie wieder, welket der hütende Hirt, welken die Kühe dahin« VIII, 41.

Theokrit bietet uns hiermit schon ein Motiv, wie es im deutschen Volksliede [89]) häufig ist; aus einem spanischen [90]) hebe ich hervor: . .

Und taucht sie das Linnen ins Wasser hinein,
Da halten mit Rinnen die Fluten schon ein;
Und der Stein, drauf sie wandelt, fängt hell an zu glühn,
Und das Ufer wird grün
Am Manzanares u. s. f.;

Wolff im Tanhäuser II p. 30 singt:

Ich hab einmal ein Mägdlein gekannt,
Die konnt' gar Rosen lachen,
Wo immer sie ging, wo immer sie stand,
Sie wusste das Wunder zu machen.
Sie lächelte nur, und Lenz und Thal
Blühten voll Rosen mit einem Mal u. s. w.

Und wie ein moderner Dichter sagt: »Ein Frühling scheint aus ihrem Blick zu dringen«, so heisst es XIII, 45: »Nycheia mit Blicken des Frühlings« *ἔαρ ϑ'ὁρόωσα Νύχεια*. Ein Gleichnis von ausserordentlicher Schönheit bietet XVIII, 26: »wie wenn ihr schönes Antlitz heraufführend zeigt die hehre Nacht, da der Winter weicht dem leuchtenden Frühling, so strahlt unter uns Mädchen der goldenen Helena Schönheit«. (Nach Buecheler):

ἀλλ' ὡς ἀντέλλοισα καλὸν διέφανε πρόσωπον
ποτνία νὺξ κατὰ λευκὸν ἔαρ χειμῶνος ἀνέντος
ὧδε καὶ ἁ χρυσέα Ἑλένα διαφαίνετ' ἐν ἁμῖν.

Nach echt alexandrinischer Manier häuft Theokrit die Bilder, vergleicht in den folgenden Versen die Helena mit der reichen Saat, dem Schmuck des Ackers, und der Cypresse, der Zierde des Gartens. Ähnliche Häufung findet

sich XII, 3—8, wo nur der Schluss bemerkenswert ist mit dem idyllischen Bilde: »mich erfreute dein Kommen, mir war's wie dem Wanderer, der beim Brande der Sonne geeilt in den Schatten der Buche«.

Es ist charakteristisch, dass die hellenistischen Dichter selten dem Meere ihre Bilder entlehnen, während sie in der voralexandrinischen Epoche bei weitem vorherrschten; und während diese besonders Sinn für die Bewegung und für das Grossartige in der Natur hatte, lieben die Alexandriner die Ruhe, den stillen Frieden in Wald und Flur, so auch auf dem Meer, das meist in seiner Regungslosigkeit gepriesen und vom Ufer aus bewundert wird, vergl. VIII, 55, XVI, 60, womit XXV, 85 zu vergleichen ist: »die Wellen und die Wolken sind nicht zu zählen!« Auch die Beseelungen sind bei Theokrit individueller und charakteristischer als bei den früheren Dichtern. Bäume, Sterne, Schluchten, Flüsse und Tiere werden oft als Zeugen angerufen oder wie mitempfindende Wesen begrüsst (I, 117, 132; II, 165; V, 124, VIII, 33—38, vergl. auch v. 60). Wie beim Aristophanes Platane und Rüster mit einander flüstern, so klingt dem Theokrit I, 1 das Säuseln der Pinienblätter wie ein Liebesgekose *ἁ πίτυς . . . τὸ ψιθύρισμα μελίσδεται*; matt ist die Nachahmung Mosch. V, 8 *ἁ πίτυς ᾄδει*. An die Simonideeische Danaeklage erinnert die höchst stimmungsvolle Beseelung in den leidenschaftlichen Worten der unglücklich liebenden Simaetha II, 37. Die stille Mondnacht umgiebt sie. »Schau, wie schweiget das Meer, wie schweigen nun alle die Winde« *ἠνίδε σιγῇ μὲν πόντος, σιγῶντι δ' ἀῆται.* Aber ihr von Eifersucht gequältes Herz bietet einen traurigen Kontrast zu dem nächtlichen Frieden in der Natur:

»Aber es schweigt mir nicht in dem innersten Busen der Kummer,
Sondern zu jenem vergeh' ich in Glut, der statt zu der Gattin
Ach mich Arme zur Buhlin gemacht und die Blüte gebrochen.

οὐ σιγῇ στέρνων ἔντοσθεν ἀνία, ἀλλὰ . . . καταίθομαι [91]).

In ihrem Schmerze wühlend klagt sie der mild glänzenden Selene ihr Leid und treibt beim magischen Mondenschein ihren unheimlichen Zauber, der den Geliebten in ihre Arme zurückführen soll.

Bei der Trauer um Daphnis werden nicht nur Schakale, Wölfe und Löwen als mitfühlend I, 71 gedacht, sondern auch die Eichen beweinen ihn VII, 74, ja nach seinem Tode muss sich alles in sein Gegentheil verkehren [92]) V, 124: »Tragt nun Veilchen hinfort ihr Hecken und Dorngebüsche« u. s. f. Mit dem Frohen freut sich auch die Natur, selbst der Stein klingt freudig unter dem Tritte des Heimkehrenden VII, 26, und die Insel Kos jauchzt, als auf ihr Ptolemaeos geboren, und wiegt ihn mit segnenden Worten in ihren Armen XVII, 64—70; und gleich dem verschwiegenen Vöglein in dem reizenden Liede unseres Walther v. d. Vogelweide »Unter der Linde an der Haide«, sind in der Pseudo-Theokriteischen *ὀαριστύς* die Cypressen die einzigen Zeugen des Liebesbundes; »nur sie erzählen sich deine Vermählung« XXVII, 57 *ἀλλήλαις λαλέουσι τέον γάμον αἱ κυπάρισσοι.* — Doch den Umschwung des Naturgefühls kennzeichnen vor allem die Schilderungen der Landschaft, in der das Hirtenvölkchen singend und liebend sich bewegt, und die Gefühlsäusserungen der Hirten selbst, denen es gar lieblich ist, im Freien zu ruhn an der rieselnden Quelle im Sommer« VIII, 78 *ἁδὺ δὲ χἀ θέρεος παρ' ὕδωρ ῥέον αἰθριοκοιτεῖν,* und die den lauschigsten Platz zum Wettsingen sich aussuchen V, 31. Der eine ruht immer noch köstlicher wie der andere. »Lieblicher singst du«, ruft Lakon dem Komatas zu, »wenn an dem Ölbaum dort in dem Hain du dich niedergelassen; kühl ist das Wasser, das dorten hinabströmt, dort ist ein Moossitz, üppiges Gras wächst dort und es schrillen geschwätzig die Heimchen«. Doch Komatas übertrumpft den Gefährten mit dem Lobe seines Sitzes v. 45:

. . . hier findest du Eichen und Galgant,
Hier umschwärmen so lieblich die summenden Bienen die Körbe,

Auch sind hier zwei kühlige Quellen, es zwitschern die Vögel
Hier auf den Bäumen so schön, und der Schatten bei dir ist dem meinen
Nicht zu vergleichen; es wirft auch die Pinie Zapfen herunter;

vergl. VII, 7; IX, 9 ff.; XXII, 106.

Mit dem sinnigsten Verständnis für das Lauschige eines dicht umwachsenen, tief verborgenen Waldseees wird ferner die Quelle im Bebrykerlande geschildert, welche Polydeukes und Kastor in den üppigen Wäldern der Wildnis schweifend finden XXII, 37:

Einen lebendigen Quell ganz voll durchsichtigen Wassers
Fanden sie unter dem glatten Gestein, und es glitzerten Kiesel
Hell wie Krystall und Silber von unten herauf aus der Tiefe.
Ganz in der Nähe derselben erhoben sich mächtige Kiefern,
Pappeln, Platanen, Cypressen mit hochaufstrebenden Stämmen,
Duftende Blumen dazu, rauhhaariger Bienen Ergötzung,
Wie beim scheidenden Lenz empor aus den Wiesen sie sprossten;

vergl. XIII, 40, ferner die Schilderung des gesegneten Gebietes des Augias XXV, 14 ff., des Waldpfades daselbst v. 156, der Cyklopengrotte XI, 45 und des lieblichen Platzes, wo das Bild des Priapos steht Epigr. IV, 5. Doch nichts übertrifft an Wärme des Ausdrucks und an Innigkeit des Gefühls für die Reize der ländlichen Flur, die der Städter um ihrer selbst willen sucht, die treffliche Schilderung der Thalysien in der siebenten Idylle. Mit seinen Freunden Eukritos und Amyntas macht sich der Dichter auf zum Phrasidemos, der sie zum Erntefeste geladen. »Als wir dort angelangt«, erzählt er v. 181, »streckten wir freudig

Uns auf schwellendes Lager von lieblich duftendem Mastix
Und auf des Weinstocks eben geschnittene grünende Blätter.

Zahlreich schwankten uns über dem Haupte der Pappeln und Ulmen
Luftige Wipfel, und uns ganz nah' aus der Grotte der Nymphen
Floss in die Tiefe mit leisem Gemurmel ein heiliges Wasser.
Aber es mühten sich ab mit Gezirp in den schattigen Zweigen
Lunkel gebräunte Cikaden; aus dornigen Hecken der Brombeer'
Flötet von ferne herüber mit klagendem Tone die Drossel;
Lerchen- und Finkengesang und der Turteltauben Gestöhne
Liess sich vernehmen; die gelblichen Bienen umschwärmten die Quellen.
Alles duftete Herbst und duftete fruchtbaren Sommer.
Birnen zu unseren Füssen und Äpfel zu unseren Seiten
Rollten in Fülle daher, tief senkten sich nieder zur Erde
Die schwer belasteten Zweige. Eberz.

Mit liebevollerer Detailmalerei kann doch kaum ein Bild des Spätsommers auf dem Lande entworfen werden. Hier haben wir alles beisammen, was den auf weichen Blättern Gebetteten in ein wonniges Behagen und ein süsses Träumen versetzen kann: das gleichmässige Gemurmel des Baches, das Gezirpe der Heimchen, das Gesumme der Bienen, der Gesang der Vögel und der angenehme Duft der Kräuter und des prangenden Obstes; nichts lenkt die Phantasie ab von dem Leben und Weben in der Natur, der Zauber des Lieblichen und des Friedens, der über Feld und Wald gebreitet liegt, wird mit allen Poren einer empfänglichen Seele eingesogen.

Die Ruhe in der Natur, das friedlich umblaute, von sanftem West gekräuselte Meer und den traulichen Platz unter dem dichten Laube des Ahorns am einlullenden Geplätscher des Quells verherrlicht auch Moschos id. V:

Wallet das blauliche Meer von dem kräuselnden Wehen des Westwinds,
Regt sich mir süsse Begier in dem schüchternen Herzen; das Festland

Ist nicht länger mir lieb; mehr lockt mich das heit're Gewässer,
Aber sobald aufbrauset die dunkelnde Tief', und das Meer sich
Schaum aufwerfend erhebt, und die tobenden Wogen sich strecken,
Schau' ich nach Ufer und Bäumen zurück und entfliehe der Salzflut.
Lieb dann ist mir das Land, und die schattigen Wälder erfreun mich,
Wo auch im Toben der Winde, melodisch die Pinie säuselt,
Schlimm ist wahrlich des Fischers Geschick! Sein Haus ist der Kahn ihm;
Arbeit giebt ihm das Meer und der schweifenden Fische Berückung.
Möge mich immer der Schlummer so süss in des Platanos Laubdach,
Immer des Bergquells Rauschen erfreu'n in der Nähe des Lagers,
Der süss murmelnd ergötzt, den Entschlummerten aber nicht aufschreckt.

Jacobs.

τὰν ἅλα τὰν γλαυκὰν ὅταν ὤνεμος ἀτρέμα βάλλῃ,
τὰν φρένα τὰν δειλὰν ἐρεθίζομαι . . .,
αὐτὰρ ἐμοὶ γλυκὺς ὕπνος ὑπὸ πλατάνῳ βαθυφύλλῳ
καὶ παγᾶς φίλ' ἐμοὶ τᾶς ἐγγύθεν ἆχον ἀκούειν,
ἃ τέρπει ψοφέοισα τὸν ἄγριον, οὐχὶ ταράσσει.

Das einzig sichere Gedicht des dritten Bukolikers Bion, der neueren Forschungen gemäss nach Moschos angesetzt werden muss, ist der Grabgesang auf Adonis. Von einzelnem[93]) abgesehen, ist die Beseelung der unbelebten Natur noch weiter gehend als bei Theokrit; v. 30 rufen die Berge ein Ach über das Unglück der Aphrodite und die Eichen: »ach o Adonis«! Flüsse und Quellen weinen, in allen Waldschluchten, in jedem Haine klagt die jammernde Nachtigall: »tot ist der schöne Adonis!«: *τὰν Κύπριν αἰαῖ*

ὤρεα πάντα λέγοντι καὶ αἱ δρύες αἰαῖ Ἄδωνιν
καὶ ποταμοὶ κλαίοντι τὰ πένθεα τᾶς Ἀφροδίτας
καὶ παγαὶ . . δακρύοντι
πάντας ἀνὰ κναμώς, ἀνὰ πᾶν νάπος οἰκτρὰ ἀηδών
αἰάζει νέον οἶτον ἀπώλετο καλὸς Ἄδωνις,

ebenso weinen bei dem Tode Balders nach altnordischer Sage Himmel und Erde [94]). Eine spätere Nachahmung dieses Klageliedes ist der Epitaphios auf Bion. Übertreibende Rhetorik, Schwulst und Wortgeklingel wiegen vor und zeugen von einer hoch sentimentalen, krankhaft erregten Sympathie für die Natur, die in allen ihren Manifestationen in Mitleidenschaft gezogen wird:

Gramvoll seufzet, ihr Thäler, und du, o dorische Welle,
Und ihr Ströme, beweinet den Sehnsucht weckenden Bion,
Thränen vergiesst mir, Kräuter, und klaget, o schattige Haine!
Jetzt mit hängender Krone verhauchet den Odem, o Blumen,
Rosen, es werd' euch zur Trauer das Rot, und euch, Anemonen!
Nun, sprich aus, Hyakinthos, die Schrift, die du trägst, und des Wehes
Flüstere mehr mit den Blättern: dahin ist der liebliche Sänger!

αἴλινά μοι στοναχεῖτε νάπαι καὶ Δώριον ὕδωρ,
καὶ ποταμοὶ κλαίοιτε τὸν ἱμερόεντα Βίωνα,
νῦν φυτά μοι μύρεσθε καὶ ἄλσεα νῦν γοάοισθε κ. τ. λ.

So werden auch die Nachtigallen aufgefordert, die Trauerkunde in schmerzlichen Klagen im dichten Gebüsch auszutönen, und die Strymonischen Schwäne:

Singet aus trauernden Kehlen die Melodieen der Schmerzen,
Saget es an des Oiagros Töchtern und sagt es den Nymphen,
Allen der thrakischen Flur: dahin ist der dorische Orpheus! u. s. f.

In bewusstem Gegensatz zu der Kleinmalerei des Idylls schuf Apollonios Rhodios sein langatmiges Epos, die Argonautica, dies *μέγα κακόν* nach dem Kallimacheischen Kunstprincip. Entbehrt es auch jeder kunstvollen Komposition und ist es auch mit seiner zusammengerafften Gelehrsamkeit und der »Frostigkeit« der Darstellung nur ein recht matter Abglanz der Homerischen Epen, so bietet es doch in betreff der Weiterbildung des Reflektierten in dem Naturgefühl manches Bemerkenswerte. Sehr zahlreich sind seine Gleichnisse aus dem Naturleben, die zwar oft breit und gesucht sind im Vergleich zu den Homerischen, aber auch nicht ganz der Anmut und Neuheit des Gedankens entbehren, indem sie mit eindringenderer Beobachtung eine sentimentale Empfindungsweise verbunden zeigen.

Um vom Himmel mit seinen Gestirnen zu beginnen, so heben sich die Helden aus dem Volksgetümmel durch Gestalt und Rüstung heraus wie die Sterne, die durch dunkles Gewölk leuchten I, 239, vergl. II, 40; der Helm schimmert gleich der Sonne, die in der Frühe aus des Oceans Fluten emportaucht II, 12. 29, oder die Rüstungen glänzen wie der Sterne Licht, das durch das Schneegestöber hindurchleuchtet, wenn der Sturm die Wolken zerteilt III, 1359. Jason stürmt unter die den Drachenzähnen entsprossenen Riesen wie ein Meteor, das hochher vom Himmel sich schwinget, strahlenden Zugs die dunklen Lüfte durchschneidend III, 1376; das Vliess glänzt wie Gewölk im rosigen Frühlicht IV, 125, und schneller als die Strahlen der Morgensonne entschwebt über das Meer die Thetis IV, 846.

Nicht gerade sehr sinnreich wird das Armstrecken der rudernden Helden mit dem Längerwerden der Tage im Frühlingsmonat verglichen IV, 960. Wie der Sturm den Mast aus dem Schiffe emporhebt, so entwurzelt die mächtige Kraft des Herakles die Riesentanne I, 1201, vergl. III. 1326; die Pferde eilen dahin wie Hauche des Windes IV, 221; sprichwörtlich ist seit Homer die Wendung: den Winden lass uns preisgeben den thörichten Zorn I, 1334, vergl. III, 1119. Hagelschlossen II, 1085, Blitz III, 1264,

der lang gezogene Schwall der Meerflut III, 1370, der Fels im Meere III, 1293, die Wiese I, 545, Waldbrand I, 1027, IV, 138, Waldstrom IV, 460, Bäume I, 1003, Pflanzen III, 1398, Fichten und Eichen III, 1374, die zahllosen Blätter, die der Herbststurm von den Bäumen schüttelt IV, 219, sowie die meisten Tiere[95]) werden zu Bildern verwandt.

Am interessantesten, weil einen bis dahin kaum vernommenen Ton anschlagend, sind diejenigen Bilder, welche die sentimentalen Regungen einer liebenden Seele veranschaulichen sollen. Der magische Reiz des Sternenhimmels auf ein schwärmerisches Gemüt, das von Sehnsucht nach dem Geliebten verzehrt wird, findet bei Gelegenheit eines Vergleiches des Jason mit einem Sterne folgende Schilderung I, 774:

> . . . gleich dem glänzenden Stern,
> Den im neuen Gemache verschlossene Mägdlein erblicken,
> Während er über die Wohnung empor hellfunkelnd heraufsteigt;
> Und in der bläulichen Luft mit holdanlächelndem Schimmer
> Ergötzt er ihnen die Augen
> *καί σφισι κυανέοιο δι' ἠέρος ὄμματα θέλγει*
> *καλὸν ἐρευθόμενος.*
> Auch freuet sich seiner die Jungfrau,
> Die nach dem Jüngling sich sehnt, der fern bei den Männern der Fremde
> Weilet, und dem die verlobete Braut aufwahren die Eltern.

IV, 167 enthüllt dem lieblichen Mondlicht das Mädchen ihre Reize:

> Sowie die Jungfrau gerne den silbernen Schimmer des Vollmonds,
> Der ihr von oben herab in das trauliche Schlummergemach scheint,
> Mit dem Gewand' auffahet, dem seidenen; innen im Busen
> Lacht ihr das Herz ob des Glanzes Ergötzlichkeit.
>
> Wellmann.
>
> *ὡς δὲ σεληναίην διχομήνιδα παρθένος αἴγλην*
> *ὑψόθεν ἐξανέχουσαν ὑπωρόφιον θαλάμοιο*

λεπραλέῳ ξανθῷ ὑποΐσχεται· ἐν δέ οἱ ἦτορ
χαίρει δερκομένης καλὸν σέλας.

Die Wirkung des Mondlichtes wird auch I, 1231 hervorgehoben, wo das Anlitz des Hylas, das der glitzernde Schimmer des Vollmondes bescheint, das Herz der Nymphe Ephydatia in holde Liebesverwirrung versetzt. Doch das Signisikanteste bietet uns die Liebesepisode des Jason und der Medea im dritten Buche. Wenngleich die Liebe hier noch ihre Motivation durch den Mythus erhält und ein Werk der Kypris und des Eros ist (III, 114), und wenn man auch eine konsequent durchgeführte Charakteristik der dämonisch liebenden und dämonisch hassenden Medea vergebens sucht, so bricht doch hin und wieder bei Schilderung der einzelnen Phasen des Liebeslebens vom ersten Erwachen der Neigung bis zum heftigsten Wogen der Leidenschaft eine Ahnung des psychologischen Momentes hindurch; namentlich in den Vergleichen des Seelischen mit dem Physischen. Als Medea zum ersten Mal von ihrem Palast den Jason erblickt, schmilzt ihr Herz in süsser Bedrängnis, der Funke, der in ihre Brust sich gesenkt, wird zur verzehrenden Glut (v. 644, 772, 1018, IV, 16), die rosige Farbe entflieht ihren Wangen, und als sie zum ersten Mal ihn nahe geschaut, da lässt es ihr keine Ruhe mehr (445, 616 ff), unduldsamer Gram umflutet schrecklich das Herz ihr 695: *τὴν δ' αἰνῶς ἄτλητος ἐπέκλυσε θυμὸν ἀνίη | δείματι,* und mit höchst charakteristischer Wendung eines in seiner Gesuchtheit fast beispiellosen Bildes heisst es v. 754: »Leidenschaftlich stürmte das Herz in der Brust, wie ein Lichtglanz der Sonne umspielt die Wand im Gemache, der von dem Wasser des Eimers oder des schimmernden Beckens widergestrahlt wird und vom Wogen der Flut in schnellem Gezitter hin- und herhüpft, so auch schwankte von Zweifeln das Herz im Busen der Jungfrau«:

πυκνὰ δέ οἱ κραδίη στηθέων ἔντοσθεν ἔθυιεν,
ἠελίου ὥς τίς τε δόμοις ἐνιπάλλεται αἴγλη
ὕδατος ἐξανιοῦσα, τὸ δὴ νέον ἠὲ λέβητι,
ἠέ που ἐν γαυλῷ κέχυται· ἣ δ' ἔνθα καὶ ἔνθα

ὠκείῃ στροφάλιγγι τινάσσεται ἀΐσσουσα·
ὣς δὲ καὶ ἐν στήθεσσι κέαρ ἐλελίζετο κούρης.

Schon spielt sie mit Selbstmordgedanken und greift zu dem Gift hegenden Kästchen, als plötzlich wieder die Reize des Lebens sie lächelnd umschweben und die Todesgrübeleien verscheuchen — »traun, es erschien auch die Sonn'« ihr reizender jetzo dem Anblick als je zuvor, wenn im Geist sie am einzelnen prüfend verweilte 810: ἀμφὶ δὲ πᾶσαι
θυμηδεῖς βιότοιο μεληδόνες ἰνδάλλοντο.
μνήσατο μὲν τερπνῶν, ὅσ' ἐνὶ ζωοῖσι πέλονται
. . καί τέ οἱ ἠέλιος γλυκίων γένετ' εἰσοράασθαι
ἢ πάρος, εἰ ἐτεόν γε νόῳ ἐπεμαίεθ' ἕκαστα,
vergl. die gewaltsame Umwandlung IV, 26. Die Liebe giebt ihrem Leben neuen Gehalt. Heimlich treffen die Liebenden sich 946 ff., Jason »dem Sirius gleich, der hellstrahlenden Anblicks aus dem Meere aufsteigt, aber Seuchen den Herden bringend — liebreizend kam der Held, doch es schuf ihr herbe Bekümmernis seine Erscheinung; neben einander standen sie hoch an Gestalt, wie Eichen und ragende Tannen, die gesellt auf Gebirgshöhe wurzelten ruhig in windstiller Luft; doch darauf von dem tobenden Sturm geschüttelt, regt sich das Laub mit Gebraus ins Unendliche; siehe, die beiden sollten genug auch flüstern (φθέγξασθαι) bewegt vom Hauche des Eros«. Wie absichtsvoll sind hier bis in die kleinsten Züge die einzelnen Vergleichungsglieder ausgesponnen und mit einander verwoben!

In holder Flamme blitzt Eros vom blondgelockten Haupte des Aisoniden und strömt ihr süsse Entflammung ins Herz 1018, ihr glühet innen die Seele, schmelzend so ganz, wie um Rosen der Tau vor der Morgensonne zerfliesset: ἰαίνετο δὲ φρένας εἴσω
τηκομένη, οἷόν τε περὶ ῥοδέῃσιν ἐέρση
τήκεται ἠῴοισιν ἰαινομένη φαέεσσιν.

Und wie sie von ihm geschieden ist, merkt sie nicht der Umgebenden Nähe, denn ihr schwebt der Geist hoch über der Erd' in den Wolken 1150:
ψυχὴ γὰρ νεφέεσσι μεταχρονίη πεπότητο.

Sie entflieht mit Jason, schwankt zwischen Liebeswonne und banger Ahnung künftigen Betruges und Heimweh hin und her, »fern und verwaiset schweb' ich nun über das Meer mit den traurigen Halkyonen« IV, 362: τηλόθι δ'οἴη
λυγρῇσιν κατὰ πόντον ἅμ' ἀλκυόνεσσι φορεῦμαι.

Doch immer wieder zünden wie Blitze die Blicke des Jason in ihrem Busen 697, 728; aber »reines Glück wird nicht dem zu Leiden geborenen Menschengeschlechte« 1164. Mit dieser schwermütigen Sentenz klingt der Liebesroman ab. — Die Beseelungen der Natur sind bei Apollonios weniger charakteristisch; I, 880 lächelt die Wiese im Tau λειμὼν ἑρσήεις γάννυται, II, 729 wird der Wind vom Dunkel der Nacht zur Ruhe gebettet ἀνέμοιο διὰ κνέφας εὐνηθέντος wie III, 1195 πανέυκηλος γένετ' αἰθήρ, III, 1217 zittern die Wiesen beim Nahen der Hekate und ihrer wilden Meute; IV, 1168 heisst es in einer anmutigen Morgenschilderung: »als Eos die Nacht mit ambrosischen Lichte verdrängte, lachte ringsum das Inselgestad' und auch fern die betauten Pfade in dem Gefilde«:

αἱ δ'ἐγέλασσαν ἠϊόνες νήσοιο καὶ ἑρσήεσσαι ἄπωθεν ἀτραπιτοὶ πεδίων.

Die Ortsschilderungen sind meist dürr geographisch; doch vergl. II, 728 der Acheron, III, 200 das Kirkäische Feld, III, 926 der Waldtempel, IV, 924 und 1696 das schauervolle Dunkel der Charybdis, IV, 1236 die Öde der Syrten. Die Schilderungen der Tages- und Jahreszeiten sind dem Homer nachgebildet z. B. I, 450 ἦμος δ'ἠέλιος σταθερὸν παραμείβεται ἦμαρ κ. τ. λ., aber weit ausgeführter und, wie auch bei den Vergleichen hervortrat, die Lichteffekte wirksam verwertend; der Morgen: I, 519, 1273. 1280; II, 164; III, 827, 1222; IV, 1168; Nacht III, 744; IV, 1629 u s. f. Wie Euripides und Aristophanes auf den Flügeln der Vögel oder der Wolken über Erde und Meer schweben und den Blick an der darunter liegenden Welt weiden, so schildert Apollonios dirent das Panorama, das sich vom Dindymon aus den Helden darbietet: Thrakien, der Bosporos, Mysien, der Aisepos und die Nepeiaebene I, 1107 ff., oder vom Gipfel des Olympos aus die herrliche Fernsicht auf Land und

Städte und Flüsse und Meer, über dem der Himmel sich wölbt« III, 162:

. . . δοιὼ δὲ πόλοι ἀνέχουσι κάρηνα
οὐρέων ἠλιβάτων, κορυφαὶ χθονός, ἧχί τ' ἀερθεὶς
ἠέλιος πρώτῃσιν ἐρείδεται ἀκτίνεσσιν.
νειόθι δ' ἄλλοτε γαῖα φερέσβιος ἄστεά τ' ἀνδρῶν
φαίνετο καὶ ποταμῶν ἱεροὶ ῥόοι, ἄλλοτε δ' αὖτε
ἄκριες, ἀμφὶ δὲ πόντος ἀν' αἰθέρα πολλὸν ἰόντι.

Apollonios wollte ein zweiter Homer sein; Aratos mit seinem Lehrgedicht über die Sterne ein zweiter Hesiodos. Unleugbares Interesse bekundet er für den Wandel der Himmelserscheinungen, aber nur selten intensivere Wärme des Gefühls. Von dem das ganze All phantheistisch durchdringenden Zeus beginnen mit dem üblichen Anrufe der Musen die Phainomena und schildern die Stellung und Bewegung der Gestirne, die in ihren Gruppen bald wie gewaltige Ungeheuer mit langem Schweif und mächtigem Kopf, bald wie ein Mann oder eine Jungfrau erscheinen. So wird mythisch die παρθένος als Dike gedeutet, die einst auf Erden wandelnd den Ackerbau unter den Menschen pflegte, die Geberin alles Guten — »da lag ihnen noch fern das garstige Meer und noch nicht schweiften über die Flut die Schiffe, ja damals waltete noch das goldene Zeitalter« ! So heisst es mit charakteristischem Seitenhieb auf das Meer (vergl. v. 291) und mit dem sentimentalen Hinweise auf das Zeitalter der Unschuld, »des Glückes vor aller Kultur und ausserhalb des Kampfes der Geschichte«; denn als das eherne hereinbrach, entwich auch die Dike 134. Anmutiger schildert den Eindruck des sternbesäeten Himmels und besonders der Milchstrasse der Passus v. 469 ff., »wenn die wolkenlose Nacht alle herrlichen Sternbilder den Menschen vorführt und keines im Glanze geschwächt wird durch den Schimmer des Vollmonds, sondern sie alle scharf durch das Dunkel leuchten, dann befällt ein Staunen die Sinne — περὶ φρένας ἵκετο θαῦμα — bei dem Anblick des durch den breiten Gürtel durchfurchten Himmels, traun, das glänzende Rund schimmert wie Milch« γάλα μιν καλέουσιν. Wie unverhüllt bricht hier ein tiefes Naturgefühl hindurch

und spricht sich in schlichten Worten aus! Auch die Diosemeia, der 2. Teil des Gedichtes, verraten ein wachsames Auge für die Vorgänge in der Luft und am Himmel, für den Wechsel der Witterung, die durch die Wolkenzüge bald heiter, bald düster gestimmt wird 832 (100) ff., auch v. 988 (256), 1013 (28); auf die über das Meer hinwandernden und wiederkehrenden Vogelschwärme deuten v. 942 (200), 1002 (269), 1021 (289) 1075 (343), 1098 (366); doch wesentlich wiegt trockene Didaktik vor.

Die Tragödie der Zeit ist uns nur in geringen Fragmenten überliefert. Wie Apollonios, malt die Lichteffekte in raffinierter und sinnlicher Weise Chairemon im Fragment 14 p. 610 Nauck, in dem Öneus über Jungfrauen berichtet, die er malerisch gruppiert in Mondscheinbeleuchtung gesehen, nackt ruhend mit den schimmernden Gliedern, auf duftigem Blumenlager von Alant, Veilchen, Krokos und Majoran. Dass der Dichter ein grosser Blumenfreund gewesen ist, verraten auch die Fragm. 6—9, vergl. Theokr. XI, 26, Mosch., Europa 63 ff.

Das Monodrama Kassandra des Lykophron mit seiner ungeniessbaren Fülle mythologisch historischen und geographischen Stoffes, mit seiner pathetisch pomphaften, dunklen Sprache setzt die Beseelungen des überschwenglichen *ἐπιτάφιος* noch fort, vergl. v. 877, wo die Meeresufer und Klippen wehklagen, und als die Seherin ihre Weissagung der Schicksale der Troer und heimkehrenden Griechen beendet, erinnert sie sich erst plötzlich v. 1451, dass sie tauben Ohren gepredigt hat, dass die *πέτραι ἀνήκοοι*, dass das *κῦμα κωφόν*: *εἰς νάπας δυσπλητίδας* | *βάζω κενὸν ψάλλουσα μάσταχος κρότον.*

Die neuere Komödie wurzelt durchaus im bürgerlichen Kleinleben und behandelt vornehmlich Kollisionen, welche durch Hetärenliebschaften herbeigeführt werden; doch hat sie dem Euripides besonders das Sentenziöse abgelernt. Bilder sind selten. Philemon (Comic. gr. ed. maior Mein. IV, Berl. 1841) p. 10 Ephebos fr. 1 vergleicht das *χειμά-*

ζεσθαι auf dem Meere mit dem des Lebens; vgl. fab. inc. fr. I p. 30; p. 23 Sardios fr. I, v. 7: »Zum Kummer gehören Thränen, wie zu dem Baume die Frucht« ἡ λύπη δ' ἔχει, ὥσπερ τὸ δένδρον τοῦτο καρπόν, τὸ δακρύειν.

P. 44 fr. XXVIII begründet den Satz »der herrlichste Besitz für die Menschen ist ein Landgut« δικαιότατον κτῆμ' ἐστὶν ἀνθρώποις ἀγρός, wie schon ähnlich das Landleben gepriesen wurde in der mittleren Komödie von Amphis III, 308 fr. 1: εἶτ' οὐχὶ χρυσοῦν ἐστι πρᾶγμα ἐρημία; | ὁ πατήρ γε τοῦ ζῆν ἐστιν ἀνθρώποις ἀγρός | πενίαν τε συγκρύπτειν ἐπίσταται μόνος· | ἄστυ δὲ θέατρον ἀτυχίας σαφοῦς γέμον, Alexis III, 518 XXXII, τῆς στρατηγίας τὴν γεωργίαν προτιμῶν. Auch Kallimachos pries das schlichte Bauernleben mit seinem stillen Glück im Gegensatz zur Unruhe des städtischen Treibens, z. B in den αἴτια bei der Schilderung der Einkehr des Herakles beim Molorchos, des Theseus bei der Hekale.

Menanders ἁλιεῖς fr. VIII p. 76 enthalten eine freudige Begrüssung der φίλη γῆ, vgl. Naukleros fr. II, p. 175, auch er preist die Einsamkeit und das Landleben p. 207 fr. 1 der ὑδρία, wie p. 194 VII:

ἆρ' ἐστὶν ἀρετῆς καὶ βίου διδάσκαλος
ἐλευθέρου τοῖς πᾶσιν ἀνθρώποις ἀγρός,

p. 273: »es ist reich an Vergnügungen und tröstet durch Hoffnungen für das Schmerzliche« fr. 174:

ὁ τῶν γεωργῶν ἡδονὴν ἔχει βίος | ταῖς ἐλπίσιν τἀλγεινὰ παραμυθούμενος vgl. p. 289 CCIV ἔχει τι τὸ πικρὸν τῆς γεωργίας γλυκύ.

Auch p. 211 no. 2 in einem Fragment des ὑποβολιμαῖος stellt er das Glück, das in der Betrachtung der erhabenen, ewig sich gleich bleibenden Natur liegt, dem unruhigen, peinvollen städtischen Treiben gegenüber.

Seine Vergleiche sind dem Meere entlehnt; p. 88, 1: »die Ehe eine sturmbewegte See«; p. 231 VII: »die Liebe packt schneller und grimmer als Wirbelwind und Wogengang«; p. 347 (sent. 664): »Meer und Weib gleichen sich an Leidenschaft«, v. 304 »eine schlimme Pflanze ist das Weib, doch ein notwendiges Übel«, v. 312 »Bildung ist der Hafen

für alle Sterblichen«, v. 588 »der Welle des Meeres gleicht der Sinn der Mürrischen«; v. 751 »auf Regen folgt Sonnenschein« *χειμὼν μεταβάλλει ῥαδίως εἰς εὐδίαν.* Zart heisst es beim Sosikrates Philad. p. 591: »ein feines, auf gekräuselten Wellen rauschendes Lüftchen, das Kind des Skeironischen Berges, führte zum ruhigen Segel mild und freundlich den Meerfisch«:

λεπτῇ δὲ κυρτοῖς ἐγγελῶσα κύμασιν
αὖρα, κόρη Σκείρωνος, ἡσύχῳ ποδὶ
προσῆγε πράως καὶ καλῶς τὸν κάνθαρον.

Der pathetische Schwung dieser Verse mag uns überleiten zu der Lyrik der hellenistischen und nachhellenistischen Epoche, zum Epigramm der Anthologie. Auch darin zeigt sich Kallimachos als Stimmführer der alexandrinischen Poesie, als Träger der literarischen Bewegung, dass er das Epigramm zum wesentlichsten Ausdrucksmittel der damaligen lyrischen Poesie an Stelle der Elegie erhob. Die Lyrik ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern der treueste Abdruck der Empfindungen und Stimmungen; in ihr pulsiert am vollsten das innerste Gemütsleben, und das kleinste Lied kann als eine Offenbarung des geheimsten Fühlens eine gesamte Zeitrichtung widerspiegeln. Auch ein schlichtes Epigramm der Anthologie vermag wie in einen Brennspiegel die Ahnungen früherer Epochen zu sammeln; und sind in diesem bunt zusammengewürfelten Mosaik auch manche Gedichte von mässiger Technik und geringfügigem Inhalt neben anderen von geschickter Hand geformten, so kann doch auch das mittelmässige von kulturhistorischer Bedeutung sein, weil es den Prägstempel seiner Zeit trägt.

Das Epigramm ward in der hellenistischen Epoche zum wahren »Gelegenheitsgedicht«, das der Stimmung des Momentes entquollen die Individualität des Dichters und zugleich den Zeitgeist verrät. Kaum könnte für das Naturgefühl jener Zeit ein treffenderer Ausdruck gefunden werden, als in dem Epigramm, das zwar den ehrwürdigen Namen

des Äsopos führt, aber gewiss ein recht spätes Produkt ist, da es in ein »bewusstes« Naturempfinden eine pessimistische Idee verflicht Jac. anth. I p. 52:

Leben, wo flieht man dich ohne den Tod? Unsägliches Unheil
Drückt dich, weder die Flucht, noch das Ertragen ist leicht.
Schön ist, was die Natur dir verlieh'n, Mond, Himmel und Sonne,
Länder und Stern' und das Meer, Quellen und Flüsse und Seeen.
Leiden und Angst ist alles das übrige. Sendet das Glück auch
Irgend ein Gut, alsbald folgt ihm die Nemesis nach.
Jacobs.

. . . ἡδέα μὲν γάρ σου τὰ φύσει καλά, γαῖα, θάλασσα,
ἄσιρα, σεληναίης κύκλα καὶ ἠελίου·
τἄλλα δὲ πάντα φόβοι τε καὶ ἄλγεα . . .

Vor allem ist auch der Epigrammen-Poesie der idyllische Charakter eigen. Immer und immer wieder wird das stille, behagliche Plätzchen auf schwellendem Rasen, unter schattigem Blätterdach, am rauschenden Bach gepriesen —

καλὸν τὸ δένδρον. | ἁπαλὰς δ' ἔσεισε χαίτας | μαλακωτάτῳ κλαδίσκῳ. | παρὰ δ' αὐτὸν ἐρεθίζει | πηγὴ ῥέουσα πειθοῦς· | τίς ἂν οὖν ὁρῶν παρέλθοι | καταγώγιον τοιοῦτο;

heisst es in Anakreonteum 18, v. 11 — und diese Natureindrücke werden oft sinnig mit anderen Stimmungen verschmolzen oder bilden geradezu das Hauptthema, um das sich andere Empfindungen nur gruppieren. Zugleich wird das Interesse für das Zarte und Anmutige in der Natur, ja für das Kleinste in Tier- und Pflanzenwelt immer lebendiger; dem kleinsten Insekt schenkt der Dichter seine Teilnahme, freut sich an seinem Stillleben und klagt über seinen Tod. Namentlich die Cikaden, Bienen und Ameisen werden in ihrem eingeschränkten Dasein, das dem sentimentalen Beobachter doch so viel Glück in sich zu bergen scheint, mit einer Wärme der Empfindung und mit einer Liebe und Innigkeit belauscht, wie es eben immer nur möglich ist bei einer überfeinerten, den Menschen übersättigenden Kultur.

In diesen Anschauungskreis gehört das Anakreonteum »an die Cikade« fr. 32:

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend wie ein König lebst!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du dem Sterblichen Verehrte,
Süssen Frühlings süsser Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muss dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen. Göthe.

μακαρίζομέν σε, τέττιξ, | ὅτε δενδρέων ἐπ᾽ ἄκρων | ὀλίγην δρόσον πεπωκὼς | βασιλεὺς ὅπως ἀείδεις κ. τ. λ.

Wie zart giebt sich hier das Gefühl kund für den Reiz eines harmlosen, leicht befriedigten, in sich beschlossenen Naturlebens in seinem Gegensatze zu dem unruhigen, bedürfnisreichen, menschlichen Dasein! Ähnlichen Genres sind zahlreiche Epigramme in der Authologie. So preist I. p. 169 no. 60 die Grille der Flur, die ein Lied singt von dem schattigen Wipfel der Bäume herab,

Wann heissbrennende Glut sie zu Gesängen entflammt,
Fröhlich geleitend den wandernden Mann und sonder Belohnung
Mit dem Gesang, vom Nass lieblichen Taues genährt;

denselben Gedanken spricht Meleager aus I. p. 32 no. 111:

ἠχήεις τέττιξ δροσεραῖς σταγόνεσσι μεθυσθείς,
ἀγρονόμον μέλπεις μοῦσαν ἐρημολάλος.
ἄκρα δ᾽ ἐφεζόμενος πετάλοις πριονώδεσι κώλοις
αἰθίοπι κλάζεις χρωτὶ μέλισμα λύρας κ. τ. λ.,

in no. 112 bittet er die Muse des Feldes, in seinem Sehnsuchtsschmerz ihn zu trösten durch den lieblichen Gesang:

ἄκρις ἐμῶν ἀπάτημα πόθων, παραμύθιον ὕπνου,
ἄκρις, ἀρουραίη Μοῦσα, λιγυπτέρυγε,
αὐτοφυὲς μίμημα λύρας, κρέκε μοί τι ποθεινόν . .
ὥς με πόνων ῥύσαιο παναγρύπνοιο μερίμνης . .

vergl. II p. 141 no. 3, IV p. 207 no. 416 u. no. 419; und Mnasalkas I p. 125 no. 10 klagt wehmütig über die tote Heuschrecke, die nicht mehr mit süsstönenden Flügeln in fruchtreicher Furche singen und ihn ergötzen kann, der unter schattigem Laubdach dem süssen Gezirpe so oft gelauscht habe, vergl. I p. 171 no. 65, p. 190, 2; II 99, 29; 236, 2. Die Anakreonteen fr. 9 und 25 begrüssen mit Freuden die Schwalbe:

Du liebe Schwalbe kommest
Im Sommer her und baust dir
Ein Nest, im Winter aber
Fliehst du zum warmen Süden.
Doch Eros hat sein Nestchen
In meinem Herzen immer u. s. f.

σὺ μὲν φίλη χελιδὸν | ἐτησίη μολοῦσα | θέρει πλέκεις καλιήν.
χειμῶνι δ'εἷς ἄφαντος | ἢ Νεῖλον ἢ 'πὶ Μέμφιν κ. τ. λ.

In der Anthologie II p. 23 no. 63 wird die Schwalbenmutter, welche die zarte Brut sorgsam unter den Flügeln hütet, gepriesen und bedauert, als die tückische Natter die Jungen aus dem wärmenden Nest geraubt hat. Auch sonst spricht sich bei den Griechen die Wonne über die Wiederkehr des Frühlings in herzlicher Begrüssung der Schwalben aus, wie in dem Rufe *ὥρα νέα, χελιδών* Aristoph. equ. 419, Simon. fragm. 74; und die Kinder in Rhodos zogen im Monat Boedromion mit einer nachgebildeten Schwalbe in der Hand vermummt von Haus zu Haus, um Gaben einzusammeln, und sangen das Schwalbenlied:

Die Schwalbe, die Schwalbe ist wieder da!
Willst du die Schwalbe erblicken?
Sie ist weiss am Bauche und schwarz am Rücken.
Bald ist auch die schöne Jahreszeit da:
Die Schwalbe, die Schwalbe ist da! . . .

ἦλθ' ἦλθε χελιδὼν | καλὰς ὥρας ἄγουσα | καλοὺς ἐνιαυτούς, | ἐπὶ γαστέρα λευκά, | ἐπὶ νῶτα μέλαινα . . Bgk. III, S. 1311.

Sehr niedlich wird im anakreont. 14 die Taube als Liebesbotin und in ihrer Anhänglichkeit an den Dichter geschildert, dem sie lieber dienen will, als über Berge und Felder fliegen und auf den Bäumen sitzend nach wilden Früchten suchen. Auch in der Anthologie findet sich manches sinnige Liedchen über das Leben der Vögel und anderer Tiere: an die Amsel II p. 273 no. 28: Nachtigall, die auf einem Delphin über das Meer reitet II, p. 204, 32; Rabe II, 85, 21; Möwe I p. 256, 2; Rebhuhn I p. 137, 4; Henne II, 118, 12; Hahn I, 132, 11; ferner an die Biene, die Verkündigerin süssblühenden Frühlings, die sich mit taumelnder Lust unter den Blüten berauscht I p. 183, 7; II, 109, 53; 144, 15; Ameise II p. 38, 111, p. 216 no. 73; an den Frosch, den Aöden im feuchten Geröhr, I p. 194, 8; Polyp und Adler II p. 107 no. 44, Polyp und Hase II p. 141, 2; ferner an die Maus II, 160, 21 u. 22, II, 256, 9; Hirsche II, 122, 15, Hase IV, 206, 417; Löwe II, 176, 12.

Unter den Blumen wird auch in den Anakreonteen besonders die Rose gefeiert, »als die Freundin der Festgelage, als der Frühlingsschmuck der Grazien, als der Musen Lieblingsblume und die Lust der Lieder, die ein Balsam dem Kranken ist und jedes Menschenherz mit ihrem Duft erfreut, da die Götter selbst das erste junge Reis köstlicher Rosen mit Tropfen von Nektar befeuchteten«, fr. 42, 53, 54.

In recht moderner Weise macht die Lokrerin Nossis I p. 127, 1 die Rose zum Symbol der Liebe:

Nichts ist süsser als die Liebe, spricht
Nossis; alles and're muss ihr weichen.
Kann sich selber doch der Honig nicht
Mit der Lieb' an Süssigkeit vergleichen.
Wem ein Kuss von Aphrodites Munde
Nicht geweckt der Liebe süss Verlangen,
O, der hat gewiss noch nicht die Kunde
Von der Rose süssen Duft empfangen. Brandes.

ἅδιον οὐδὲν ἔρωτος . . τινὰ δ' ἁ Κύπρις οὐκ ἐφίλασεν,
οὐκ οἶδεν τήνας ἄνθεα ποῖα ῥόδα.

Unter den Bäumen wird mit grösstem Enthusiasmus immer wieder die Platane gepriesen, »die mit ihrer üppigen Fülle immergrünen Laubes und der wohlgefälligen Form ihrer Blätter Anmut und Würde in edlem Gleichgewicht verschmilzt«. So ehrte selbst ein Xerxes eine Platane bei Sardes, indem er seine Scharen auf dem Kriegszuge nach Hellas drei Tage lang rasten liess, ihr eine Ehrenwache aus den auserlesensten Kriegern stellte und beim Abzuge sie mit goldenem Schmucke beschenkte (Herod. VII, 31). Von einer anderen berühmten Platane auf Kreta berichtet Plin. H. N. XII, 9 ff., die auch in der Anthologie gefeiert wird II p. 213 no. 64: vom Sturm geknickt wird sie mit Wein getränkt und so konserviert; sonst vgl. II p. 16, 38; p. 150, 4, etc.; Eiche II p. 157, 12, Fichte IV p. 198, 383 u. 384, Epheu II p. 207, 45, Lorbeer II p. 106 no. 40.

Alle diese Epigramme, in denen mit sinnigem Verständnis und mit lebhafter Empfindung das Grünen und Wachsen und Ranken der Bäume und Pflanzen eingehend geschildert wird, lassen uns erkennen, wie aus den früheren Gleichnissen, die mehr oder weniger nebensächliche Ornamentik bildeten, sich selbstständige Genrebildchen von idyllischem Kolorit entwickelten. Während jedoch diese Epigramme vielfach durch Monotonie ermüden, bieten andere gar manche charakteristische und interessante Empfindungsweisen, welche sich als weiter führende Glieder in die Kette früherer Anschauungen einfügen und noch näher zum Modernen uns hinleiten. Wir folgen der Reihenfolge der Dichter, wie sie Jacobs bietet. — Wie Theokrit und Moschos ihre Freude darin finden, vom Ufer auf das blaue Meer zu blicken, so singt auch Anyte I, 131, 5, Aphrodite freue sich, von dem Festlande über des Meeres strahlenden Spiegel zu schauen, günstige Fahrt den Schiffenden sendend, denn die Meerflut fürchte der Göttlichen Macht, aufblickend zu dem schönen Götterbilde — *πόντος | δειμαίνει, λιπαρὸν δερκόμενος ξόανον,* in no. 7 mahnt 'die Dichterin mit anmutiger Beseelung des in den Blättern säuselnden Windes, den

Fremdling, daselbst zu rasten unter dem schattenden Fels: »hier in dem grünen Gezweig plaudern die Lüfte so süss« *ἁδύ τι ἐν χλωροῖς πνεῦμα θροεῖ πετάλοις*, und aus dem kühlen Quell das erquickende Wasser zu trinken.

In solch idyllisches Behagen an traulichen Plätzchen mischt sich bei den meisten Epigrammen-Dichtern eine erotische Stimmung. Die mittlere und neuere Komödie geben uns ja ein deutliches Bild, wie üppige Wurzeln das Hetärenwesen allmählich in Griechenland geschlagen hatte, wie wenig von der alten Einfachheit und Zucht der Sitten übrig geblieben war; aber bei dem gewaltigen Umschwung, den alle Verhältnisse des socialen Lebens im Hellenismus erfuhren, griff die Emancipation der Frauen immer mehr um sich, und obgleich wir von der Freiheit und der im griechischen Leben bis dahin unerhörten Selbstständigkeit intriganter und koketter Fürstinnen nicht zu weite Schlüsse ziehen dürfen für das einfache Bürgertum [97]), so ward doch das Kourtisanenwesen zum Angelpunkt aller Vergnügungen der jeunesse dorée. Die oft feine Bildung mit sinnlichem Reiz verbindende Hetäre ist der stete Gegenstand leidenschaftlicher Liebe in den Epigrammen, ihr dient der Dichter mit »frivoler Sentimentalität« in seinen galanten billets doux und preist ihre Reize und das Glück, das sie ihm gewährt, mit üppigster Phantasie und raffiniertester Sinnenglut. So besonders Asklepiades von Samos, der ein echtes dichterisches Talent in seinen von wahrer Empfindung durchglühten Gedichten verrät. Wohl sind sie nur leichte Ware, aber vom Momente eingegeben zeichnen sie sich durch Frische und Lebendigkeit aus. Wie ein Heine tändelt er mit dem Weltschmerz (no. 8), sucht den Volkston nicht ohne Glück in einem niedlichen Gedicht, das wir »die Verlassene« betiteln könnten, zu treffen (no. 11), doch am meisten regt ihn seine Liebesleidenschaft zum Dichten an, die er oft treffend mit der Stimmung in der Natur parallelisiert. Im Dunkel der Nacht stiehlt er sich zu seiner Geliebten, doch die Thür ist verschlossen, Regen und Nacht und die Liebessehnsucht sind seine einzigen Genossen, ein kalter Boreas weht um seine liebe- und weinerhitzte

Stirn »o Zeus, o lieber Zeus halt ein (σίγησον); hast du doch selbst zu minnen verstanden« I p. 148 no. 19, vergl. no. 23; und mit prometheischen Trotz und Learschem Pathos ruft er no. 26:[98])

Schleudre nur Hagel und Schnee und hülle den Himmel in Nachtgraus,
Blitz' und senke den Schwall dunklen Gewölkes auf's Land.
Wenn du mich tötest, o Zeus, so rast' ich dir, lässt du mich leben,
Folg' ich der Liebe Beruf, wenn du auch heftiger tobst.
νῖφε, χαλαζοβόλει, ποίει σκότος, αἶθε, κεραύνου
πάντα τὰ πορφύροντ' ἐν χθονὶ νεῖε νέφη.

Seine Devise gleichsam ist in no. 20 ausgesprochen: »Süss ist für den Dürstenden ein kühler Trunk zur heissen Sommerszeit, süss ist's dem Schiffer, wenn er nach dem Sturm heimkehrt, Frühlingskränze zu schauen; doch das Süsseste ist — heimliche, alles Verlangen stillende Liebe«. Höchst sentimental heftet er thränenbetaute Kränze an die Thür der Geliebten no. 4 und bittet die Blumen[98]), nicht zu schnell zu verblühen —

Doch tritt mein Liebchen unter ihre Thür,
Dann regnet nieder, Thränen, für und für!
Und trinkt ihr blondes Haar die Flut der Thränen,
(So denkt sie wohl an meines Herzens Sehnen.)
Brandes

. . *στάξαθ' ὑπὲρ κεφαλῆς ἐμὸν ὑετόν* (!), *ὡς ἂν ἄμεινον*
ἡ ξανθή γε κόμη δάκρυα τἀμὰ πίῃ.

Das Meer ist auch ihm das rauhe, gewaltsame; no. 38: »acht Ellen halt dich entfernt, unwirtliches Meer, und brülle, rausche, so viel du vermagst« *κύμαινε βόα θ' ἡλίκα σοι δύναμις* . . vergl. I, p. 211 no. 4. —

An das Idyll erinnert uns wieder Leonidas v. Tarent, der für Pyrrhos gedichtet haben soll; I, p. 164 no. 39 lädt er den Wanderer ein, auf der rinderbeweideten Höhe sich zu lagern unter der Fichte, dem Ruheplatze des Hirten, wo durch den Felsen der rauschende Bach sich ergiesst, kühler als der Schnee des Boreas *εὑρήσεις κελαρύζον ἐν-*

κρήνου διὰ πέτρης | νᾶμα, Βορειαίης ψυχρότερον νιφάδος, vergl. no. 58, 60, 98 und Nikias no. 4, I p. 182: ἵζευ ὑπ' αἰγείροισιν, ἐπεὶ κάμες, ἐνθάδ' ὁδῖτα, | καὶ πῖε θᾶσσον ἰὼν πίδακος ἁμετέρας κ. τ. λ., Nikainet. no. 3, I p. 206: »Nicht in der Stadt, in Heras Hain zu schmausen, gelüstet mich. Des Westwinds Säuseln zieht ins Freie mich. Am liebsten mag ich hausen auf niedrer Streu, wenn rings der Frühling blüht« . .

οὐκ ἐθέλω, Φιλόθηρε, κατὰ πτόλιν, ἀλλ' ἐπ' ἀρούρης
δαίνυσθαι κ. τ. λ.

So singt auch Pseudo-Platon I p. 105, 13:

In dieser Pinie Schatten setz' dich nieder
Wo flüsternd weht ein leiser Hauch aus Westen!
. . Und horchst du auf das Säuseln in den Ästen, . .
Naht holder Schlummer deinen Augenliedern.
ὑψίκομον παρὰ τάνδε καθίζεο φωνήεσσαν
φρίσσουσαν πυκινοῖς κῶμον ὑπὸ Ζεφύροις.

Vergl. IV p. 171 no. 259 u. 260.

Von anmutigem, idyllischen Charakter ist auch das Pseudo-Platonische Epigramm no. 14 auf Pan:

Schweigt, ihr Höhen, Wohnsitz der Dryaden,
Springquell, lass dein wildes Rauschen sein!
Denn des Gottes Flötentöne laden
(Berg und Thal zur Ruhe ein). Brandes.
σιγάτω λάσιον δρυάδων λέπας, οἵ τ' ἀπὸ πέτρας
κρουνοὶ καὶ βληχὴ πουλυμιγὴς τοκάδων . . . —

Doch Leonidas weiss auch andere Töne anzuschlagen, als nach bukolischer Manier lauschige Waldplätze zu preisen, die den Wanderer zum süssen Träumen auffordern. Dem Himmel entlehnt er das hübsche Bild p. 166, no. 49 »An Homer«:

Wenn auf feurigem Wagen die Sonn' an dem Himmel hinauffährt,
Schwinden die Sterne dahin, und es erblasset der Mond,
Also erloschen vor dir, Melesigenes, Scharen der Sänger,
Als du das strahlende Licht himmlischer Musen erhobst.
Jacobs.

ἄστρα μὲν ἠμαύρωσε καὶ ἱερὰ κύκλα σελήνης
ἄξονα δινήσας ἔμπυρος ἠέλιος.
ὑμνοπόλους δ᾽ ἀγεληδὸν ἀπημάλδυνεν Ὅμηρος,
λαμπρότατον Μουσῶν φέγγος ἀνασχόμενος.

Ein reizendes Frühlingslied fordert auf, die Anker zu lichten, no. 57 p. 168: »Die Fahrt ist günstig! Die geschwätzige Schwalbe hat sich aufgemacht und der anmutige Zephyr; die Wiesen blühen, besänftigt hat sich das Meer, das im Wogenschlag, im Windesbrausen rauschte. Nun hebe die Anker! Nun löse die Ketten, o Schiffer«!

ὁ πλόος ὡραῖος· καὶ γὰρ λαλαγεῦσα χελιδὼν
ἤδη μέμβλωκεν χὡ χαρίεις Ζέφυρος.
λειμῶνες δ᾽ ἀνθεῦσι, σεσίγηκεν δὲ θάλασσα
κύμασι καὶ τρηχεῖ πνεύματι βρασσομένη,
ἀγκύρας ἀνέλοιο καὶ ἐκλύσαιο γύαια | ναυτίλε . .

Eine neue Form des sentimentalen Verwandlungswunsches bietet Rhianos v. Bena auf Kreta, der besonders die Knabenliebe zum Motiv seiner Gedichte macht. Als der geliebte Dexionikos unter der grünen Platane eine Drossel fängt, klagt seufzend der Dichter: »O Eros und ihr blühenden Charitinnen, wäre ich doch ein Krammetsvogel oder eine Drossel, auf dass ich in seiner Hand sänge und weinte!«

εἴην καὶ κίχλη καὶ κόσσυφος, ὡς ἂν ἐκείνου
ἐν χειρὶ καὶ φθογγὴν καὶ γλυκὺ δάκρυ βάλω.

Noch sentimentaler wünscht Pseudo-Platon I p. 102 no. 1:

Schaust du zu den Sternen auf, mein Stern, (!)
Wünsch' ich eins mir nur: ich möchte gern
Selbst der Himmel sein. Ich sähe dann
Dich mit vielen tausend Augen an.

ἀστέρας εἰσαθρεῖς ἀστὴρ ἐμός· εἴθε γενοίμην
οὐρανός, ὡς πολλοῖς ὄμμασιν εἰς σὲ βλέπω!

Den Knaben Empedokles rühmt Rhianos als herrlicher denn alle seine Gespielen I p. 130 no. 3: »gleichwie unter den übrigen Frühlingsblumen die herrliche Rose erglänzt« *ὅσσον ἐν ἄλλοις ἄνθεσιν εἰαρινοῖς καλὸν ἔλαμψε ῥόδον.* Das Genre des Asklepiades pflegt Sosipatros noch frivoler und kecker (I p. 255, 1 u. 2!); vom Meere oder von der

Rose entnimmt er seine lasciven Bilder, oder »die Augen des Mädchens flammen zitternd auf, wie die Blätter im Winde« ἠΰτε πνεύματι φύλλα, oder es locken ihn in no. 3 die rosigen Lippen des nektarischen Mundes, die blitzenden (ἀστράπτουσαι) Augensterne und die blendende Brust καὶ μαζοὶ γλαγόεντες, ἐΰζυγες, ἱμερόεντες, | εὐφυέες, πάσης τερπνότεροι κάλυκες. Antipatros v. Sidon, der nach dem Muster Platons das literarhistorische Epigramm besonders kultiviert, kündet z. B. ewigen Ruhm der Erinna no. 47 II p. 19, »die nimmer von dem schattenden Flügel dunkler Nacht werde verhüllt werden«, d. h. nimmer ins Meer der Vergessenheit sinken — no. 98, v. 5 —, denn »besser fürwahr als der Dohlen Gekrächz', das in Wolken des Frühlings ausschallt, tönet des Schwans kurzer melodischer Sang«, vergl. no. 76 auf Anakreon, den Teischen Schwan. Sinnige Worte leiht er no. 38 der von Wein umrankten Platane:

Meinen vertrockneten Stamm umranket des blühenden Weinstock
Laubwerk; fremdes Gelock (ὀθνείῃ . . κόμῃ) schmücket des Platanos Haupt,
Der ich in meinem Gezweig mostschwellende Trauben ernährte;
Selbst nicht minder als er reichlich mit Laube geschmückt.
Möchte doch solchen Genossen hinfort sich jeglicher aufziehn,
Welcher den Toten soger Liebe mit Liebe vergilt.
Jacobs.

Mitempfindende Klage legt er der Natur bei II p. 35 no. 99, wenn er den Schmerz des Königs Ptolemäos und seiner Gattin über den Tod des blühenden Sohnes also schildert:

Schmerzerfüllt auch rauft sich das Haar die erhab'ne Aigyptos,
Und Europens Gefild tönet von Klagen umher.
Auch umdunkelt der Schmerz Selenens strahlendes Antlitz,
Und von dem himmlischen Pfad fliehen die Sterne hinweg.
Jacobs.

ἁ μεγάλα· δ' Αἴγυπτος ἐὰν ὠλόψατο χαίταν
καὶ πλατὺς Εὐρώπας ἐστονάχησε δόμος.
καὶ δ' αὐτὰ διὰ πένθος ἀμαυρωθεῖσα Σελάνα
ἄστρα καὶ οὐρανίας ἀστραπιτοὺς ἔλιπεν.

Eins der schönsten Epigramme ist uns von dem Astronomen (?) Ptolemäos überliefert II p. 65 no. 2. Schon in früherer Zeit priesen die Dichter des Menschen Erhabenheit über die Natur, wie Sophokles, oder ihre stets sich gleich bleibende, hehre Schönheit gegenüber dem rastlosen Treiben der Menschen, wie Menander, oder ihre Pracht und Ordnung, die auf ewige Mächte hinweise, wie Aristoteles, hier giebt der Dichter dem Gefühle Ausdruck, das uns beim Anblick des sternbesäeten Himmels andachtsvoll beschleicht, jenem Gefühl des Erhobenwerdens über die irdischen Schranken!

Staub nur bin ich — ich weiss es — ein Sterblicher, aber betracht' ich,
Sterne, den kreisenden Lauf eurer verschlungenen Bahn,
Dann o! glaub' ich die Erde nicht mehr mit dem Fuss zu berühren,
Sondern am Tische des Zeus nehm' ich ambrosische Kost.

Jacobs.

οἶδ' ὅτι θνατὸς ἐγὼ καὶ ἐφάμερος· ἀλλ' ὅταν ἄστρων
μαστεύω πυκινὰς ἀμφιδρόμους ἕλικας,
οὐκ ἔτ' ἐπιψαύω ποσὶ γαίης, ἀλλὰ παρ' αὐτῷ
Ζανὶ θεοτροφίης πίμπλαμαι ἀμβροσίης.

Wird man nicht an Göthes »Gränzen der Menschheit« oder an seinen »Ganymed« erinnert? Ist es dann noch wahr, was Hess S. 29 sagt: »Kaum jemals findet man bei den Alten den in neuerer Dichtung so oft vorkommenden Aufschwung von der Empfindung der Naturschönheit zu der Empfindung der Liebe zur Gottheit, jenes innere Erzittern der ganzen Seele in dem Gedanken an das Ewige«, oder was Rohde S. 511 sagt: »Auch der späte Grieche weiss nichts von der gänzlichen Entrückung aus der Menschenwelt durch die Übermacht eines gewaltigeren Lebens in der nach eignen grossen Gesetzen wirkenden Natur«!? Ptolemäos spricht hier in prägnanter Kürze aus,

was ein moderner Naturforscher[100]) also ausdrückt: »Das Licht, womit die Sterne vom Himmel strahlen, wird uns doppelt bedeutungsvoll bei der Dunkelheit der Erde; gerade dies, dass wir nichts von allen den Gegenständen sehen, die uns an die einengenden Verhältnisse des Alltaglebens und alles das Vergängliche erinnern, was sonst sich in unserer Umgebung geltend macht, lässt die Seele sich erweitern und schärft den Sinn für das Licht aus einer höheren, grösseren, minder veränderlichen Welt. Unter dem klaren, milden, nie blendenden Sternenlichte .. haben wir ein Gefühl, als ob Licht und Leben und Glückseligkeit nur dort in der Ferne sei, aber Dunkelheit, Tod und Schrecken hienieden«. — Eine sinnliche Mondscheinpoesie begegnet uns in den Epigrammen des Philodemos, wie II p. 72 no. 7, wo er die hellglänzende, nächtliche Selene auffordert, freundlich ins Fenster hinein ihr Licht zu senden und mit ihren goldenen Strahlen die liebliche Kallistion zu übergiessen; pikant ist Bild und Idee verwoben in no. 15, das eine ganz junge Schöne besingt:

Noch zwar birgt von dem Kelche bedeckt sich die Blume der Jungfrau,
Unter dem Schatten gepflegt, färbt sich die Traube noch nicht;
Amor wetzet indes die geflügelten Pfeil' auf dem Schleifstein,
Und in dem Innersten glüht schweigend der wachsende Brand.
Fliehen wir Jünglinge! . . . Gleich lodern die Flammen empor.

οὔπω σοι καλύκων γυμνὸν θέρος οὐδὲ μελαίνει
βότρυς ὁ παρθενίους πρωτοβολῶν χάριτας κ. τ λ.

Des Philodemos Landsmann und — vielleicht älterer — Zeitgenosse war der berühmte Meleager, der griechische Ovid. Ein echter Sohn seiner Zeit und speziell seiner Vaterstadt, führt er uns in anschaulichsten Zügen das üppige Leben von Tyros und Sidon vor Augen und zeigt uns, wie auch nach Phönizien die verfeinerte, komplizierte und blasiert sinnliche Kultur des alexandrinischen Hofes gedrungen

war; zugleich ist er der interessanteste Repräsentant des Entwicklungsstadiums, in dem sich gegen das Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. das Naturgefühl befand. Seine Epigramme sind zierliche, lose, tändelnde Liedchen, doch von echt dichterischer Begabung und durchaus moderner Denkart zeugend. Gleich das Eingangsgedicht, mit dem er seine Anthologie eröffnete, Jac. I, 1 bekundet seine leichte, spielende Manier; einem reichen Blumenkranze vergleicht er seine Liedersammlung, in den Dichterinnen wie Sappho, Anyte und Meuro Rosen und Lilien geflochten, und in dem Narzissen mit Weinlaub, Krokos, Hyazinthe mit dunklem Lorbeer und Epheu und dem »Haar« der Fichte, Platanenzweige mit Nussbaumstrauch u. s. f. sich paaren. Eine gleiche Spielerei ist no. 2 mit dem »Kranz des Seelenbetruges« *ψυχαπάτης στέφανος*, den Eros ihm in Gestalt von schönen Knaben gleich Lilien, Levkojen, Rosen, Weinreben u. s. f. gewunden habe. I p. 5 no. 7 klagt der Verlassene, ein günstiger Fahrwind habe ihm sein halbes Leben, den Andragathos, geraubt: »dreimal selig preis' ich[101]) die Schiffe, dreimal selig die Wellen des Meeres, viermal selig aber den Wind, den knabenentführenden, o wär' ich ein Delphin und könnt' ich ihn auf meinem Rücken über das Meer hintragen gen Rhodos, dem an holden Knaben so reichen«!

εἴθ' εἴην δελφίς, ἵν' ἐμοῖς βαστακτὸς ἐπ' ὤμοις
πορθμευθεὶς ἐσίδῃ τὰν γλυκύπαιδα Ῥόδον.

Sein Liebesleben dünkt ihm selbst eine Meerfahrt no. 49, bei der Aphrodite die Schiffspatronin und Eros der Lenker des Schiffs ist, mit den Händen haltend das Steuerruder seiner Seele; die Wellen erregt die gewaltig stürmende Sehnsucht, während der Dichter schwimmt im Meere der Knabenliebe:

Κύπρις ἐμοὶ ναύκληρος, Ἔρως δ' οἴακα φυλάσσει
ἄκρον ἔχων ψυχῆς ἐν χερὶ πηδάλιον.
κυμαίνει δ' ὁ βαρὺ πνεύσας πόθος, οὕνεκα δὴ νῦν
παμφύλῳ παίδων νήχομαι ἐν πελάγει.

Dies sinnreiche Bild hat ihm selbst gefallen, es kehrt häufig wieder; so treibt ihn no. 45 beim winterlichen Sturm

die bittersüsse Liebe (*γλυκυδάκρυς ἔρως*) zum Myiskos, die Sehnsucht ist wieder der Sturm, der den Schiffer auf den hoch gehenden Wogen des Meeres der Kypris hin- und herwirft, und er bittet um Aufnahme in den rettenden Hafen:

κυμαίνει δὲ βαρὺ πνεύσας πόθος· ἀλλά μ' ἐς ὅρμον
δέξαι, τὸν ναύτην Κύπριδος ἐν πελάγει.

So ruft er auch no. 67 p. 21:

Das Meer der Liebe hegt nur bittre Wogen,
Der Sturm der Eifersucht braust fort und fort,
Und schon kommt ein Orkan heraufgezogen,
Das Schiff ist ohne Steuer, fern der Port.
Und doch soll ich dem Meer der Liebe trauen?
Werd' ich nochmals der Scylla Strudel schauen?

Brandes.

κῦμα τὸ πικρὸν ἔρωτος, ἀκοίμητοί τε πνέοντες
ζῆλοι, καὶ κώμων χειμέριον πέλαγος,
ποῖ φέρομαι; πάντη δὲ φρενῶν οἴακες ἀφεῖνται.
ἦ πάλι τὴν τρυφερὴν Σκύλλαν ἐποψόμεθα,

vergl. das lascive no. 77 p. 23.

Nicht neu, aber originell im Ausdruck, ist das Bild no. 15 p. 13: »beim Eros! Zarte Knäbchen nährt Tyros, doch Myiskos hat als aufleuchtende Sonne alle die Sterne gelöscht«

ἁβροὺς ναὶ τὸν Ἔρωτα τρέφει Τύρος, ἀλλὰ Μυΐσκος
ἔσβεσεν ἐκλάμψας ἀστέρας ἠέλιος.

An Theokrit erinnert no. 44, v. 6: »wenn du, Myiskos, in Wolken hüllst deinen Blick, so ist's für mich Winter, wenn du jedoch freundlich blickst, so blühet lieblicher Frühling«:

ἤν μοι συννεφὲς ὄμμα βάλῃς ποτέ, χεῖμα δέδορκα·
ἢν δ' ἱλαρὸν βλέψῃς, ἡδὺ τέθηλεν ἔαρ.

In den auf die Mädchenliebe bezüglichen Epigrammen kehrt der Vergleich vom Liebesmeere wieder no. 69 p. 22: »die vielgeliebte Asklepias ladet mit den hellblickenden Augen gleich der Meeresstille alle zur Liebesfahrt ein«,

ἀφίλερως χαροποῖς Ἀσκληπιὰς οἷα γαλήνης
ὄμμασι συμπείθει πάντας ἐρωτοπλοεῖν.

Seh' ich dieser Augen blaue Tiefe,
Treuer Liebe freundliche Gewähr,
Ist's, als ob zur Fahrt mich Eros riefe
Auf ein stilles, blaues Meer. Brandes.

Die Epigramme auf Demo enthalten anmutige »Wächterlieder«, doch mit dem Unterschiede von den mittelalterlichen, dass bei Meleager der Wächter der Hahn ist, der zu früh ihm und der Geliebten den Tag kündet no. 72, oder Helios, der sie mit seinem Morgenstrahl bescheint und den er bittet, seinen Lauf zu wenden und wieder zum Hesperos zu werden no. 81 [102]); in no. 82 schilt er ihn saumselig, da er so langsam sich drehe, nun da die Demo einen andern genösse, während er sonst, als in seinen Armen sie ruhte, immer so plötzlich sein höhnendes, schadenfrohes (!) Licht auf sie geworfen habe — *ὡς βάλλων ἐπ' ἐμοὶ φῶς ἐπιχαιρέκακον!*

Tändelnde *παίγνια* sind auch die Zenophila-Lieder. Wie die Schiffe, die gen Kos fahren, no. 80, macht er no. 90 die Mücke zur Liebesbotin, die Süsses dem schlafenden Mädchen zuflüstern soll, aber warnt no. 93 die dreisten Tierchen, die den Schlummer Zenophila's stören und sich freuen an der wärmenden Nähe der zarten Gestalt des *τρυφερὸν θάλος* no. 88. Ihre Schönheit überstrahlt die Blumen des Frühlings und die im freundlichen Grün lachenden Wiesen no. 92:

Sieh', die Levkoje blüht, im feuchten Moose
Blüht die Narzisse und die Lilie blüht;
Doch seit Zenophila, die üpp'ge Rose,
Der Blumen Blume, duftend süss erglüht,
Lockt mich umsonst die Flur im Blumenkranze,
Mir lacht mein Lieb in hold'rem Schönheitsglanze.
Brandes.

ἤδη λευκὸν ἴον θάλλει, θάλλει δὲ φίλομβρος
νάρκισσος, θάλλει δ' οὐρεσίφοιτα κρίνα.
ἤδη ἡ φιλέραστος, ἐν ἄνθεσιν ὥριμον ἄνθος,
Ζηνοφίλα, πειθοῦς ἡδὺ τέθηλε ῥόδον.
λειμῶνες, τί μάταια κόμαις ἔπι φαιδρὰ γελᾶτε;
ἁ γὰρ παῖς κρέσσων ἁδυπνόων στεφάνων.

Die schönsten Blumen sendet er seiner Heliodora mit dem zierlichen Liedchen no. 105, in dem er sie auffordert, mit dem Kranze das liebliche Haupt zu schmücken:

Wird er Heliodoras Haupt umwehen,
Wird sie ganz in Duft und Blüten stehen.

ὡς ἂν ἐπὶ κροτάφοις μυροβότρυος Ἡλιοδώρας
εὐπλόκαμον χαίτην ἀνθοβολῇ στέφανος.

Mit fein pointierter Antithese heisst es no. 104:

Zwar vertrocknet ganz und gar
Ist der Kranz in Heliodoras Haar,
Doch sie strahlt in ihrem eignen Glanze
Und dient selber so dem Kranz zum Kranze.

ὁ στέφανος περὶ κρατὶ μαραίνεται Ἡλιοδώρας·
αὐτὴ δ' ἐκλάμπει τοῦ στεφάνου στέφανος.

Und als er nach durchschwärmter Nacht in sehnsüchtigem Gedenken an das ferne Mädchen den Kranz, der ihr Haar geschmückt hat, erblickt, ruft er no. 98:

Mische, wenn du wieder füllst den Becher,
Heliodoras Namen mit hinein!
Winde mir ums Haupt den Kranz, dem Zecher,
Den sie gestern mir gereicht beim Wein!
Doch die Ros' im Kranze scheint betaut,
Wie von Thränen. O, sie hat Erbarmen,
Weinet, dass sie heut' in meinen Armen
Nicht die süsse Heliodora schaut. Brandes.

. . *δακρύει φιλέραστον ἰδοὺ ῥόδον, οὕνεκα κείναν*
ἄλλοθι κοὐ κόλποις ἡμετέροις ἐσορᾷ.

In ihrer Reflektiertheit sucht diese sentimentale Beseelung[103]) ihresgleichen; minder gesucht ist in no. 108 der Zorn des Eifersüchtigen auf die Biene, welche die Geliebte umschwärmt, als ob sie ihn darüber belehren wolle, wie die Süssigkeit der Liebe nicht ohne Stachel sei. Rührend klagt er in no. 109 um die Tote — »wehe, weh', wo blieb die junge Blüte?« — und bittet die Allmutter Erde:

Hab' Erbarmen
— Allen Wesen bist du mild gesinnt —
Mild empfang' in deinen Mutterarmen
Auch mein vielbeweintes, süsses Kind!

ἀλλά σε γουνοῦμαι, γᾶ παντρόφε, τὰν πανόδυρτον
ἠρέμα σοῖς κόλποις, μᾶτερ, ἐναγκάλισαι. —

Alle diese Epigramme geben mit ihrer pointierten Bildersprache, ihrer raffinierten Beseelung der leblosen Natur, der fein durchdachten Verflechtung des Sinnlichen und Geistigen, des Naturlebens mit dem Seelenleben einen deutlichen Einblick in das sentimental erotische Empfinden jener Zeit; aber damit auch das Idyllische nicht fehle, fügte Meleager seiner Sammlung ein *εἰδύλλιον* »an den Frühling« ein, no. 110. Hatte er in seinen Liebesliedern nur gelegentlich das lachende Wiesengrün, das zur Fahrt lockende Meeresblau und vor allem die schönen Lenzesblumen zum Symbol einer erotischen Idee gemacht, so entwirft er hier mit bewusster Kunst ein farbenprächtiges Bild von dem Leben und Weben in dem Wonnemond des Frühlings. »Der Winter ist dahin, es lacht alles in Flur und Wald, überall ist Leben, Frische, Schönheit, Musik — drum will auch ich mein Liedlein singen«. Das ist der Grundgedanke der 23 Hexameter.

Nun der umstürmte Winter hinweg von dem Äther gewichen,
Strahlt süsslächelnd die purpurne Zeit holdblühenden Frühlings.
Freundlich umkränzt mit der üppigen Saat sich die bräunliche Erde,
Und schön schmückt sich der Baum mit dem Haar neugrünenden Laubes.
Lieblich von schimmerndem Tau und der Pflanzen ernährenden Eos
Lachet die Wiese getränkt, und die Ros' entfaltet die Brust schon. Jacobs.

χείματος ἠνεμόεντος ἀπ' αἰθέρος οἰχομένοιο
πορφυρέη μείδησε φερανθέος εἴαρος ὥρη.
γαῖα δὲ κυανέη χλοερὴν ἐστέψατο ποίην
καὶ φυτὰ θηλήσαντα νέοις ἐκόμησε πετήλοις.
οἱ δ'ἁπαλὴν πίνοντες ἀεξιφύτου δρόσον ἠοῦς
λειμῶνες γελόωσιν ἀνοιγομένοιο ῥόδοιο.

»Der Hirte stimmt seine Schalmei auf der Syrinx an, auf der fetten Weide ergötzt sich die Herde, der Schiffer fährt beim säuselnden West durch die Meerflut, die Winzer jauchzen mit des Epheus Trauben umkränzet; die Bienen regen sich emsig. und ringsum lassen ertönen ihr Lied die hellwirbelnden Vöglein, Halkyonen am Meer, am Dache die Schwalben, am Flusse der Schwan, im Hain die Nachtigall — soll da nicht beglückt der Dichter singen«?[104]) *πῶς οὐ χρὴ καὶ ἀοιδὸν ἐν εἴαρι καλὸν ἀεῖσαι;* Lehrs[105]) bemerkt zu diesem Idyll: »Man wird zu der Bemerkung geführt, wie grosse Zeit man jetzt für kurze Gedanken hatte, Pindar würde in wenigen wahrwiegenden Zeilen dieselben Gedanken ausgedrückt haben«. Wie seit Pindar eben das gesamte sociale Leben eine vollständige Umwandlung erfahren hatte und ein weit komplizierteres geworden war, so hatten sich auch mit dem zunächst unreflektierten Naturempfinden die mannigfachsten psychischen Momente verflochten, die den Sinn auf das Stillleben in der Natur lenkten und für jeden Eindruck empfänglich machten, welchen Feld und Wald dem offenen Auge und dem lauschenden Ohre eines sentimentalen, die Stadt mit ihrem Lärm und ihrer Aufregung fliehenden, in der freien Natur aufatmenden und zum Dichten begeisterten »Kulturmenschen« darbieten musste. Die Natur wird eben von der Zeit des Hellenismus an um ihrer selbst willen gesucht, und solche Meleagersche Idylle ist eine Landschaftsdichtung, in der die Landschaft Selbstzweck und der Mensch — der Hirte, Winzer — nur Figurant ist, wie es uns bei Theokrit und in so manchen Epigrammen entgegentrat und wie es nicht minder in dem stimmungsvollen, reizenden Frühlingsliede der Fall ist, das sich unter den Anakreonteen no. 44 findet:

Wie bei Lenzeswehn, o schau nur,
Die Chariten Rosen ausstreu'n,
Und so schau nur, wie die Meerflut
In verklärter Stille daliegt!
Wie die Ente taucht, o schau nur,
Wie der Kranich durch die Luft zieht!
Es erglänzet Titan heiter,

Und es fliegen Wolkenschatten,
Und der Menschen Werke glänzen.
Die Oliv' entstrebt der Hülle,
Und den Bakchossaft umschmücket
In Belaubung, in Gezweigen überall die milde Wärme.
ἴδε πῶς ἔαρος φανέντος | χάριτες βρύουσι ῥόδα· | ἴδε πῶς κῦμα θαλάσσης | ἁπαλύνεται γαλήνῃ· | ἴδε πῶς νῆσσα κολυμβᾷ· | ἴδε πῶς γέρανος ὁδεύει. κ. τ. λ.

Je tiefer wir in das sinkende Altertum hinabgeführt werden, desto schärfer und greller klingt durch alles Empfinden der Misston einer trost- und glaubenslosen Weltanschauung, einer dumpfen Furcht vor der unheimlichen, blind waltenden Macht der mit den Schicksalen des Menschen spielenden, vernunftlosen Tyche, dieser launischen Schicksalsgöttin [106]). Eine dem modernen Weltschmerz und Pessimismus verwandte Stimmung bemächtigt sich auch edlerer Gemüter, und die Klagen über die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des menschlichen Daseins kehren in den Epigrammen der Kaiserzeit immer wieder. »Sprich, o thörichtes Herz«, so ruft Krinagoras no. 33 II p. 136, »wie lange noch wirst du von eitler Hoffnung trunken emporschweben zum kalten Gewölk — — Der Musen Geschenk erstrebe dir! Jener verworr'nen Bilder von Glück und Genuss mögen sich Thoren erfreu'n«. Ein ähnliches Bekenntnis legt Lukianos III, p. 28 no. 36 ab: »Reichtum des Geistes ist allein der wahre Reichtum!« und A. Pal. X, 31 lautet in freier Übersetzung:

Dauernd kann auf Erden nichts bestehen;
Auch dein Leid verweht wie Windes Hauch
Aber will dein Leiden nicht vergehen,
Tröste dich! Bald gehst du auch Brandes.
θνητὰ τὰ τῶν θνητῶν καὶ πάντα παρέρχεται ἡμᾶς.
ἢν δὲ μή, ἀλλ' ἡμεῖς αὐτὰ παρερχόμεθα.

Auch in das Naturempfinden mischt sich diese melancholische Trauer und erzeugt eine sentimentale Gräber- und Ruinenpoesie [107]).

Es ist eine in den Volksliedern vieler Nationen häufig wiederkehrende Vorstellung, dass aus den Gräbern Ver-

storbener Blumen emporspriessen und die Seelen in diese übergehen und fortleben [108]). Auf verwandte Ideeen werden die zahlreichen Verwandlungssagen zurückzuführen sein, welche die hellenistische Zeit besonders von liebenden und leidenden Mädchen, die in einen Baum, eine Blume, einen Bach, einen Stein u. s. f. verwandelt wurden, zu erzählen weiss. So soll auch aus dem Blute des Aias oder des vom Apollo getöteten Hyakinthos eine Blume (*γραπτὰ ὑάκινθος* Theokr. X, 28) entsprossen sein, und in dem *ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος* finden wir v. 64 von späterer Hand eingefügt, dass die Thränen der Paphierin zu Anemonen und das Blut des Adonis zu Rosen:

αἷμα ῥόδον τίκτει, τὰ δὲ δάκρυα τὰν ἀνεμώναν.

Die Gräber mit Blumen und Epheu zu schmücken, hielten auch die Alten für Pflicht der Pietät gegen die Toten. Davon zeugen manche zart empfundene Epigramme, so das des Simmias auf das Grab des Sophokles I, p. 100 no. 2:

Leis' umklimme den Hügel des Sophokles, wuchernder Epheu,
Leis' und über den Stein webe das grüne Gelock,
Rings auch blättre die Rose sich auf, und der schwellende Weinstock
Träufle des feuchten Geranks üppige Thräne herab,
Weil er in goldenem Wort durch der Grazien Huld und der Musen
Hohe Belehrung so süss uns in die Seele geflösst.

Geibel.

ἠρέμ' ὑπὲρ τύμβοιο Σοφοκλέους, ἠρέμα, κισσέ,
ἑρπύζοις, χλοεροὺς ἐκπροχέων πλοκάμους,
καὶ πεταλὸν πάντη θάλλοι ῥόδον ἥ τε φιλόρρωξ
ἄμπελος, ὑγρὰ πέριξ κλήματα χευαμένη,

vergl. I p. 252 no. 30, p. 254 no. 38: *βάλλεθ' ὑπὲρ τύμβου πολιὰ κρίνα κ. τ. λ.*; IV, p. 269, adesp. no. 269: *ἄνθεα πολλὰ γένοιτο νεοδμήτῳ ἐπὶ τύμβῳ, | μὴ βάτος αὐχμηρή, μὴ κακὸν αἰγίπυρον* — vergl. II, p. 61 no. 2 — *ἀλλ' ἴα καὶ σάμψυχα καὶ ὑδατίνη νάρκισσος, | Οὐίβιε καὶ περί σου πάντα γένοιτο ῥόδα.*

Eine ähnliche Inschrift aus der Zeit Domitians fand man bei Rom in einem sehr interessanten Grabe der Vigna Sassi, das mit einer Wanddekoration geschmückt ist, die eine vollständige Parklandschaft darstellt:

Dornstrauch nicht, noch Stachelgewächse, umwuchern das Grab mir,
Kein Nachtvogel umkreischt flatternd die Stätte der Ruh'.
Nein! die lieblichsten Bäume und Büsche umspriessen den Schrein mir:
Herrlicher Früchte Gezweig schmückt ihn im Kreise herum.
Aber die Nachtigall flattert darin: hell tönet ihr Wimmern,
Und der Cikade entströmt süss von den Lippen das Lied.
Klug auch zwitschert die Schwalbe dazwischen; und hell und melodisch
Strömet der Grille Gesang süss aus der schwellenden Brust.
Patron heiss' ich u. s. w. Woermann.

οὐ βάτοι, οὐ τρίβολοι τὸν ἐμὸν τάφον ἀμφὶς ἔχουσιν,
οὐδ' ὀλολυγαία νυκτερὶς ἀμπέταται·
ἀλλά με πᾶν δένδρος χαρίεν περὶ ῥίσκον ἀνέρπει
κυκλόθεν εὐκάρποις κλωσὶν ἀγαλλόμενον·
πωτᾶται δὲ πέριξ λιγυρὴ μινυρίστρ' ἀήδων,
καὶ τέττιξ γλυκεροῖς χείλεσι λεῖρα χέων·
καὶ σοφὰ τραυλίζουσα χελειδονὶς ἥτε λιγύπνους
ἀκρὶς ἀπὸ στήθους ἡδὺ χέουσα μέλος κ. τ. λ.

Wie zart und innig giebt sich gerade hier, an der Stätte des Todes – unter gemaltem Himmel, unter gemalten Bäumen! — der träumerische Sinn für das Stille, Einsame, Friedliche in der Natur kund!

Zugleich ist das Wandgemälde dieses Grabes ein interessanter Beleg für die Landschaftsmalerei, die analog der Entwicklung des Naturgefühls in der Poesie sich aus mehr oder weniger stimmungsvollen Hintergründen zu selbstständigen Landschaftsbildern entwickelte, wie die berühmten Odysseelandschaften des Esquilin mit ihrem idylli-

schen und romantischen Charakter, die grosse Garten- und Waldlandschaft in der Villa ad Gallinas mit ihrer naturalistischen Treue und besonders viele Bilder aus Pompeji und Herkulanum bekunden, die ganz deutlich das Bestreben zeigen, »den Verschluss der Wände illusorisch zu machen, die Natur durch Vermittelung der Kunst hereinzuholen in die engen Behausungen der Städte und den Einwohner glauben zu machen, er befände sich nicht in einem von Mauern umschlossenen Raume, sondern auf dem Lande« (Woermann d. L. in d. K. d. a. V. S. 354).

In späteren Grabepigrammen der Anthologie wird mit wachsender Sentimentalität und in breiterer Ausführung der Kontrast des einst so üppig blühenden Lebens mit dem Häuflein Erde, das nun alle die frühere Herrlichkeit deckt, und mit der Enge der Gruft geschildert, wie IV, p. 273 no. 718:

Es zerrann dein Leben, Nachtigall süssen Gesanges,
Und dein freundliches Auge schloss sich, o Holde, dem Licht,
Und dem Gespräch dein goldener Mund. Nichts bleibet zurück mehr,
Weder der Schönheit Schmuck, noch der gebildete Sinn.
Weicht, herzfressende Sorgen, entweicht! Wohlthätiger Hoffnung
Wurden die Menschen beraubt; ohne Bestand ist das Glück;

oder von der Lais singt Agathias no. 80 IV, p. 23: »Jetzt hast du die Anmut niedergelegt in die Gruft, wohnend in Lethes Gefild« und Antipatros v. Sidon II 29 no. 83:

Sie, die vom Eros geliebt und umstrahlt von Gold und in Purpur
Prangte vordem, . . . Lais decket das Grab . . .
Krokos süssen Geruchs atmet vom Grabe noch jetzt.
Und aus der Asche noch jetzt, von der duftenden Salbe befeuchtet,
Und von dem glänzenden Haar wehet ambrosischer Hauch.

ἧς καὶ ὑπ' εὐώδει τύμβος ὄδωδε κρόκῳ . . .

Mit Wehmut betrauern die Dichter auch die gesunkene Grösse und verfallene Herrlichkeit einst hochberühmter Städte, die in Trümmern liegend nur noch den Hirten und Herden Ruheplätze bieten; so Alpheios der Mytilenäer II p. 117 no. 8:

Wenige Sitze des Heldengeschlechts nur findet das Aug' noch;
Aber dem Erdreich gleich liegen die andren im Staub.
Also erschienst du mir jüngst auf der Wanderung, armes Mykenae,
Öde wie Felsen am Meer oder wie Weiden des Viehs.
Hirten nur zeigen dich noch. »Hier hat sonst«, sagt der greise
Führer, cyklopischer Kunst goldene Veste gestrahlt,

ebenso no. 9 — »alles verlöschte die Zeit«!, II p. 223: »ein ödes Gefild für blökende Herden«, p. 224 no. 1:

Ich goldreiches Mykenae . . .
Weidplatz bin ich anitzt, durchwandelt von Schafen und Rindern,
Und von dem alten Besitz blieb mir der Name allein.

Solche Klagen auf Troja finden sich IV, 25 no. 63, I p. 99 no. 14, auf Korinth II, 1 no. 2, auf das einst nimmer besiegte Lakedaimon, »wo wehklagend jetzt an dem Boden die Vöglein Nester erbauen und Herdengeblök hören die Wölfe« IV p. 214 no. 452; auf Inseln, besonders Delos II p. 105 no. 37 mit hochpoetischem Eingang:

Trümmer der Länder, ihr Inseln umher, unselig und öde,
Die des ägäischen Meeres rauschender Gürtel umschlingt,
Siphnos starrenden Fels, Pholegandros dürrem Gefilde
Gleichet ihr, Arme; der Glanz voriger Jahre erlosch.
Delos ward euch Muster der Einsamkeit. Strahlend in Reichtum
Vormals, fiel ihr zuerst dieses verödete Los. Jacobs.

νῆσοι ἐρημαῖαι, τρύφεα χθονός, ἃς κελαδεινὸς
ζωστὴρ Αἰγαίου κύματος ἐντὸς ἔχει . ., vergl. no. 35.

Im Gegensatz zu diesen in Staub gesunkenen, altehrwürdigen Stätten, die nur noch traurige Denkmäler vergänglichen Ruhmes und hinfälliger Pracht sind, wird das

gewaltige Rom gepriesen, vor dessen Scepter sich beugt das Land und das Meer; »nur zu dem Himmel hinauf bleibet noch übrig der Weg«, wie Alpheios no. 7 II p. 116 es hochtrabend ausdrückt:

ἤδη γὰρ καὶ πόντος ὑπέζευκται δορὶ Ῥώμης
καὶ χθὼν' οὐρανίη δ'οἶμος ἔτ' ἔστ' ἄβατος.

So auch Krinagoras mit grandiosen Bildern II p. 135 no. 29:

Gösse das Meer auch die unendliche Fülle der Flut aus,
Tränke Germaniens Schar alle Gewässer des Rheins,
Nie doch bebten, so lang die gewaltige Rechte des Kaisers,
Ohne zu wanken, die Welt lenket, die Vesten von Rom.
Also stehen die Eichen des Zeus auf den mächtigsten Wurzeln,
Nur das vertrocknete Laub stören die Winde herab.
Jacobs.

οὐδ' ἢν Ὠκεανὸς πᾶσαν πλήμμυραν ἐγείρῃ . .
οὕτως καὶ ἱεραὶ Ζηνὸς δρύες ἔμπεδα ῥίζαις
ἑστᾶσιν, φύλλων δ'αὖα χέουσ' ἄνεμοι.

Vergl. IV, 65 no. 62; andere Orte werden ebenfalls gefeiert wie Rhodos IV, 166 no. 238, Ephesos II p. 20 no. 52, II p. 59 etc. —

Unter den Weltschmerzlern der späteren Jahrhunderte nimmt Palladas, ein älterer Zeitgenosse des Achilles Tatios v. Alexandria, den ersten Platz ein III p. 135, 102:

Weinend trat ich ein ins Leben; scheiden
Werd' ich wieder weinend. Nichts als Leiden,
Nichts als Thränen fand ich in der Welt.

oder no. 103:

Wenn ich nackt vordem zur Welt gekommen,
Nackt ins Grab einst wieder heimwärts kehre,
Kann mirs bei so nacktem Ende frommen,
Dass ich drum in Mühen mich verzehre?
Brandes.

Solche Epigramme verraten die Grundstimmung des Dichters, welcher auch das düstere Lied von des Menschen Leben, als einer stürmischen Meerfahrt, entsprungen ist, no. 104:

Reise des Lebens! Wie voll von Gefahr! Von den Stürmen ergriffen
Scheitern wir kläglicher oft, als auf dem Meer der Pilot.
Tyche sitzet am Steuer und lenkt das zerbrechliche Fahrzeug;
Wie durch Wellen des Meeres geht die bedenkliche Fahrt.
Diesen begünstigt der Wind, dem stürmt er, aber zuletzt nimmt
Unter der Erde der Nacht Hafen die Schiffenden auf.
Jacobs.

πλοῦς σφαλερὸς τὸ ζῆν· χειμαζόμενοι γὰρ ἐν αὐτῷ πολλάκι ναυηγῶν πταίομεν οἰκτότερα κ. τ. λ.

Vergl. p. 136 no. 108. Das gleiche Bild wird in tändelnder Manier verwandt IV p. 124 no. 31 mit dem Gedanken: »Dem Frühlingswetter gleicht meine Liebe, bald Regen, bald Sonnenschein; wie ein Schiffbrüchiger im Wogenschwall treibe ich umher, blinde Wellen durchmessend; wohlan setze ein Ziel der Freundschaft oder des Hasses, auf dass ich weiss, auf welcher Welle wir schwimmen«. — Die meisten Dichter dieser späten Zeit heben sich über die Leere des Daseins mit dem leichtfertigen Grundsatz hinweg:

Genuss heisst leben!
Jetzt erfreut mich noch der Saft der Reben,
Heute rufen muntre Reigentänze,
Heute locken frische Blumenkränze,
Heute strahlt noch hell das Lebenslicht,
Doch was morgen kommt — ich weiss es nicht.

So Rufinos III p. 101, 10; vergl. no. 16. Die Blumen dienen oft als Sinnbild der blühenden und ebenso sicher verwelkenden Schönheit, so no. 15: »Wie dies Blumengeflecht blühst du und welkest dahin«; so auch IV p. 126 no. 39:

Wenn jetzt die Rose noch in Blüten steht,
So denke doch, wie bald ihr Duft verweht!
Dann bleibt von all der Schönheit keine Spur,
Du findest statt der Rose Dornen nur. Brandes.

τὸ ῥόδον ἀκμάζει βαιὸν χρόνον· ἢν δὲ παρέλθῃ
ζητῶν εὑρήσεις οὐ ῥόδον, ἀλλὰ βάτον.

Vergl. Rufinos III p. 107 no. 38, vom verschrumpfenden Apfel Plato fr. 4. —

Ein erotisches Bild von der Rose begegnet uns wieder in einem recht modern sentimentalen Verwandlungswunsch IV, 129 no. 58:

Möcht' ich ein Westwind sein und du gingst in den Strahlen der Sonne,
Und mit entschleierter Brust nähmst du den Hauchenden auf!
Möcht' ich die Rose doch sein und du pflücktest mich dann mit der Hand ab,
Und an der blendenden Brust liesst du die purpurne ruhn! Jacobs.

εἴθ' ἄνεμος γενοίμην, σὺ δέ γε στείχουσα παρ' αὐγὰς
στήθεα γυμνώσαις καί με πνέοντα λάβοις.
εἴθε ῥόδον γενοίμην ὑποπόρφυρον, ὄφρα με χερσὶν
ἀραμένη χαρίσῃ στήθεσι χιονέοις.

Doch auch der Sinn für das Idyllische im Walde, am Bach, für die Reize des Landlebens findet oft in Epigrammen der Kaiserzeit einen anmutigen Ausdruck. So verquickt das Erotische mit dem Idyllischen Thallos II p. 150 no. 4:

Sieh', die Platane deckt mit dichtem Laube
Ein Liebespaar, von sel'gem Rausch beglückt!
Und um den grünen Baum schlingt sich die Traube,
Die, süssen Mostes voll, die Zweige schmückt.
O möge dich mit seiner Blätter Fülle,
Mit seinen Trauben schmücken stets der Wein,
Platanenbaum! Du selber aber hülle
Mit deinem Laub der Liebe Kosen ein.

Brandes.

Antiphilos II, 157 no. 12 begrüsst den schattigen Wald:

Ihr luft'gen Äste, schatt'ge Eichengipfel,
Ihr grünen ziegeldichten Blätterwipfel,
Darunter oft der Wandrer ruht; ihr Kronen,

D'rin wilde Tauben gern und Grillen wohnen,
O nehmt auch mich, den Müden, der die Glut
Der Sonne flieht, in eures Schattens Hut.

Brandes.

κλῶνες, ἀπηόριοι ταναῆς δρυός, εὔσκιον ὕψος
ἀνδράσιν ἄκρητον καῦμα φυλασσομένοις κ. τ. λ.

Sentimental deutet er in no. 12 das Versiegen einer Quelle als Folge der Trauer um den Tod Agrikola's: »Hinschwanden wir«, antworten die Wellen auf die Frage des Dichters, »Thränen vergiessend;

Alles das Wasser in uns schlürfte der durstende Staub«.

Satyrios preist mit unverhohlener Freude die Lieblichkeit eines lauschigen Plätzchens II p. 252 no. 3:

O wie lieblich ist der Lorbeerhain,
Wo der Bach der Stämme Fuss umspület,
Wo dich dunkle Schatten hüllen ein,
Und der Westwind hold die Wangen kühlet,
Schutz dem Wanderer bietend, wenn er ruht,
Vor Ermattung, Durst und Sonnenglut. Brandes.

ἦ καλὸν αἱ δάφναι, καλὸν δ' ὑπὸ πυθμένι ὕδωρ
πιδύει, πυκινὸν δ' ἄλσος ὑποσκιάει,
θηλεθάον, ζεφύροισιν ἐπίδρομον, ἄλκαρ ὁδίταις
δίψης καὶ καμάτου καὶ φλογὸς ἠελίου.

Die Frühlingswonne findet ihren zarten Ausdruck in no. 5: »schon nisten die Schwalben, schon schwellt über das Meer hinwehend die Segel der Zephyr, schon schmücken mit Blumen sich die Wiesen, und das rauhe Meer ist schweigend eingeschlafen«, *καὶ τρηχὺς σῖγα μέμυκε πόρος*. Man beachte die signifikante, individuelle Beseelung, die in dem *μέμυκε* liegt, »es hat die Augen geschlossen, ist eingenickt«! In no. 6 lächelt das stille Meer, ungerührt von rauschenden Winden *γαληναίη δὲ θάλασσα μειδιάει κρυερῶν ἄτρομος ἐξ ἀνέμων*[110]). Direkt an die Hirtenpoesie der Bukoliker streift der Wunsch des Kyros III, 159, 1: »hätte mein Vater mich Ziegen zu weiden gelehrt, damit ich unter der Ulme oder am Felsen ruhend mit Syringblasen meinen Kummer vertriebe, lasst uns fliehen, o Musen die Stadt!«

αἴθε πατήρ μ' ἐδίδαξε δασύτριχα μῆλα νομεύειν.

ὡς κεν ὑπὸ πτελέῃσι καθήμενος, ἢ ὑπὸ πέτρης
συρίσδων καλάμοισιν ἐμὰς τέρπεσκον ἀνίας.
Πιερίδες φεύγωμεν ἐϋκτιμένην πόλιν!

Auch Julianos Ägyptios hebt III p. 204, 43 die reine Freude hervor, die das Landleben im Gegensatze zur Stadt bietet, *ἀγρὸς τέρψιν ἄγει.*

Ein Schwelgen im Naturgenuss verrät die Detailschilderung all der lieblichen Schönheiten des Haines des Eros bei Amasea am Iris in dem Idyll des Marianos, der schon ins Mittelalter hinüberweist III p. 212 no. 2 und 3 (13 Distichen!); da werden die stattlichen Bäume gepriesen, in deren zitterndem Laubwerk der Westwind spielt, die tauige, blumenstrahlende Wiese mit kühlenden Strömen, Gärten mit reichlichen Trauben und goldenen Oliven, in denen Nachtigallen singen und wetteifernd harmonisch das Lied feuriger Grillen zugleich ertönt; der Wanderer wird eingeladen, zu rasten am grünlichen Wasser unter dem Dach der Platane, wo feuchtduftende Veilchen und Rosen ihm entgegenlächeln, wo das Haar reichlockigen Epheus die Wiesen kränzet und still der zögernde Fluss durch buschiges Ufer gleitet —

»Eros« Namen trägt der schöne Ort!
Wo sich Reiz und Anmut hold verbinden,
Passt so schön' kein andres Wort.

Auch Agathias IV p. 23 no. 57 findet noch neue Wendungen zur Schilderung der Meeresstille:

Ruhig erglänzet das purpurne Meer, und der Atem des Sturmwinds
Treibet die Wellen nicht mehr schäumend im dunklen Gewühl.
Nicht mehr stürzet die Flut, an den starrenden Klippen gebrochen,
Jetzt zu den Wolken empört, jetzt zu der Tiefe gesenkt.
Zephyros nur durchhauchet die Flur, und die zwitschernde Schwalbe
Baut sich aus Stoppeln und fügt emsig das feste Gemach u. s. w.

Wir sehen, die Fäden, welche die Dichter in den einzelnen Jahrhunderten allmählich angesponnen, werden zu

8*

immer dichter verschlungenen Geweben verflochten, welche die kundige Hand des Dichters verraten, der mit Bewusstsein im Genusse des Naturschönen schwelgt und mit herzlicher Hingabe die Natur um ihrer selbst willen aufsucht und schildert. Zum Schluss unseres Abschnittes über die Lyrik mögen nur noch die Worte des Arabios IV p. 80, no. 7 ihre Stelle finden, die so ganz unverhüllt eine tiefe Liebe zur Natur widerspiegeln:

Wasser und Gärten und Hain und die fröhliche Gabe des Bakchos
Und das benachbarte Meer bietet mir Fülle der Lust.
Freudige Gaben gelangen zu mir von dem Land und der Salzflut,
Welche der Landmann jetzt, jetzo der Fischer mir bringt.
Weilest du, Wandrer, bei mir, so erfreuen dich Chöre der Vögel,
Oder es tönt vom Meer fröhlicher Schiffer Gesang.

Jacobs.

ὕδασι καὶ κήποισι καὶ ἄλσεσι καὶ Διονύσῳ
καὶ πόντου πλήθω γείτονας εὐφροσύνῃ.
τερπνὰ δ' ἐμοὶ γαίης τε καὶ ἐξ ἁλὸς ἄλλοθεν ἄλλος
καὶ γριπεὺς ὀρέγει δῶρα καὶ ἀγρονόμος.
τοὺς δ' ἐν ἐμοὶ μίμνοντας ἢ ὀρνίθων τις ἀείδων
ἢ γλυκὺ πορθμήων φθέγμα παρηγορέει.

Hat uns das Epigramm bereits ins Mittelalter hinübergeführt, so dürfen wir doch das Epos und den Roman der spätgriechischen Zeit nicht völlig übergehen. Der Hauptrepräsentant des ersteren ist der wundersam phantastische Ägypter Nonnos aus Panopolis. Aber es würde ein wenig einladender und wenig lohnender Weg sein, der durch die 48 Bücher der barock-bombastischen Dionysiaka zu einer Detailkenntnis seiner grotesken Bilder, Beseelungen und Naturschilderungen führen würde; es mag daher genügen, in Kürze einige Punkte herauszuheben. Ein buntscheckiger Wust von mythologischen und rhetorischen Floskeln und eine grelle Farbenkleckserei, mit der Nonnos alte Koulissen-

stücke frisch übermalt, verdirbt allüberall jede ästhetische Wirkung. Aber durch die »fratzenhafte Schemen« darstellende Übermalung scheinen oft genug Motive hellenistischer Dichtung hindurch, welche nicht uninteressante Rückschlüsse auf seine, allerdings durch den wildesten Pathos noch überbotenen Vorbilder gestatten.

Akontios fragte die Bäume, ob auch sie die zehrende Glut der Liebe kennten, Nonnos schildert häufig — wie auch die Sophisten in den Prunkreden bei Hochzeitsfeiern — die Liebe der Pflanzen zu einander. So erregt III, 142 der Palmbaum, seine männlichen Blätter schüttelnd, Sehnsucht der weiblichen Genossin, und der Birnbaum flüstert in rauschenden Wipfeln mit der Gefährtin; Narzisse und Anemone XXXII, 92, XLII, 302, Krokos und Taxus XXXII, 86 kosen mit einander, ja sogar eine Vermählung wird XVI, 270 vom Weinstock und der *πεύκη* berichtet, vergl. XII, 133. Aus den märchenhaften Verwandlungssagen, welche bei allen Völkern auf den Glauben von einem Übergange menschlicher Seelen in Pflanzen direkt hinweisen, gingen also sentimentale poetische Beseelungen der Pflanzen hervor, welche selbst dem Heine'schen Fichtenbaum das Vorrecht des »absolut Modernen« streitig machen. Bis ins Masslose häuft Nonnos die Bilder, besonders bei Schilderungen erotischer Situationen. So schildert Aphrodite selbst in Gestalt der Peisinoe, um der Harmonia Liebe zum Kadmos einzuflössen, den herrlichen Helden, dem »die Natur Gaben des Frühlings verliehen« IV, 127, mit der rosenfingrigen Hand, den rosigen Wangen, den leuchtenden Füssen, deren Zehen wie Schnee schimmern und die in der Mitte wie Purpur glänzen, mit den lilienweissen Händen und den strahlenden Augen, die eine Selene beschämen u. s. f. Mit raffinierter Gefühlsschwelgerei wird im Weiteren das Glück, einem solchen Manne mit Leib und Seele zu gehören, geschildert. Ähnlich wie oben heisst es auch X, 189: »Die Glieder strahlen den Frühling wider«. *ἐκ μελέων δ'ὅλων εἶαρ ἐφαίνετο,* und mit demselben Farbenkontrast wird die Schönheit der Nymphe Nikaia XV, 224 beschrieben, die selbst die Reize der duftigsten, blumenreichsten Wiese in Schatten stellt: *ἐλευκαίνοντο δὲ μηροὶ*

καὶ σφυρὰ φοινίσσοντο καὶ ὡς κρίνον. ὡς ἀνεμώνη
χιονέων μελέων ῥοδόεις ἀνεφαίνετο λειμών.
Vergl. XVI, 75, XXXIV, 106 ff.

Lüstern wünscht der verliebte Hirte v. 257 ff. ein Geschoss, ein Netz, ein Köcher zu sein, um von ihren blossen Händen ergriffen und an den schneeigen Busen gedrückt zu werden (*ναὶ δαμάλη ναὶ μόσχε σαόφρονος ἔκτοθι μίτρης*) und zu schauen die hochhalsige Jungfrau, wie sie Mittagsruhe hält am sehnsuchterfüllten Quell (*ποθοβλήτῳ παρὰ πηγῇ*), ohne das neidische Gewand (*δίχα φθονεροῖο χιτῶνος*). Andere Verwandlungswünsche lehnen sich an bekannte Metamorphosen an wie II, 126 ff., XVI, 56, XXXIV, 245, XL, 138, XLII, 121. Das in den Augen eines Nonnos natürlich höchst wirksame Kunstmittel der Beseelungen im Stile des Epitaphios auf Bion, lässt er sich selbstverständlich nicht entgehen; XV, 398 ff. verfällt er ganz in diesen Ton, indem er die ganze Natur zur Klage auffordert:

βούτης καλὸς ὤλολε . . χαίρετέ μοι σκοπιαί τε καὶ οὔρεα,
χαίρετε πηγαὶ . . καὶ ἅμα δρύες . .

Immer wieder erzählt er von Eichen, Felsen, Wäldern, Hügeln u. s. f., dass sie flüstern, brüllend erdröhnen, rufen, klagen, stöhnen, lachen, jauchzen u. s. f., vergl. III, 68, V, 354, XV, 297, 374, XVI, 224, 270 — der Homerische *ἱερὸς γάμος* in verdünntem Aufguss! — 291, 363, XXII, 7, 12, XXIV, 154 u. s. f. — Breit und überladen sind auch die Beschreibungen sei es nun von Tag und Nacht (z. B. XVIII, 160 ff., II, 170 ff.) oder des Landschaftlichen, wie des undurchdringlichen Dickichts XXI, 323 u. s. f.

Eine liebliche Oase in der Wüste Nonnischer Schule ist des Musaios Dichtung von der Liebe der Hero und des Leander. Der Liebesleuchte gleich, die im Turm der Geliebten dem Jüngling in dem Dunkel der Nacht auf dem grausigen Meere entgegenstrahlte, glänzt sternenhell dies kleine Gedicht, als ob es noch das Licht althellenischer oder wenigstens hellenistischer Sonne widerspiegele. Wie Nebel legt es sich dem Leser des Nonnos auf die Brust; beim Musaios atmen wir auf; durch

seine kleine Epopöe weht ein frischer Hauch des rauschenden Meeres (129. 234. 242. 245. 270. 312), das den verhängnisvollen Hintergrund des mit feinem Geschick entworfenen Gemäldes bildet. In ihrer schlichten Form erinnert diese Strandidylle an die besten Zeiten der griechischen Poesie, die Schilderung der Liebesleidenschaft mit ihrer Gefühlsmalerei weist auf hellenistische Muster. Doch auch nicht ganz verleugnet Musaios den Lehrmeister Nonnos, wie die Beschreibung der Schönheit der Hero zeigt:

Purpurn erglühte das äusserste Rand der schneeigen Wangen,
Wie zweifarbig die Ros' aus dem Kelch' bricht. Wahrlich, du sagtest,
Rosengefild' entsprossten den blühenden Gliedern der Jungfrau:
Licht umfloss die Gestalt, ein rosiges: wenn sie daherging,
Schimmerten Rosen auch dann um der Weissumschleierten Fusstritt.
Chariten viel' entströmten den Gliedern ihr. Aber der Alten
Sag' ist Lug, drei seien nur Chariten. Knospen aus einem
Lächelnden Auge des Mädchens allein ja der Chariten hundert. Passow.

ἄκρα δὲ χιονέων φοινίσσετο κύκλα παρειῶν
ὡς ῥόδον ἐκ καλύκων διδυμόχροον· ἦ τάχα φαίης
Ἡροῦς ἐν μελέεσσι ῥόδων λειμῶνα φανῆναι . .
. . . εἷς δέ τις Ἡροῦς
ὀφθαλμὸς γελόων ἑκατὸν χαρίτεσσι τεθήλει.

Vergl. auch v. 56 und besonders die Schilderung der Nacht v. 110 und v. 232 mit Nonnos II, 164. Bukolisch ist die Beseelung des Strandes, der noch immer den Tod und die Liebe des Leandros beweint v. 26:

. . . ἁλιηχέα πορθμὸν Ἀβύδου
εἰσέτι που κλαίοντα μόρον καὶ ἔρωτα Λεάνδρου.

Mit wirkungsvollem Kontrast wird die Brautnacht geschildert:

Nicht Tanz und Gesang und Fackelschein weihten die Hochzeit —
Schweigen bereitet das Lager, Finsternis schmückte die Jungfrau,
Nacht war dem liebenden Paar Brautführerin; aber das Tagslicht
Sah als Vermählten nie auf befreundetem Pfühl den Leander.

σιγὴ παστὸν ἔπηξεν, ἐνυμφοκόμησε δ' ὀμίχλη
νὺξ μὲν ἔην κείνοισι γαμοστόλος οὐδέποτ' ἠὼς
νυμφίον εἶδε Λέανδρον ἀριγνώτοις ἐνὶ λέκτροις.

In einer stürmischen Nacht erlischt die Lampe, »der brautführende Stern der Liebe« (v. 10. 212. 305):

Nacht war's, wann sich zumeist dumpfbrausende Wetterorkane,
Schauriges Wintergestürm herschleudernde Wetterorkane,
Zu dem Gestade des Meeres in tummelnden Scharen heranziehn.
Woge auf Woge türmt sich, wild kämpfen die Stürme gegen einander,
Äther vermengt mit dem Grund sich (314), rings umpeitscht
Von der schwellenden Flut unbezwinglichem Andrang treibt Leander
Daher — da erlöschte die trügende Lampe ein feindlicher Windstoss,
Löschete Leben und Liebe dem jammervollen Leandros (329).

»Auf dem heulenden Strand, der noch immer beklagt die Lieb' und den Tod des Leandros«, vereint der Tod die Liebenden. —

Der Roman, dies armselige Produkt einer greisenhaften Zeit, weist in seinen Stoffen allerdings auf erotische sentimentale Erzählungen des Hellenismus und auf eine ethnographische Fabulistik einer eigenartigen Reisedichtung zurück, zeigt sich aber sonst durchaus als ein echtes Kind der phantastischen Rhetorik und Sophistik, wie sie sich unter den Antoninen entwickelte, und verrät in seiner Über-

schwenglichkeit und Sentimentalität, »in der unbeschränkten Willkür individueller Phantasie auf das Deutlichste die Selbstvernichtung des eigensten Wesens der Antike«[111]). Der mächtige Baum, an den die Sophistik zur Zeit eines Euripides zuerst die Axt der Negation, des Individualitätsprinzips gelegt hatte, sinkt nun altersgrau und morsch unter den Streichen der Sophistik der Kaiserzeit zusammen. Die stilistischen Übungen der Rhetorenschulen in der Beschreibung der Natur, im Preise der Jahreszeiten der Nachtigall, der Rose u. s. f. bekunden »den sehnsüchtigen Zug zur Ruhe der Natur, wie er einer immer müder werdenden Zeit natürlich war«[112]). Der Rhetor Libanios, von dem wir z. B. eine *ἔκφρασις ἔαρος*, eine Beschreibung des Frühlings IV p. 1051—53 besitzen, schliesst die Schilderung eines herrlichen Gartens IV, 1077 mit den bezeichnenden Worten: »und dieses alles war lieblich zu sehen, aber Zuhörern es zu schildern noch lieblicher«; und Älian spricht stolz bei der Beschreibung des thessalischen Tempe-Thales var. hist. III, 1 der gewandt schildernden Rede eine gleiche Kraft zu, wie geschickten Künstlerhänden, hebt aber als wesentlichsten Reiz dieser grossartigen thessalischen Landschaft hervor, dass »dieser Ort ein Werk der freischaffenden Natur, nicht der menschlichen Hand sei«:

διατριβὰς δ' ἔχει ποικίλας καὶ παντοδαπὰς ὁ τόπος οὗτος, οὐκ ἀνθρωπίνης χειρὸς ἔργα ἀλλὰ φύσεως αὐτόματα, ἐς κάλλος τότε φιλοτιμησαμένης ὅτε ἐλάμβανε γένεσιν ὁ χῶρος.

Auch Popularphilosophen, wie der Stoiker Musonios zur Zeit des Nero und Vespasian, empfanden bei der überlebten Civilisation ihrer Zeit Sehnsucht nach der gesunden Natur, predigten mit Eifer, man müsse in allem zum Naturzustande zurückkehren, und priesen als *καλόν* die Thätigkeit des Landmannes und Hirten mit ihrer Beschaulichkeit und Musse (Stob., floril. II, 336 Mein.): *ἀμείβεται γὰρ ἡ γῆ κάλλιστα καὶ δικαιότατα τοὺς ἐπιμελουμένους αὐτῆς . . οὕτως ἄρα καλὸν καὶ εὐδαιμονικὸν καὶ θεοφιλὲς τὸ ζῆν ἀπὸ γεωργίας ἐστί κ. τ. λ.* Doch das Gefühlvollste und Reizendste bietet die idyllische, novellistische Erzählung des Dio Chrysostomos »der Jäger« or. VII, die Jahn[113]) mit Recht »eine antike

Dorfgeschichte« genannt hat und die uns als Vorläuferin des Hirtenromans des Longos gelten mag. Mit einem warmen Gefühl für das Glück der bedürfnislosen, arbeitsfrohen, ehrlichen Landleute im Gegensatze zu dem unwahren, raffinierten Treiben in der Stadt schildert er das Hinterwäldlerleben auf der Insel Euboea, wohin ihn ein Sturm verschlagen hatte. An einer Schlucht, die ein kleiner, nicht reissender Fluss durchzieht, erheben sich sanft ansteigend waldige Höhen; unter hohen, einzeln stehenden Bäumen breiten sich viele prächtige, den ganzen Sommer Kräuter in Fülle tragende Wiesen aus. Dort wohnt der Jäger, der dem Gestrandeten freundlich Obdach gewährt. In schmucklosester Weise lässt Dio ihn plaudern von den Eindrücken, die er bei seinem ersten Aufenthalt in der Stadt empfing, wo er von einem frechen Redner des widerrechtlichen Besitzes von Staatsländereien beschuldigt, aber schliesslich mit Ehren entlassen wurde, da ein edel denkender Mann und ein Bürger, dem er einst gastlich seine Hütte geöffnet hatte, ihn warm verteidigten. Die Naivität und biedere Treuherzigkeit des Jägers, dem der Tumult im Theater fast eine Ohnmacht verursacht und der ausgelacht wird, als er gerührt dem wiedererkannten Gast um den Hals fällt und ihn küsst, kontrastiert mit der tobenden Volksmasse und der schnöden Gesinnung des turbulenten Sykophanten. Diò fühlt sich in der ländlichen, bescheidenen Behausung und in dem schlichten, naturwüchsigen Kreise der Jägerleute wohler, als bei Königen und Kaisern. »Ich musste die Menschen glücklich preisen, ja sie schienen mir glücklicher zu leben, als wen ich sonst kannte«.

Die gleiche Grundidee durchzieht den Roman des Longos, der allein von diesen dürftigen Machwerken einer senilen Zeit für unsere Frage von Interesse ist.

Dieser Roman von Daphnis und Chloe ist gleichsam ein potenziertes hellenistisches Idyll. Die Erotik d. h. die gesucht naive, in Wahrheit aber auf raffinierter Affektation und geradezu widerlicher Lüsternheit[114]) beruhende Schilderung des Liebesglücks zweier unschuldiger Landkinder verbindet sich mit dem idyllischen Sinne für das Stillleben

auf der ländlichen Flur, für die engumgränzte, in ihrer Beschränkung vollglückliche kleine Welt harmloser, mit der Natur in seliger Harmonie lebender Menschen »deren Erlebnisse fast nur wie eine letzte Steigerung des Lebens einer sympathischen Natur behandelt werden, aus welcher diese Menschen so notwendig bedingt emporwachsen, dass ohne diesen Untergrund der Natur sie so wenig Leben und selbständigen Inhalt haben könnten, wie die Blüte ohne Wurzel und ohne nährenden Boden«.[115]) All ihr Tichten und Trachten bewegt sich in der bäuerlichen Sphäre von Hirten, deren Phantasie im vertrautesten Verkehr mit Feld und Wald und den weidenden Tieren ihre einzige Nahrung findet. Die schlichten Bilder entspringen sämtlich diesem engen Anschauungskreise. Dorkon ist blond wie Sommersaat, die gemäht werden soll I, 16, des Daphnis Locken sind schöner wie Veilchen III, 20; sonst begegnen uns in den Vergleichen Hasen I, 22, das Feldhuhn II, 4, Nachtigall, Schwan, Schwalbe II, 5, das Junge der Nachtigall II, 6, Stare und Elstern II, 17, ein Vogeljunges III, 20 und Eulen IV, 40. Besonders charakteristisch ist der durchaus rhetorisch in Antithesen zugespitzte Monolog der Chloe, in deren Seele beim Anblick des badenden Daphnis sich zuerst ein Gefühl zu regen beginnt, dem sie umsonst Worte zu geben sucht I, 14: »Krank bin ich gewiss, aber welche Krankheit es ist, das weiss ich nicht: ich habe Schmerz und doch keine Wunde: ich traure, und keines meiner Schafe kam mir um: ich glühe und sitze in so tiefem Schatten: so viel Dornen haben mich geritzt und ich weinte nicht: wie viel Bienen haben mich gestochen, aber ich ass doch. Das aber, was jetzt an meinem Herzen nagt, ist bitterer als jenes alles. Schön ist Daphnis, aber das sind ja die Blumen auch: schön tönt seine Syrinx, aber das Lied der Nachtigallen auch: und doch kümmere ich mich um diese nicht. O, dass ich seine Syrinx würde,[116]) damit er mich anhauchte, dass ich seine Ziege würde, damit er mich weidete. O böses Wasser, allein den Daphnis hast du schön gemacht, ich badete mich vergebens. Ich sterbe, ihr lieben Nymphen . ., wer wird euch nach mir

kränzen? Wer die armen Lämmer aufziehen? Wer des geschwätzigen Heimchens warten, das ich vielbemüht endlich erhaschte, damit es mich einschläferte tönend vor der Grotte? Aber jetzt bin ich schlaflos durch Daphnis, und es plaudert vergebens«.

Eine ähnliche Umwandlung der Gemütsstimmung vollzieht sich mit Daphnis, als er Chloe zum ersten Mal geküsst hat I, 17 fin. »Wortarm war jetzt, der vorher geschwätziger als die Heimchen, träge, der sonst beweglicher als die Ziegen gewesen war; auch versäumte er die Herde, auch war die Syrinx weggeworfen; bleicher war sein Angesicht als dürres Gras des Sommers«. »Was hat mir Chloe's Kuss nur angethan?« ruft er aus, »zarter als Rosen sind doch ihre Lippen, und ihr Mund ist süsser als Honig, gleichwohl sticht ihr Kuss schärfer als der Biene Stachel« . . In rührenden Antithesen fährt er fort zu klagen: »Wie die Nachtigallen singen! Aber meine Syrinx schweigt. Wie die Böcklein hüpfen! Und ich liege hier. Wie die Blumen blühen! Und ich flechte sie nicht zu Kränzen! Die Veilchen blühen wohl und die Hyazinthe: aber Daphnis welkt dahin!«

Als er die Schlafende »mit unersättlichen Blicken« betrachtet, flüstert er I, 25: »Wie lieblich schlummern die Augen, wie süss atmet der Mund! Süsser als Herbstfrüchte und Blütengebüsche . . . O der geschwätzigen Cikaden! Ihr lautes Geschwirr wird sie nicht schlafen lassen«.

Als die Liebenden nach langer Trennung (III, 5 ff.) während der Winterszeit sich doch endlich wiedersehen und hinaustreten unter das Epheudach und Vögel fangen und Küsse pflücken, denken sie sehnend der Zeit, da der Schnee geschmolzen sein wird. Und im selben Bilde, das Theokrit von Daphnis braucht, sagt der Liebende: »Aber, Chloe, der Schnee liegt noch tief und ich fürchte, dass ich selbst eher dahinschmelze«. »Sei frohen Mutes, Daphnis, die Sonne ist warm«. »Ich wollte, Chloe, sie wäre so heiss wie das Feuer, das mein Herz verzehrt«[117]. Nicht minder lebensfrisch und anschaulich ist die Scene III, 33, die dem

bekannten Gleichnisse der Sappho ihre Entstehung verdankt. Ein besonders schöner Apfel ist auf einem kahlen Baume hängen geblieben, Daphnis klettert hinauf und bringt ihn Chloe mit den Worten: »O Jungfrau, diesen Apfel liessen freundliche Horen entstehen, und ihn hegte ein schöner Stamm, während die Sonne ihn zeitigte und das Geschick ihn bewahrte. Und so lange ich Augen hatte, wollte ich ihn nicht im Stiche lassen, damit er nicht herabfiele und ihn entweder weidendes Vieh zerträte oder böses Gewürm hinzukriechend vergifte«. »Und er empfing einen Kuss, der ihm lieber war als ein goldener Apfel«.

Bukolische Beseelungen bietet Longos mehrfach, aber die Sympathie der Hirten mit der Herde ist noch inniger, als bei Theokrit. Dorkon ist tot, und verwirrt rennt seine Herde durcheinander und erhebt ein trauerndes Brüllen I,31; 32 lagern die Geisen und Schafe still, ohne zu weiden, wie es schien vor Sehnsucht nach Daphnis und Chloe, und als diese wiederkehren, tummeln sie sich mutwillig; IV, 8 schwärmen die Bienen mit fortwährendem Gesumme im verwüsteten Garten, als klagten auch sie über die ruchlose Roheit. Doch besonders »romantisch« und ganz an Heine's »klingende Wälder«, »liebende Bäume und Blumen«, »lachend den Berg hinabhüpfende Flüsse« erinnernd, ist die Schilderung I, 23: »Der Frühling war zu Ende. Der Sommer hatte begonnen und alles stand in reichster Blüte. Die Bäume waren mit Früchten, die Ebenen mit Saaten bedeckt. Lieblich war das Schwirren der Cikaden, erfreulich das Blöken der Herden, süss auch der Duft des Obstes. Schien es doch, als sängen die ruhig dahinziehenden Bäche, als flöteten die Lüfte, die in den Fichten rauschten, als senkten die Äpfel sich voll Liebe gegen die Erde, als enthüllte die Sonne, der Schönheit hold, alle Sterblichen. Daphnis, von alledem im Innersten durchglüht, tauchte sich in die Flüsse«:

ἦρος ἦν ἤδη τέλος καὶ θέρους ἀρχὴ καὶ πάντα ἐν ἀκμῇ· δένδρα ἐν καρποῖς, πεδία ἐν ληΐοις· ἡδεῖα μὲν τεττίγων ἠχή· γλυκεῖα δὲ ὀπώρας ὀδμή· τερπνὴ δὲ ποιμνίων

βληχή. εἴκασεν ἄν τις καὶ τοὺς ποταμοὺς ᾄδειν ἠρέμα ῥέοντας καὶ τοὺς ἀνέμους συρίττειν ταῖς πίτυσιν ἐμπνέοντας· καὶ τὰ μῆλα ἐρῶντα πίπτειν χαμαί· καὶ τὸν ἥλιον φιλόκαλον ὄντα πάντας ἀποδύειν· Ὁ μὲν οὖν Δάφνις θελπόμενος τούτοις ἅπασιν εἰς τοὺς ποταμοὺς ἀνέβαινε

Wer möchte hier den Fortschritt zum Modernen hin verkennen, wenn er diese Schilderung mit derjenigen der Thalysien bei Theokrit vergleicht? Nicht bloss finden alle Sinne ihre Befriedigung an dem herrlichen Sommertage, nicht mehr flüstern bloss die Blätter der Pinien wie bei Theokrit I, 1, nein, viel individueller heisst es hier: es singen die Flüsse und flöten die Lüfte in den rauschenden Wipfeln! Und über der ganzen Schilderung liegt ein Hauch jener Stimmung, die Heine in den Reisebildern (I, 51) also ausdrückt: »Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemütswelt zusammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmut, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süssen Arabesken verschlingen«. Und wie es ebendaselbst S. 49 heisst: »Wenn frohe Jugend und schöne Natur zusammenkommen, so freuen sie sich wechselseitig«, so »rinnt« auch bei Longos in der Schilderung des Frühlings I, 9 die Freude, welche in der blühenden, lachenden Natur herrscht, zusammen mit der Freude des jugendfrohen Hirtenpaares: »Da die schöne Jahreszeit alles erfreute, ahmten auch sie, die Jugendlichen, Reizenden jegliches nach, was sie hörten und sahen. Hörten sie der Vögel Gesänge, so sangen sie; sahen sie die Sprünge der Lämmer, so hüpften sie froh auf; und auch den Bienen es gleich thuend lasen sie Blumen, mit denen sie jetzt ihren eigenen Busen zierten, jetzt auch, sie zu Kränzen flechtend, die Nymphen schmückten.

Die Lokalbeschreibungen sind ähnlich wie in den bukolischen Dichtungen: eine fruchtbare Landschaft, *πεδία πυροφόρα, γήλοφοι κλημάτων, νομαὶ ποιμνίων*, umkränzt von Wild hegenden Bergwäldern, ein *κτῆμα κάλλιστον;* »und das Meer rauscht an das Gestade, welches sich mit weichem Sand dahinzieht«; sonst vergl. I, 4 die Grotte der Chloe,

20 eine schöne, rings mit dichtem Gestrüpp umrahmte Quelle, III, 5 die Laube von Myrthen und Epheu, in der die Wintervögel nisten; IV, 2 und 3 der Lustgarten[118]) — wie in jener Zeit ihn zu beschreiben also auch wohl anzulegen epidemisch ward —, der alle Arten von Obstbäumen und anderen Bäumen, genau abgeteilte Beete von Blumen, Rosengebüsche und Hyazinthen, Lilien, Veilchen, Narzissen u. s. f. in üppigster Fülle umschloss; vor allem wird aber die freie Aussicht[119]) von dem Garten auf die Ebene und auf das weite Meer gerühmt; »man gewahrte die Vorübersegelnden, so dass auch dies ein Teil der Reize des Lustgartens wurde«.

ἐντεῦθεν εὔοπτον μὲν ἦν τὸ πεδίον καὶ ἦν ὁρᾶν τοὺς νέμοντας· εὔοπτος δὲ ἡ θάλαττα καὶ ἑωρῶντο οἱ παραπλέοντες· ὥστε καὶ ταῦτα μέρος ἐγίνετο τῆς ἐν τῷ παραδείσῳ τρυφῆς.

Also nicht bloss der liebliche, in sich abgeschlossene Raum erfüllte des Griechen Herz in dieser Zeit mit Freude, sondern auch die Fernsicht auf die See mit den weissen Segeln der dahinfahrenden Schiffe! —

Wir stehen am Ziele unserer Wanderung. Traten uns auch in einem Musaios und in einem Dio Chrysostomos noch Männer entgegen von warmem ernsten Gefühl und edler Einfachheit, so dass sie in ihrer öden Zeit hervorragen wie einsame Bergkuppen, welche noch einmal die scheidende Sonne antiken Wesens mit freundlichem Scheine übergoss, so ist doch in den späten Erzeugnissen der griechischen Literatur, im Epigramm und besonders im Epos und Roman — ich möchte sagen — der haut goût einer in Zersetzung und Fäulnis übergegangenen Kultur unverkennbar. In der Periode der Komnenen bricht für hellenische Kunst die Nacht voll und ganz herein, in deren düstrem »Grau in Grau« nicht mehr Gestalten in lebensvollen Umrissen sich herausheben, sondern blutlose Schemen ihr unheimliches Wesen treiben. Wir wollen diese »Gespenster« nicht heraufbeschwören.

Blicken wir zurück auf den Entwicklungsgang, den das Naturgefühl bei den Griechen genommen hat, so fanden wir im Homerischen Zeitalter eine durchaus naive, mythologische Naturfreude, deren charakteristische Form das Gleichnis war, und nur in leisen Ansätzen bahnten sich die Vorbedingungen einer sympathetischen Naturauffassung an, nämlich die Symbolisierung des Geistigen durch das Natürliche, die Metapher und die Beseelung der Naturerscheinungen. In dem eigentlich klassischen Zeitalter der Griechen gelangte dies sympathetische Naturgefühl zum Durchbruch; die Naturschilderungen, in denen noch vielfach die Götter als Repräsentanten der Naturphänomene figurieren, sind gemäss dem strengen Stilgefühl, das dem Hellenen angeboren war, meist kurz gehalten, werden aber bereits zu stimmungsvollen Hintergründen verwertet und tragen den Schmelz echt lyrischen, in das Naturleben sich mit Innigkeit versenkenden Empfindens. Als Vorstufe zu einer unmittelbaren, persönlichen Hinneigung zu der Natur entwickelte sich bei Euripides die Liebe zur Einsamkeit, die den Menschen hinaustreibt aus dem hastigen Getümmel der Stadt ans Meer, in den Wald. Der Bruch von Geist und Natur vollzog sich allmählich und erzeugte jene »Sehnsucht nach einem Ideal«, nach einem verlorenen Paradiese, die den Kernpunkt des sentimental-idyllischen Naturgefühls im Hellenismus bildet, welches die Landschaft um ihrer selbst willen aufsucht und schildert. Nicht mehr schimmert die Freude an der Natur nur durch die Schilderungen hindurch, wie in den früheren Epochen, sondern direkt bekennen die Dichter, wie gar liebliche Reize die Natur bietet, und wie bewundernswert ihre erhabene, ewige Schönheit ist; und gerade in dieser Hinsicht vertiefte sich das Naturgefühl in der späteren Zeit des Hellenentums im Gegensatze zu der klassischen Periode, so dass die Äusserungen desselben auch im Vergleich mit denen der modernen Zeit nicht »kalt, oberflächlich, nüchtern« (Woermann, L. in d. K. d. a. V. S. 415) genannt werden können. Denn auch eine träumerische, andachtsvolle und melancholische Naturbetrachtung sahen wir im Epigramm hervortreten, das überall

ein innerlicheres, reflektierteres, sentimentaleres Gefühlsleben bekundete, als je zuvor möglich war. — Dass dieser Entwicklungsgang des Naturgefühls auch für eine Landschaftsmalerei von höchster Bedeutung war, liegt auf der Hand. Mit Recht sagt Friederichs (die philostratischen Bilder S. 186): »Die Natur muss entseelt werden von Göttern, um durch die Empfindung des Künstlers neu beseelt zu werden; dies ist die Voraussetzung der Landschaftsmalerei«; aber er irrt, wenn er hinzufügt: »und diese Voraussetzung fehlte dem Altertum«. Wir sahen, wie die Beseelungen im Laufe der Jahrhunderte immer individueller, stimmungsvoller, malerischer wurden, und so hat sich auch eine Landschaftsmalerei entwickelt, die trotz der vielen technischen Mängel und trotzdem sie eigentlich nur handwerksmässige Wandmalerei blieb, die Keime unserer modernen Landschaftsmalerei in sich trägt, wie Woermann in seinem trefflichen Buche dargethan hat.

Es leuchtet daher ein, dass zwischen antikem und modernem Naturgefühl kein diametraler Gegensatz besteht, sondern nur graduelle Unterschiede. Um beiden gerecht zu werden, müssten wir auch die Entstehungsgeschichte des Naturgefühls bei den Römern und bei den modernen Völkern überblicken, was wir späteren Untersuchungen vorbehalten. Hier mögen wenige Bemerkungen genügen.

Unser modernes Naturgefühl ist erst sehr jungen Datums. Wie die griechische Mythologie zunächst die freie poetische Entfaltung des Naturgefühls hemmte, so auch bei den modernen Völkern mutatis mutandis das Christentum, das Abwendung von der Wirklichkeit, Weltflucht, Naturverachtung predigte; »alle Erdengegenwart ward zur Himmelszukunft verflüchtigt, und das Reich des Unendlichen blühte über der Brandstätte der Endlichkeit auf« (Jean Paul). Die deutsche Poesie des Mittelalters bietet wohl manche anmutige Naturschilderungen, aber selbst im Minneliede sind sie meist nur zierliche Arabesken und leiden an Monotonie mit ihrer steten Frühlingsfreude und Winterklage; im Volksliede durchdringen sich Gefühl und Naturfreude

weit inniger. Erst Petrarca in Italien, Rousseau in Frankreich, Göthe in Deutschland, Byron und Shelley in England zeigen die höchsten Stufen modernen Naturgefühls. Und zu dem Empfinden dieser grössten Geister aller Zeiten verhält sich das antike wie die geschlossene Knospe zur vollen, prangenden Frucht. Ansätze und Ahnungen, ja recht deutliche Spuren modernen Empfindens traten in der griechischen Poesie immer stärker hervor, obgleich sie nie zu einem solchen Extrem deskriptiver Naturmalerei und überschwenglichster Naturschwärmerei gelangte, in das moderne Dichter nur zu oft verfielen. Das Stimmungsvolle, Idyllisch-Träumerische ward immer intensiver im antiken Naturgefühl; dieses blieb daher nicht »stets, was es ursprünglich war, polytheistisch und plastisch« (Rohde S. 511). Wenngleich der Grieche stets eine besondere Vorliebe bewahrte für die einfache, ländliche, idyllische Natur, so gaben sich uns doch auch unverkennbare Spuren eines Gefühls für das Romantische kund in den Äusserungen einer andachtsvollen über das Irdische hinausgehobenen Stimmung beim Anblick des in ewigem Blau sich wölbenden Himmelsdomes und der nach ewigen Gesetzen wandelnden Gestirne oder in der Freude, den Blick über Berg und Thal, über Land und Meer ins Unermessene schweifen zu lassen, oder in Schilderungen eines einsamen, verborgenen Waldwinkels, eines lauschigen Bergseees oder »wilder Felsenthallandschaften«, wie sie in antiken Waldgemälden sich finden (Woermann S. 406).

Aber ein so tief innerliches, pantheistisches Zusammenweben von Geist und Natur, findet sich im Altertum noch nicht wie bei modernen Dichtern, die ihr gesamtes, kompliziertes Gemütsleben in allen seinen Nüancen auf die Aussenwelt übertragen, sich ganz eins fühlen mit der Natur und so die höchste Stufe der Landschaftsdichtung erreicht haben mit der Schöpfung eines objektiven und doch bis in den innersten Kern stimmungsvollen Landschaftsbildes mit durchscheinendem Bezug zu der geistig sittlichen Welt, in welchem »das Objekt ganz in das Subjekt sich verliert, wie dieses ganz in die Natur aufgelöst wird«. Diese letzte

Konsequenz des sympathetischen Naturgefühls blieb dem Zeitalter Göthe's vorbehalten, der in seinen Naturliedern das Vollendetste geleistet hat.

In der gesteigerten Innerlichkeit des Seelenlebens beruht ja besonders das Wesen des Modernen. Das Naturgefühl eines Göthe, Heine und Byron ist in seiner Grundstimmung universeller und individueller zugleich, als es je im Altertum sein konnte. Je reicher eben die Ideeenwelt, je tiefer die Weltanschauung ist, desto bedeutungsvoller ist auch die Natursymbolik, desto inniger und herzlicher ist jene Liebe zur Natur, die in ihr stilles Leben und Weben hineinblickt wie in das Herz eines Freundes und mit Byron ausruft in glühendem Pantheismus: »Sind nicht die Berge, Wogen und die Himmel ein Teil von mir und meiner Seele sowie ich von ihnen? Ist nicht die Liebe zu ihnen tief in meinem Herzen mit frommer Leidenschaft?« Oder mit Geibel:

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.
Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimnis verhüllt.
Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus;
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muse es aus.

Anmerkungen.

[1]) Schiller, über naive und sentimentalische Dichtung; die klassische Stelle lautet Bd. XII, S. 187 Cotta 1838: »Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muss die Bemerkung befremden, dass man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neueren an Naturscenen und Naturcharakteren hangen können, bei denselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensanteil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgerätes oder irgend eines mechanischen Produktes ist. . . Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wissbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süsser Wehmut an derselben, wie wir Neueren. . . Seine ungeduldige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn. . . . Da der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er ausserhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden und kein so dringendes Bedürfniss nach Gegenständen haben, in denen es sie wieder fand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, musste er bei dieser als seinem Maximum stille stehen und alles andere derselben zu nähern bemüht sein . . Die Alten empfanden natürlich, wir das Natürliche.«

[2]) Briefwechsel mit Wilh. v. Humboldt Cotta 1830, Brief vom 9. Nov. 1795; auch Humb. (Br. vom 6. Nov. S. 282) will »als Quellen und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande nur den Homer, Sophokles, Aristophanes und Pindar anerkennen; alle anderen zeigen ihn minder einfach und rein.«

[3]) Über n. u. s. Dichtung S. 191.

[4]) Abhdlg. über Matthisson's Gedichte S. 383.

[5]) Gervinus, d. Lit.-Gesch. I, 113; in der Aufl. 1871 lautet es gemildert: »das ganze Altertum kennt keine so innige Freude an der Natur, wie sie aus den Tierdichtungen der mittleren Zeiten spricht«.

[6]) Becker, Charikles I, 219: »Es ist mir bei keinem Schriftsteller der besseren Zeit auch nur ein Versuch vorgekommen, ein landschaftliches Bild zu entwerfen . . . man kann noch weiter gehen: höchst selten nur spricht sich bei den Griechen die tiefe und warme Empfindung der Reize, welche die unbelebte Natur bietet, aus, deren Mangel bei uns, wo er sich findet, immer getadelt oder bemitleidet wird«.

[7]) Otfr. Müller, Handbuch der Archäologie der Kunst[3] p. 468 1: »Der griechische Geist kennt nicht das sentimentale Verweilen bei der Natur im allgemeinen, die romantische Auffassung der Landschaft; er drängt ungeduldig zum Gipfel der körperlichen Bildung, zur menschlichen Gestalt«, p. 763: »Der ahndungsvolle Dämmerschein des Geistes, mit welchem die Landschaft uns anspricht, musste den Alten nach ihrer Geistesrichtung künstlerischer Ausbildung unfähig scheinen.«

[8]) Jacobs, Vorr. p. VII Leben und Kunst der Alten I 1824: »Wer möchte wohl die Gemälde der Natur und ihrer Erscheinungen, welche Homer dem reichsten Gewebe seines Epos eingewirkt hat, den breiten Schilderungen nachsetzen, die ihren Fleiss der Schilderung der Natur ausschliessend gewidmet haben? Auch die Anthologie ist nicht arm an Gedichten, welche ihre Reize feiern und den Leser noch jetzt zu den Schatten säuselnder Platanen, an den Rand rauschender Bäche oder in kühle Gründe rufen«.

[9]) Jean Paul, Vorschule der Ästhetik 2. Aufl. Berl. 1827 (s. W. Bd. 41—43) S. 100 ff.; S. 132: »Die plastische Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen«; ferner S. 170: »Die Landschaften der Alten sind mehr plastisch, der Neuern mehr musikalisch oder, was am besten ist, beides«. S. 172 identificiert er »musikalisch« mit »durch Gemütsstimmung«, »plastisch« mit »optisch«.

[10]) Schnaase, Gesch. der bildenden Künste II, 128—140 (II[2] p. 88 ff.): »Gewiss hatten die Griechen die feinste Empfänglichkeit, die innigste Wärme für die Schönheit der Natur, aber vielleicht nicht für alle Erscheinungen und namentlich nicht für die, welche dem malerischen Prinzipe entsprechen«. Trefflich ist die Charakteristik des griechischen (speziell Homerischen) Naturgefühls im Vergleich mit dem hebräischen.

[11]) Carriere, Hellas und Rom S. 361 ff.

[12]) Schiller, über Matthisson's Gedichte S. 382.

[13]) Alex. v. Humboldt, Kosmos 2. Band, p. 7: »In dem hellenischen Altertum, in dem Blütenalter der Menschheit, finden wir allerdings den zartesten Ausdruck tiefer Naturempfindung den dichterischen Darstellungen menschlicher Leidenschaft, einer der Sagengeschichte entnommenen Handlung beigemischt; aber das eigentlich Naturbeschreibende zeigt sich dann

nur als ein Beiwerk, weil in der griechischen Kunstbildung sich alles gleichsam im Kreise der Menschheit bewegt« etc.

[14]) Burckhardt, die Kultur der Renaissance II [3] p. 14.

[15]) Eine zusammenhängende wertvolle Skizze bietet Julius Caesar in der Casseler Zeitschrift für Altertumswissenschaft VII no. 61—65, Jahrg. 1849; Helbig, über die Homerische Naturanschauung, Darmstädter Ztschr. für Altertumsw. 1841 no. 82; Ed. Müller, über Sophokleische Naturanschauung, Liegnitz Progr. 1842; Pazschke, über die Homerische Naturanschauung, Stettin 1848, auf ihr basiert Buchholz, Erfurt 1870; Dr. Freih. v. Kittlitz, Naturbilder aus der griech. Lyrik, Liegnitz Progr. 1867; vergl. auch Teuffel, Studien und Charakteristiken, Leipzig 1871 Aufs. III »Zur Vergleichung antiker und moderner Lyrik« p. 75—97, besonders p. 79—83, dagegen wieder S. 489; Lübker, die Naturanschauung der Alten, Flensburg Progr. 1867; Schlüter, vestigia Graecorum, Hadamar 1870, Berndt, die Empfindung der Naturschönheit bei den Griechen, Herfort 1873. Die beiden etzteren Schriften haben keinen selbständigen Wert.

[16]) Motz, über die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten Leipzig Hirzel 1875; die Frage wird nach allgemeinen Kategorieen ohne massgebenden historischen Gesichtspunkt behandelt; das eine reiht sich lose an das andere; Interesse an den Jahreszeiten, Frühlingswonne S. 13, Lessing'sches Gesetz S. 15, Farbengefühl 19, Gegensatz des Antiken und Modernen nach Schiller, Mythologie 41; Bestreben, Landschaft und Stimmung in Harmonie oder Kontrast zu setzen 55; Vorliebe für die Stille in der Natur 62, für Einsamkeit 75, Sympathie zwischen dem Menschen und der Natur 81, Vorstellung einer paradiesischen Vorzeit, einer idealen Natur 89, Behagen am Herde bei Unwetter 94, Wunsch der Beflügelung 95, Wehmut beim Anblick von Ruinen 97, Freude am Licht 99, am Zitterglanz des Mondes, am Nachtdunkel 104, an der Gestalt der Wolken 108, an den Erscheinungen des Meeres 110, des Gebirges 113, der Pflanzenwelt, des Waldes und der Tiere — alles das ist in feinen Zügen entworfen, doch ob das Gefühl häufig oder vereinzelt aufgetreten sei und in welcher Epoche, wird nicht erwähnt; Ovid neben Homer, Ausonius neben Sophokles und Euripides, Platon neben Horaz, Anthologie (späteste Zeit) neben Sappho und Alkman. Dies ist um so mehr zu beklagen, als es z B, S. 30 heisst, das Naturgefühl der Alten selbst sei in einer Entwicklung begriffen gewesen, S. 65 manches Moderne fänden wir schon bei den Alten, nur verhüllter, dunkler; trotzdem bleibt es die Grundansicht, dass jener Dualismus von Geist und Natur dem Altertum »ganz fremd« geblieben und der Naturgenuss der Alten ungesucht und reflexionslos gewesen sei (S. 47 und 48). Das moderne Naturgefühl wird völlig verkannt, als eitle Affektation, ekle Empfindung der Empfindung etc. geschildert, vergl. S. 11, 26, 32 ff. —

Eins aber hätte nach dieser Schrift feststehen müssen, dass die Alten ein tiefes Naturgefühl besessen haben; eine nichtige Reaktion bezeichnet der Aufsatz von Fritz Meisner »das Naturgefühl der antiken und modernen Welt« im neuen schweizerischen Mus. 6. Jahrg. 1866 p. 100 ff.; das Resultat der

ganz oberflächlichen Schrift läuft darauf hinaus, dass die Welt der Griechen auf der vollständigen Harmonie von Geist und Materie beruhte (S. 119) und dass der moderne Mensch ein vom antiken Menschen diametral verschiedenes Wesen sei (S. 123). —

Im selben Jahre erschien in 2. Ausg. Vict. de Laprade, le sentiment de la nature avant le Christianisme, Paris Didier 1866; es behandelt den Orient bis S. 253, die griechische Welt, — eigentlich nur Homer — ganz unkritisch S. 253—374; der Standpunkt ist der eines gläubigen Katholiken. Vieles ist durchaus phantastisch. Das Werk beginnt z. B. mit Expektorationen über das Gefühl, das Adam bei der Namengebung im Garten Eden hatte, mit ganz nebelhaften Träumereien über Urgeschichte etc., treffend und geistvoll sind dagegen die Ausführungen über die Unterschiede von Plastik, Malerei und Musik in ihrem Verhältnis zum Antiken und Modernen und manches andere; immer aber bricht der moralisierende Katholik hindurch; das Naturgefühl ist ihm lediglich identisch mit dem Suchen des persönlichen Gottes in der Schöpfung (S. 228. 238. 242 ff.), so tadelt er die Inder wegen der Unbestimmtheit ihres Pantheismus, — dessen Erneuerung in moderner Zeit er beklagt, — die Griechen wegen des Mangels du sentiment de l'unité et de l'infinité; recht vage ist kap. II S. 281 de l'art grec en général; kap. III S. 301 heisst es: le nom d'Homère personnifie la Grèce vgl. 301. 307. 339 etc.; wie immer, fragt er auch bei Homer S. 322: comment la nature a-t-elle parlé de Dieu au père de la poesie grecque? kurz gestreift werden die Orphica 340, Hesiod 344, Pindar 348, Anakreon 349, Theokrit 351, Äschylos 353. Sophokles 354, Euripides 356; schliesslich eifert er gegen die griech. Mythologie, die in ihrem Abfall von dem einen Gott nicht weit abstände vom afrikanischen Fetischismus, S. 373: la mer! cette chose, qui confond l'esprit, ce symbole visible de l'Éternel inconnu! la mer a pris la forme et le caractère humains; elle devient Neptune, avide turbulent, robuste, vindicatif, aveugle dans sa force etc. — Die Römer werden S. 375—417 behandelt. Der 2. Band le sentiment de la nature chez les Modernes 1870 erörtert das Mittelalter, Renaissance und die neue Zeit bei Franzosen, Engländer und Deutschen. —

Unbekannt blieb mir E. Gebhart, histoire du sentiment poétique de la nature dans l'antiquité grecque et romaine, Paris 1860, welche Schrift nach dem Urteile Secretan's (du sentiment de la nature dans l'antiquité romaine, Lausanne 1866) ganz auf der Oberfläche sich hält; auf andere französische Werke, die unsere Fragen streifen, weist Bernhardy I² S. 135 der griech. Lit.-Gesch hin, wie Md. de Staël de la littérature p. 23 und 46, ferner Courier mémoires I p. 79; Bernhardy selbst verhält sich auch S. 140 mehr referierend, weist aber besonders nur auf Euripides hin, welcher »Schilderungen einer schönen, innig empfundenen und warm ausgemalten Natur bietet und zuerst die Erscheinungen der Natur mit Analogieen des Geistes und der Sittenwelt vergleicht«.

[17]) Silberschlag im deutschen Museum von Prutz und Frenzel 1866 p. 430—35, und Ochmann in einer Festschrift zum Jubiläum des

Dir. Stinner in Oppeln »einige Worte zu der Frage nach dem Natursinn der Alten« 1867.

[18]) Hess, Beiträge zur Untersuchung über das Naturgefühl im klassischen Altertum Rendsb. 1871, betont besonders die Wichtigkeit der Landschaftsmalerei, insonderheit der kampanischen Wandgemälde, auf Grund der Untersuchungen von Helbig im Rhein. Mus. Bd. 24 u. 25; er unterscheidet in der Wandlung des Naturgefühls der Alten fünf Hauptabschnitte, den epischen, lyrischen (bis Alexander), den idyllischen (die hellenistische Zeit), den elegischen (augusteische Zeit und silberne Latinität) und den des Ausganges des Altertums; ähnlich mit Vorausschickung der mythologischen Epoche W. Roscher in der knappen und ansprechenden Programmabhandlung »das tiefe Naturgefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwicklung« 18 S. mit Anm., Meissen 1875.

[19]) Karl Woermann, über den landschaftlichen Natursinn der Griechen und Römer, Vorstudien zu einer Archäologie der Landschaftsmalerei München, Ackermann 130 S., 1871, sucht die Entwicklung des Natursinnes, wie er sich in einer malerischen Auffassung und Darstellung eines in sich abgeschlossenen Bildes der Erdoberfläche bekundet, nachzuweisen, bietet aber auch im allgemeinen viel Interessantes, und danke ich ihr — obgleich meine Arbeit schon im Grundriss eher entworfen war, als ich auf sie aufmerksam wurde, — viel Anregung. Das grössere Werk »die Landschaft in der Kunst der alten Völker, eine Geschichte der Vorstufen und Anfänge der Landschaftsmalerei« München 1876 resumiert, was die Poesie der Griechen anlangt, im wesentlichen die Ergebnisse der ersten Schrift, ebenso auch Helbig in den Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei, Leipzig 1873, kap. XXIII das Naturgefühl (in hellenistischer Zeit), das besonders interessant ist im Zusammenhange mit den voraufgehenden Kapiteln XVIII die Gesellschaft, XIX das Interesse für die Wirklichkeit, XX Auffassung der Mythen, XXI die Sentimentalität, XXII der Sinnenreiz.

[20]) Friedländer, Sittengeschichte der Römer II pag. 104 ff.; ferner auf gleicher Basis die kleine Schrift „über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur«, Leipzig 1873, die mit dem Satze beginnt: »Dass die Ausdehnung des Begriffs der Naturschönheit auf das Rauhe, Düstre und Öde, das Phantastische und Wilde, endlich das furchtbar Erhabene dem Altertum und Mittelalter fremd gewesen ist, darf als erwiesen angenommen werden«!

[21]) Hehn, Italien, Ansichten und Streiflichter, Berlin 2. Aufl. 1879, kap. V, die Landschaft p. 54 ff. und p. 249.

[22]) Brandes, die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrh. II p. 176, p. 180.

[23]) Du Bois-Reymond, Friedrich II und Jean Jacques Rousseau, deutsche Rundschau Heft 8, Mai 1879 p. 257. »Vergeblich sucht man in der antiken, mittelalterlichen, neueren Literatur bis zum vorigen Jahrh. nach dem Ausdruck dessen, was wir Naturgefühl nennen.. es fehlte der Menschheit die Fähigkeit, überhaupt die Natur auf sich wirken zu lassen, und

durch deren verschiedene Ansicht verschieden gestimmt zu werden.« — Ähnlich Cohn, Göthe als Botaniker, deutsche Rundschau VII, Heft 10, Juli 1881, S. 28: »Bekanntlich ist die Sehnsucht, die uns so mächtig in Berge und Waldeinsamkeit zieht und vor allem die von der Kultur nicht berührte romantische Landschaft der Hochgebirge aufsuchen lässt, eine ganz moderne Empfindung« u. s. w.

[24]) Lotze, Mikrokosmos II[2] p. 317; vergl. III p. 107 ff.

[25]) Lehrs, populäre Aufsätze aus dem Altertum, Leipzig 1856 p. 91, 2. Aufl. 1875, S. 110.

[26]) Welcker, Götterlehre I, 474.

[27]) Kock, Alkaios und Sappho p. 93 ff.

[28]) Wieseler, Narkissos, Göttingen 1856 p. 81.

[29]) Man lese die herrliche Deutung bei Welcker I, 557.

[30]) Vischer, Ästhetik II p. 457, Hehn, a. a. O., Brandes I. p. 275 u. A.

[31]) Grant Allen, »der Farbensinn, sein Ursprung und seine Entwicklung«, Übers. und Vorwort von Ernst Krause Leipz., Günther 1880, vgl. auch des letzteren Aufsatz in der Gartenlaube no. 44, p. 718, 1880. — Zur Vereinfachnng citiere ich die Ilias mit römischen, die Odyssee mit arabischen Ziffern.

[32]) Vergl. das interessante Schriftchen von Rob. Vischer, über das optische Formgefühl, Stuttgart 1873, Seite 3, 22 ff., auch du Prel, Psychologie der Lyrik, Leipzig 1880, S. 94 ff.

[33]) Lotze, Mikrokosmos II[2], S. 199.

[34]) Vergl. du Prel, Schluss d. o. a. Schrift.

[35]) Vergl. die treffliche Analyse von Göthe's »Herbstgefühl« in dem Progr. Braunschweig 1878, von Corvinus, S. 8.

[36]) So z. B. heisst es bei Laprade S. 59: les poëtes grecs et leurs héros s'attardent rarement au sein de la nature pour la contempler et la décrire; ils la dessinent en quelques traits sobres, rapides et sûrs, et plus souvent pour expliquer une situation que pour le plaisir des yeux. Ils décrivent le monde extérieur comme s'ils faisaient la topographie d'un champ de bataille de la volonté humaine, sans iamais donner le paysage pour complice, interlocuteur et conseiller à l'âme du personnage . . sans marquer dans un paysage sa signification humaine et subjective, son rapport d'opposition ou de similitude avec telle ou telle situation de l'âme . . sans interpréter le paysage et lui donner une âme sympathique à celle de l'homme u. so oft. Gottschall, Poetik Breslau 1858, S. 253: »Der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, die Beleuchtung, Färbung und Stimmung der Natur rufen im empfänglichen Gemüt eine verwandte Stimmung der Seele hervor, die sich im lyrischen Naturbild ausprägt. Doch ist diese landschaftliche Empfindung dem klassischen Altertum fremd, das wohl Sinn für die idyllische Beschränkung des Daseins, für die Thätigkeit und die Freuden des Landlebens hatte, aber den Zusammenklang der Natur und der Seele nicht mit jener Innigkeit empfand, welche zum vollströmenden Quell der Liederpoesie wird«.

[37]) Die Äsopische Fabel, auf deren Bedeutung für unsere Frage Woermann S. 31 zuerst aufmerksam gemacht hat, würde mit ihrer Naturbeseelung, ihrer träumerischen und innigen Betrachtung des Lebens der Tiere und Pflanzen für die älteste Zeit unerklärlich sein, wenn sie nicht als ein fremdes Reis vom Orient nach Hellas verpflanzt wäre (vgl. Keller, über die Geschichte der griechischen Fabel in Fleckeis. Jahrb. Suppl. Bd. IV p. 309—412). In dieser Fabelwelt denkt und handelt ja nicht bloss nach Menschenart das Tier, sondern auch die Pflanze ist mit Sprache und Vernunft begabt, so in no. 32 *ἀλώπηξ καὶ βάτος* Fuchs und Dornstrauch, so die Eichen in no. 122 u. 123, 123b wandelt das einfache *ἔφη* sogar in *ἐθρήνει ὀλολύζουσα* um, in no. 124 verlacht der Olivenbaum den Feigenbaum, in 125 brüstet sich die Fichte vor dem Dornstrauch; besonders sinnreich ist 179 *κάλαμοι καὶ δρῦς* das Röhricht und die Eiche, 179b u. c., in 188 klagt der gemisshandelte Nussbaum, 306 Fledermaus, Dornstrauch und Taucher, 384 Rose und Amaranthe, 385 Granate, Apfelbaum und Dornstrauch; ja sogar der Winter und der Frühling treten in 414 auf und preisen ihre Vorzüge; wie anmutig klingt das Eigenlob des Frühlings: »Traun von dir wären gerne befreit die Menschen, während allein mein Name schon ihnen schön erscheint, ja beim Zeus von allen der schönste; daher gedenken sie meiner, wenn ich von ihnen ging, und jubeln vor Freude, wenn ich wiederkehre.«

Immerhin aber bekundet die Äsopische Fabel, dass die auf Windesflügeln der Volksüberlieferung von Indien, Ägypten, Persien über Phrygien nach Griechenland übertragenen Erzählungen auf einen empfänglichen Boden fielen und sehr bald heimisch in Griechenland wurden.

[38]) Vergl. Leutsch im Philologus II, 1 p. 29.

[39]) Wie Hartung, griech. Lyriker Alkman p. 145 dies Gedicht, als »vom Winterschlafe der Natur« handelnd, interpretieren kann, ist mir unverständlich. Am nächsten klingt es noch an den Anfang des Paul Gerhard'schen Liedes »Nun ruhen alle Wälder« an.

[40]) Kock, Alkaios und Sappho, Berl. Weidm. 1862, S. 11.

[41]) Vergl. Preller, griech. Mythologie I² S. 191.

[42]) Aus Gustav Brandes, ein griechisches Liederbuch, Verdeutschungen aus griech. Dichtern Hannover 1881; ich ziehe diese Übers. besonders des Reimes wegen anderen vor, kann aber in diesem Büchlein nicht gut heissen, dass die »Verdeutschungen« zugleich moderne Umbildungen mit oft ganz unantikem Stimmungsgehalt sind; so setzt Br. dies Fragment fort:

Doch wird es sicher glücken
Dem kühnsten Burschen,
Holde, dich zu pflücken.

[43]) Br. dichtet weiter:

Die Sonne geht auf und verkündet
Für mich nur die alte Pein,
Und trostlos verrinnt und entschwindet
Die Jugend, und ich bin allein.

Und so entfliehen die Stunden;
Schon erbleicht der Hoffnung Schein,
Und bald ist verronnen, entschwunden
Das Leben — und ich bin allein.

So sentimental war Sappho nun doch wohl nicht!

[44]) Brandes übersetzt nicht schön und zu frei dies Gedicht z. B.:

. . der Frühling nahte sacht und legte milde
Und segnend seine Hand auf die Gefilde . .
Ach, Eros schafft nur Not mir und Beschwerden
Und lässt es niemals Frühling in mir werden.

[45]) Man vergl. Pyth. III, 75, Olymp. II, 55, Pyth. V fin., Pyth. III, 104 — Olymp. VII, 95, Isthm. III, 23, Ol. XIII, 27 —, Pyth. V, 10, Isthm. I. 40. VI, 37; Luebbert, de Pindari elocutione diss. Halle 1853, bes. p. 47 ff.

[46]) φόνου παρποδίου νεφέλα Nem. IX, 38; Isthm. III, 35 τραχεῖα νιφὰς πολέμοιο, Isthm. VI, 27: ἐν ταύτᾳ νεφέλᾳ χάλαζαν αἵματος ἀμύνεται, Nem. X, 9: πολέμοιο νέφος, wie schon in der Ilias.

[47]) Nem. VI, 30, Ol. IX, 47, Pyth. IV, 3, X, 51.

[48]) Pyth. I, 41, Ol. XII, 12, Isthm. I, 36.

[49]) Vergl. sonstige Metaphern πλόκοι σελίνων Ol. XIII, 45, ἄνθος Pyth. IV, 58, θάλλειν Ol. IX, 16, Pyth. IV, 65, VII, 20, ἀνθεῖν Ol. X, 10, XIII, 23 etc.

[50]) Wie weit das Drama Äusserungen eines Naturgefühls überhaupt zulassen kann, das zeigt keines in höherem Grade als das indische, z. B. die Sakuntala des Kalidasa, welches eine Fülle von Vergleichen, Metaphern und Schilderungen, aber auch innigste Beziehungen des Menschen zur Natur, besonders zu den Pflanzen, darbietet, wie gleich im ersten Akt.

[51]) Sept. 64 βοᾷ κῦμα χερσαῖον στρατοῦ, v. 114 κῦμα περὶ πτόλιν δοχμολοφᾶν ἀνδρῶν | καχλάζει πνοαῖς Ἄρεος ὀρόμενον, ferner 443, 758, 795, 1076; Pers. 87 ῥεῦμά τι φωτῶν 412, 433 κακῶν πέλαγος, 599 κλύδων κακῶν, Choeph. 183 κλυδώνιον χολῆς, 391 δριμὺς ἄηται καρδίας, v. 33, 951; Agam. 819 ἄτης θύελλαι, 996 δίναις κυκλούμενον κέαρ, Eum. 832 κοίμα κελαινοῦ κύματος πικρὸν μένος, Hik. 469: κακῶν δὲ πλῆθος ποταμὸς ὥς ἐπέρχεται, ἄτης δ' ἄβυσσον πέλαγος κ. τ. λ., das Leben eine Meerfahrt Agam. 1005, Wechsel von Licht und Finsternis Choeph 61, vgl. Eum. 552; der König ein Steuermann, der Staat ein Schiff Sept. 63, 208, 652, 760 etc.

[52]) Sonst wird, wie die Sonne das Auge des Tages, der Mond das glänzende Auge der Nacht genannt, wie Sept. 350; zu unserer Stelle vgl. Eur. Iphig. Taur. 110, Geibel: »Es schaut mich rings die Finsternis mit schwarzen Augen an«, (Hense, poet. Personif. S. 24 ff., S. 36).

[53]) Löwe Agam. 717, 825, Sept. 54, Eum. 143, die Menschenlöwin Agam. 1258 etc., Adler Prom. 1021, Adler und Schlange Choeph. 247. Drache Choeph. 527, 540, 928 etc. Sept. 290 Kampf mit der Taube; Eum. 181 der Pfeil die zischende, schnellbeschwingte Schlange, Löwin und Wolf Ag. 1258.

[54]) Ähnlich preist Aias bei Soph. Ai 552 seinen kleinen Sohn glücklich: »von Leiden kennst du noch nichts, unbewusst hinleben ist das Süsseste, bis dass du lernest, was der Schmerz, was Freude sei«, vergl. Trach. 144 ff.

[55]) Vergl. ferner von Tauben Hik. 223, Prom. 857, Rabe Hik. 757; Äschylus schliesst gewöhnlich das Bild mit ὡς oder δίκην oder ὥστε an die zu veranschaulichende Sache an (Sept. 85, Ag. 1444, 1472, 1671 etc), aber verwebt auch nicht minder oft beides in Form der Metapher, wie es von der Niobe heisst: ἐφημένη τάφον τέκνοις ἐπῳζε τοῖς τεθνηκόσιν. Ebenso s. d. Folgende.

[56]) Vgl. Sept. 593: »aus tiefen Furchen seiner treuen Brust erntend, daraus hervorspriesst vorsichtiger Rat«; Pers. 821: »es setzt der Hochmut aufgeblüht die Ähren an der Schuld, die bald zu thränenreicher Ernte reift«, ferner Ag 79, 252, Pers. 952, Hik. 637 etc., von der Jagd Eum. 111.

[57]) Immer reicher wird die prägnante Bildersprache, vergl. θάλλω Phil. 254, 420, Antig. 697, 1164, σπείρω Ai. 984. El. 632, φυτεύω Öd. tyr. 347, βλαστάνω Öd. Col. 617, Phil. 1311, El. 238 etc., ἄνθος Äsch. Pers. 252, Prom. 7, Agam. 743, ἀνθεῖν Ag. 1009, Pers. 821 etc., ὀπώρα Hik. 1015, ἀρόω vom Schiff Hik. 1007, Pers. 795 etc.

[58]) Vergl. Elektra 107, 147, 1076, Aias 629, Trach. 103, 963. Metaphorisch Öd. r. 486 πέτομαι ἐλπίσιν, El. 242 ἴσχουσα πτέρυγας ὀξυτόνων γόων u. s. w.

[59]) Liebessehnsucht oder eine plötzliche Gefahr gibt den Wunsch, ein Vöglein zu werden, im deutschen Volksliede sehr häufig ein; vergl. Uhland Schriften zur D. u. S. III 109, 283 ff., ebenso in ungarischen, vgl. Gosche, Archiv S. 252, nicht minder in schottischen, italienischen, mährischen, böhmischen, litthauischen, russischen, slowackischen, wie leicht zu ersehen ist aus Wolff's Hausschatz der Volkspoesie Leipzig 1853.

[60]) Ai. 206 θολερῷ χειμῶνι κεῖται νοσήσας, vgl. 351; El. 733 κλύδων' ἔφιππον ἐν μέσῳ κυκώμενον, vgl. Antig. 128; Öd. tyr. 22, 695, 1527, Ai. 1080, Antig. 162, 189, 541, 994; El. 899, Öd. Col. 663, 1746.

[61]) Droysen, des Aristophanes Werke übers. II², S. 257.

[62]) Griech. Lit.-Gesch. II² 2 p. 367, p. 369 no. 4.

[63]) Sehr häufig sind Wendungen wie Ἑλλάνων νέφος Hik. 907, νέφος ἀσπίδων Phoen. 250, ξυνηρεφὲς πρόσωπον Or. 957, στυγνὸν ὀφρύων νέφος Hippol. 172, νέφος οἰμωγῆς Med. 107, vgl. Phoen. 727, Troad. 543, Or. 468, Herk. 1216, 1240.

[64]) Vergl. Herk. 102, El. 1147, Iph. T. 1317, Or. 695, J. A. 69, fr. 152. Seit Homer (Od. 8, 409) ist es sprichwörtlich, den Winden eitle Worte und Wünsche preiszugeben, vgl. Sappho fr. 18, Äsch. Sept. 690, Soph. Trach. 468, so auch bei Euripides Hek. 334, Tro. 419. Hel. 1236.

[65]) Hipp. 304. Herk. 1091.

[66]) Nichts ist häufiger als das κακῶν πέλαγος Hippol. 822, Tro. 696 Med. 362. Herk. 1087, Hik. 824. Jon 927; Or. 341; Herk. 698 ἄκυμον βίοτον, Alk. 91; μετακύμιος ἄτας; γαληνίζειν z. B. φρένα fr. inc. 1064, J. T., 345; Or. 727 etc. vergl. Alexidis com. Mein. 3, 477.

[67]) Hek. 1081, Troad. 686, Jon. 966, Hik. 1269, Hipp. 315; vergl. die erschöpfende Dissertation von Elimar Schwartz, de metaphoris e mari et re navali petitis quaestiones Euripideae. Kiel. 1878.

[68]) Löwe: Phoen. 1573, Or. 1401, Med. 187, 1342, Hel. 379, J. T. 1142 etc.; Schlange Androm. 217, Or. 1406; Waldeber Phoen. 1380, Or. 1460 u. s. f.

[69]) Hek. 178, Hipp. 828, Hik. 1046, Bakch. 748. 957, 1090 etc.

[70]) Immer wieder bricht die Freude am Licht hindurch, die mit der Freude am Leben identisch ist: Or. 1523, Hek. 168, 364, 435, Alk. 395. 868, Iph. Anl. 1218, 1250, 1509 etc.

[71]) Auch Beseelungen anderer Art zeigen hochgradige Sentimentalität, wie der Wunsch Hek. 836: »O dass in diesen Händen, diesem Arm ein Laut mir wohnt', im Haar des Hauptes und der Füsse Tritt — dass alle weinend deine Knie' umklammerten« u. s. f., vergl. Phoen. 1384, 1440.

[72]) Woermann S. 47.

[73]) Schlichtere Wendungen s. El. 59, Androm 91, Iphig. T. 42.

[74]) Woermann S. 48 u. 49.

[75]) Droysen a. a. O. II² S. 21.

[76]) Vergl. Xenophon memorab. I, 1, 12. Lehrs popul. Aufs. S. 135 liest wohl zu viel in die Phädrosstelle hinein.

[77]) Unberechtigte allgemeine Folgerungen zieht Lotze aus diesem Satze im Mikrok. III, S. 292.

[78]) Nur in diesem Sinne lässt sich von einer Naturverachtung bei den Alten, d. h. bei vielen Philosophen, also von einer Verachtung der Naturwissenschaft reden, — wie es Schultze gethan hat in seinem Aufsatze »über die Entstehungsgeschichte der Naturverachtung« Kosmos III. Jahrg. 1879, 4. Heft, Juli p. 245 ff., ohne aber Naturerkennen vom Naturempfinden zu trennen, indem er eine »so hochgradige Naturverachtung« nachweist, »die wir geschichtlich wohl zu erklären, nicht aber — und glücklicker Weise nicht gemütlich nachzuempfinden verstehen«.

[79]) Vergl. bes. vom Meer und der Schifffahrt: Resp. III 3 p. 389 D, VI, 4, V p. 472 c. 17; Politic. p. 266, 302, Phaedr. p. 264 A, Phaedo 85 D, p. 99 D; Phileb. p. 29 B, Protag. p. 338 A, Euthyd. p. 293, Laches p. 149 B, Phileb. p. 137, Legg. VII p. 803 etc., von der Jagd Soph. 226—241, Bienen Theaet. p. 163, Kratyl. 401, in ähnlichem Sinne von andrängenden Wogen resp. V. 4 p. 441, p. 453 etc.

[80]) Vergl. Woermann, über den landschaftl. Natursinn S. 65 ff., die Landschaft in der Kunst der alten Völker, München 1876 S. 201 ff., Helbig, Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei, Leipzig 1873, kap. XXIII, S. 269 ff. Dass aber die Behauptung S. 271, es sei in der vorhellenistischen Zeit das Naturgefühl »vollständig naiv und ohne jegliche Beimischung von Sehnsucht« geblieben, einer Einschränkung bedarf, glaube ich erwiesen zu haben; vergl. über die Liebe zum Landleben im Gegensatz zur Stadt Thuk. II, 14, 16, 65, Isokr. areopog. § 52; Pausanias IV, 73 (von den Eleern); Xen. ökon. 5. Stob. Floril. 56, Mein. II p. 334 ff. Her-

mann, Lehrbuch der griech. Privataltertümer, 2. Aufl. von Stark, Heidelberg 1870, S. 99 Anm. 2, S. 100 Anm. 16.

[81]) Helbig a. a. O. S. 272 ff.

[82]) Vergl. Becker Charikles II, 403, Boetticher, Baumkurtus der Hellenen, S. 179 u. 278.

[83]) Helbig a. a. O. S. 274 ff.

[84]) Rohde, der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876, S. 119.

[85]) Rohde a. a. O.

[86]) Dilthey, de Callimachi Cydippa Lips. 1863, vergl. besonders p. 78 p. 129.

[87]) Becker, Ckarikles II, 405, 10.

[88]) Becker, Charikles I, 326, Rohde S. 162, Anm. 3.

[89]) Uhland, Schr. zur d. Dichtg. u. S. Bd. 5, S. 130.

[90]) Spanisches Liederbuch von E. Geibel und P. Heyse.

[91]) Die Macht des Eros unter dem Bilde des Feuers wird seit Euripides (z. B. Hippol. 525) immer häufiger; vergl. II, 26, 29, 131—133, VII, 56, 102; III, 17, XI, 52; Mosch. Ἔρως δραπέτης 22 ff. Sophokles schildert seine Herrschaft über Land und Meer in dem bekannten Chorliede Antig. 781.

[92]) Ähnliches im deutschen Volksliede Uhland Schr. zur d. D. u. S. III (Volksbl. II) p. 216 ff.

[93]) v. 10 *χιονέας σαρκός*, v. 11 *καὶ τὸ ῥόδον φεύγει τῶ χείλεος*, v. 25 *μάζοι χιόνεοι;* v. 62 *φυλλὰς ἔρημα*, v. 68 *βάλλε δὲ νιν στεφάνοισι καὶ ἄνθεσι πάντα σὺν αὐτῷ, ὡς τῆνος τέθνακε καὶ ἄνθεα ταῦτ' ἐμαράνθη*, vergl. trag. fr. adesp. 480 Nauck p. 727 *ἅπαντα θάλλει καὶ πάλιν μαραίνεται.*

[94]) Vergl. Esai. Tegnér, Frithjofs Sage, übersetzt von Leinburg, 11. Aufl., no. 64 S. 165, im Anschluss an die jüngere Edda, übers. von Simrock, p. 282.

[95]) Bienen I, 879, II, 130, Tauben und Habicht I, 1049, II, 934, IV, 485, Wolf I, 1243, II, 123, Stiere II, 88, 662, IV, 468; Bremse III, 276, Ross 1259, Eber 1351; Hindin IV, 12, Vögel 240, Herden 675, Delphin 933, Möwen 966, Schwäne 1299, Jagdhunde 1393, Ameisen 1452, Drachen 1541, 1641; Naturwunder I, 1142, III, 223, IV, 1286, 1365; eine Verwandlung IV, 603, 1423.

[96]) Naeke opuscula II p. 118 squ.

[97]) Rohde a. a. O. S. 66.

[98]) Eine Nachahmung scheint IV, p. 127 no. 47 adesp. zu sein.

[99]) So bittet er auch no. 125 die Leuchte, die sonst sein Liebesglück beschienen, zu verlöschen, wenn die Ungetreue mit einem andern kose, ebenso Meleager I p. 30 no. 102.

[100]) Oersted, der Geist in der Natur, 3. Aufl., Leipz. 1850 S. 65 ff. Sehr richtig fügt er der Gefühlsschilderung hinzu: »Dem ganz Ungebildeten wird der Gegensatz zwischen dem lichten Himmelsgewölbe und der dunklen Erde, die Stille und die daraus entspringende Seelenruhe nicht fremd sein

können . ., aber die von dem wissenschaftlichen Denken befruchtete Einbildungskraft sieht durch das Sternenlicht die Ewigkeit schimmern und wird fühlen, dass Grösse, Leben und Gedankenfülle des Daseins, kurz dessen mächtiger Gottheitsinhalt in seine Seele hineinstrahlen muss mit dem Himmelslicht, dass sein Auge trifft . .; es hat die Auffassung der Natur, bei der wir uns von ganzer Seele ihrem Genusse hingeben, eine desto grössere Kraft und Fülle, je mehr wir die Bildung dazu mitbringen, welche nur durch das wissenschaftliche Denken oder doch durch dessen wohlverstandene, im Zusammenhang begriffene Ergebnisse erworben werden kann«.

[101]) Vergl. das so recht modern gedachte no. 94, in dem er den Becher beneidet, den Zenophila zum Munde führt:

Dieser Becher bringt mir frohe Kunde,
Sagt mir, dass er sel'ge Wonne spürt,
Seit Zenophila mit süssem Munde
Trinkend seinen Rand berührt.
Sei du selig!
Mir ist's nur genug,
Wenn ich meinen Mund im Kuss vermähle
Ihrem Munde, und sie meine Seele
Lipp' an Lippe trinkt in einem Zug. Brandes.

Jacobs richtiger: Glücklicher! — Tränke die Seele sie mir so durstigen Zuges Lippen an Lippen gefügt, ohne zu atmen, hinab!

ὄλβιον. εἴθ' ὑπ' ἐμοῖς νῦν χείλεα θεῖσα | ἀπνευστὶ ψυχὰν τὰν ἐν ἐμοὶ προπίοι, vergl. Agathias no. 16 IV p. 9.

[102]) Die Pointe verkennt Brandes S. 88.

[103]) Im Tone des Epitaphs auf Bion: no. 124 p. 37, v. 3

ἦ γάρ δὴ καὶ πέτρος ἀνέστενεν, ἁνίκ' ἀπ' οἴκων
ἅλικες οἰμωγᾷ σὸν νέκυν ἀχθοφόρευν.

[104]) Schön, aber doch zu frei ist die Übersetzung bei Brandes S. 92, z. B. im ersten Vers:

Nun der Winter hat das Feld geräumt,
Und die Frühlingssonne wieder lacht,
Nun die Blumen, die so lang geträumt,
Von der Vögel erstem Gruss erwacht,
Nun die grüne Au
Glänzt im frischen Tau,
Wird die Rose auch des Lenzes Küssen
Ihren Busen bald erschliessen.

Oder im letzten:

Da die Frühlingssonne wieder lacht,
Da der Hirt auf neue Weisen sinnt,
Da die Blume, aus dem Schlaf erwacht,
Da die Nachtigall ihr Lied beginnt,
Und von Wonne voll
Ist die Welt, da soll

Bei des Frühlings Rauschen, Blühen und Klingen
Nicht beglückt der Dichter singen?

[105]) Lehrs, populäre Aufsätze, 2. Auflage, S. 135.

[106]) Rohde a. a. O. S. 278 ff.

[107]) Dass man auch dies »Hauptmerkmal modernster Sentimentalität« den Alten abgesprochen hat, bedarf eigentlich nicht der Erwähnung; es ist aber immerhin lehrreich zu sehen, zu welchen Ergebnissen apriorische Abstraktionen, die jeder Basis entbehren, gelangen können. So heisst es ganz apodiktisch z. B. bei Fritz Meisner im neuen Schweizer. Mus., 6. Jahrg. 1866 p. 117: »Den Alten fehlte ganz die Poesie der Ruinen, die Trauer des Herzens über vergangenes Glück, das melancholische Versenken in eine ideale Vergangenheit.«

[108]) Vergl. Koberstein, über die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt, Weimar. Jahrbuch I S. 73—100, Nachtr. von Koehler S. 479—83.

[109]) Woermann, die Landschaft in der Kunst der alten Völker, S. 534.

[110]) Die Beseelungen vom Lachen, Schlafen und Schweigen kehren immer wieder, so z. B. im Hymnus des Dionysios II, 230 no. 2 auf Apollon; es klingt an Aristophanes Thesmophor. an, wenn er beginnt *εὐφαμείτω πᾶς αἰθήρ | γῆ καὶ πόντος καὶ πνοιαί. | οὔρεα, τέμπεα, σιγάτω | ἦχοι φθόγγος τ'ὀρνίθων κ. τ. λ.*

[111]) Rohde, S. 3.

[112]) Rohde, S. 508

[113]) Jahn, aus der Altertumswissenschaft, populäre Aufsätze Bonn 1868 S. 53—74.

[114]) Vergl. die Liebesexercitien I, 13, 32; II, 11, 38; III 13 u. 14.

[115]) Rohde, S. 511.

[116]) Es ist ganz interessant, wie die byzantinischen Dichter in sklavischer Nachahmung sich auch in diesem Wunschmotiv an ihre »Vorbilder anschliessen, man vergl. Niketas Eugen II 332 (Hercher erot. script. II p. 458) mit dem Anakreont. 22. In den Volksliedern des »Wunderhorn« III, S. 109 haben wir die wörtliche Übersetzung. Heisst es im Anakr. *ἐγὼ δ'ἔσοπτρον εἴην | ὅπως ἀεὶ βλέπῃς με | ἐγὼ χιτὼν γενοίμην | ὅπως ἀεὶ φορῇς με* und bei Niketas: *ἐγὼ δ'ἔσοπτρον εὑρεθείην, Ζεῦ ἄναξ, | ὅπως ἀεὶ βλέπῃς με σύ, Καλλιγόνη· | χιτὼν γενοίμην χρυσόπαστος ποικίλος, | ὅπως ἔχω σου θιγγάνειν τοῦ σαρκίου,* so lautet es im deutschen Liede:

Wollt' Gott, wär' ich ein lauter Spiegelglas,
Dass sich die allerschönste Frau
All Morgen vor mir pflanzieret,
Wollt' Gott, wär' ich ein seiden Hemdlein weiss,
Das mich die allerschönste Frau
An ihrem Leibe trüge.

Übrigens begegnen auch sonst in den sogen. »Volksliedern« antike Reminiscenzen wie die Göttinnen Diana, Echo, Aurora, und wie besonders Amor, vergl. das Lied II p 396:

Als ich verwichen lag in sanfter Ruh,
Da klopft's an meine Thür
Und kommt auch zu mir
Ein kleiner Bu'

mit Anakreont. 31 *μεσονυκτίοις ποτ' ὥραις . . Ἔρως ἐπισταθείς μευ | θυρέων ἔκοπτ' ὀχῆας κ. τ. λ.*

[117]) I, 23 sucht er die innere Glut durch kaltes Wasser zu löschen, vergl. Mus. Hero u. Leand. v. 211.

[118]) Rohde, S. 512.

[119]) Vergl. Libanios' Schilderung des Frühlings IV p. 1052: *καί τις ἐφ' ὑψηλοῦ, βλέπων μὲν εἰς τὴν ἤπειρον, βλέπων δὲ εἰς θάλατταν, οὐχ ἧττω ἂν τὴν εὐφροσύνην ἀπὸ ταύτης ἢ ἀπὸ τῆς ἠπείρου καρπώσαιτο. ἀνοίγνυται τότε καὶ ἡ θάλασσα τοῖς πλωτῆρσιν κ. τ. λ.*

Inhalts-Verzeichnis.

Druck von Schmidt & Klaunig in Kiel.

Die

Entwicklung des Naturgefühls

bei den

Griechen und Römern.

Von

Alfred Biese,

Dr. phil.

Zweiter Teil:

Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Römern.

Kiel.

Lipsius & Tischer.

1884.

Die

Entwicklung des Naturgefühls

bei den

Römern.

Von

Alfred Biese,

Dr. phil.



Kiel.

Lipsius & Tischer.

1884.

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche der erste Teil dieser Schrift, 'die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen' Kiel, Lipsius & Tischer 1882, seitens der fachwissenschaftlichen Kritik und auch mancher belletristischen Zeitschrift erfahren hat, war mir ein Sporn, auf dem betretenen Wege weiter zu schreiten, der schliesslich zu einer Entwicklungsgeschichte des modernen Naturgefühls führen möchte. Die Phasen der dem Modernen zustrebenden Bewegung aufzuweisen, war auch hier neben einer objektiven Darstellung des römischen Naturgefühls selbst meine Hauptaufgabe; allem und jedem unsere heutige Empfindungsweise gegenüberzustellen, durfte ich dem Leser überlassen; ich beschränkte mich auch in den Schlussbetrachtungen auf das Wesentlichste, da ich sonst den späteren Untersuchungen hätte vorgreifen müssen. — Die Übersetzungen boten auch hier manche Schwierigkeiten, denn gerade bei solchen Arbeiten erkennt man so recht, wie es eigentlich eine Unmöglichkeit ist, wort- und sinngetreu, ohne Änderung des Kolorits, in eine fremde Sprache zu übertragen; ich zog oft die wörtlichere Übersetzung der eleganten vor; die metrischen entlehnte ich den bekannten Werken von v. Knebel (Seydel), Heyse, Eberz, Hertzberg, Voss (Geibel), Wolff, Wölffel, Bothe u. a.; ich bemerke dies ausdrücklich, da manche Ausstellungen, die an den Übersetzungen des ersten Teils gemacht sind, mich selbst nur indirekt

treffen und eigentlich an die Adresse von Droysen, Donner u. a. zu richten waren. Den lateinischen Text gab ich nicht immer in extenso, sondern oft beschränkte ich mich, besonders bei den bekanntesten, jedem Fachgenossen geläufigen Schriftstellern, auf die signifikantesten Stellen, um das mir so wie so unter den Händen anschwellende Buch nicht noch umfangreicher zu machen.

So möge denn auch diese Schrift mit dem Wunsche in die Welt hinausgehen, dass sie unter den Fachgenossen, soweit sie des Geschmackes an ästhetischen und kulturhistorischen Problemen des Altertums nicht entbehren und trotz der alles beherrschenden Kleinarbeit auch die allgemeinen Ziele nicht aus den Augen verlieren, sich Freunde erwerbe, die Gunst der liebenswürdigen Recensenten des ersten Teils sich erhalte und unter den Gebildeten weiterer Kreise, die noch Interesse für das klassische Altertum sowie für Poesie überhaupt besitzen, geneigte Beachtung finde*).

---

*) Wie langsam aber neu erkannte Wahrheiten durch alte Vorurteile hindurchsickern, zeigen Ausführungen neuesten Datums, die noch immer dem Altertum jede moderne Empfindung für die Natur, sowie eine Landschaftsmalerei und Landschaftsgärtnerei absprechen, wie z. B. Lessing, Welttheater Nationalztg. 17. Mai 1883; Biedermann beschränkt sich in seinem Aufsatze 'die Natur als Gegenstand poetischer Darstellung und Empfindung' (Nord und Süd Juli 1883) auf eine Gegenüberstellung der Odyssee und des Werther (!), um den Unterschied antiken und modernen Naturgefühls darzulegen. Winter (Progr. Harburg 1883) 'Beiträge zur Geschichte des Naturgefühls' kennt nicht einmal die Arbeiten von Hess und Wörmann; Wert hat der Abriss über die Zeit von Opitz bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhundert's. Sittl, Gesch. d. griech. Lit. I, S. 3 citiert meine Schrift in einem Zusammenhange, der deutlich zeigt, dass er sie nicht gelesen hat.

Kiel, im December 1883.

Alfred Biese.

Erstes Kapitel.

Das mythologische Naturgefühl und die Poesie im ersten Zeitalter der Republik.

Die tiefere, verständnisvolle Erkenntnis alles Kunstschönen beruht wesentlich auf einem inneren Nachschaffen, auf einer Reproduktion; die Erkenntnis des Naturschönen bedingt eine nicht minder rege geistige Thätigkeit des Schauenden, denn die Natur wird nur schön durch das, was wir selbst von unserem Ich in sie hineintragen. Soll die schlichte Bewunderung zu einem tieferen Verständnisse, zu einem höheren Genusse führen, so ist dies nur möglich bei einer nicht geringen Bildung des Geistes und des Herzens. Der Mensch versteht völlig und aus dem Grunde nur das, was er in sich selbst erlebt. Die tote landschaftliche Natur erhält nur Leben durch Symbolisierung nach Form und Inhalt, d. h. durch Übertragung der eigenen Körperformen und der eigenen seelischen Regungen auf die Erscheinungswelt, durch anthropomorphische oder anthropopathische Deutung der Naturphänomene.

Wie einst mit flehendem Verlangen Pygmalion den Stein umschloss,
Bis in des Marmors kalte Wangen Empfindung glühend sich ergoss,
So schlang ich mich mit Liebesarmen Um die Natur mit Jugendlust,

Bis sie zu atmen, zu erwarmen Begann an meiner Dichterbrust,
Und teilend meine Flammentriebe Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuss der Liebe Und meines Herzens Klang verstand.
Da lebte mir der Baum, die Rose, Mir sang der Quelle Silberfall;
Es fühlte selbst das Seelenlose Von meines Lebens Widerhall.

Schiller, die Ideale.

Der Zauber einer Landschaft besteht nur darin, dass sie uns wiederzustrahlen scheint, was wir selbst an Geist, Gemüt, Stimmung in sie hineingelegt haben.

Sich selbst nur sieht der Mensch im Spiegel der Natur,
Und was er sie befragt, das wiederholt sie nur.

Rückert.

In der Art nun, wie ein Volk oder ein Mensch die Natur betrachtet, wie er Bezüge entdeckt zwischen der eigenen Seele und der im steten Wechsel doch ewig gleichen, immer schaffenden und immer zerstörenden Natur, verrät sich seine ganze Individualität. Bei den Griechen war die Entwicklung des Naturgefühls den Wandlungen ihres Geisteslebens durchaus analog. Ein Gleiches werden wir auch bei den Römern erwarten müssen. Aber diese standen von vorneherein der Natur anders gegenüber als die Griechen, und das beruht eben auf der Grundverschiedenheit der Charakteranlage beider Völker. Den Griechen mit ihrem hellen Blick und ihrer Empfänglichkeit für alles Ideale war ein künstlerischer Zug und ein spekulativer Trieb angeboren; sie sind ein Volk der Phantasie und des Gedankens, aber die Römer mit ihrer wesentlich praktischen Begabung, ihrem nüchternen Realismus sind ein Volk des Verstandes und des Handelns; ihre genialen Leistungen liegen nicht auf dem Gebiete des Schönen, der Kunst, sondern sind der Staat und das Recht. Die Naivität im Sinne der heiteren griechischen Welt, eines seligen Homerischen Kindheitsalters blieb den Römern

stets fremd; in jeder Hinsicht ist ihr Geistesleben ein reflektierteres, subjektiveres. Man hat das Wesen des Antiken in dem Dunkel der Empfindung, in dem Umschleierten des Gefühls, in dem völligen Zurücktreten der Persönlichkeit vor dem Objekt finden wollen im Gegensatze zu dem schwankenden, schillernden Halbdunkel des modernen Empfindens und romantischer Gefühlsseligkeit — aber naiv blieb selbst das Hellenentum nur eine kurze Spanne Zeit; hat es auch nie die wilden Schösslinge moderner Sentimentalität gezeitigt, die Keime zu jener liegen im Hellenismus und in der Kaiserzeit deutlich vor; bei den Römern überwiegt von vorneherein die Reflexion, das Gedankenmässige die Phantasie und das Gefühl; während bei den Griechen ein glücklicher 'genialer Instinkt' fast unbewusst die Götterwelt und die herrlichen Denkmäler der Kunst und Literatur schuf, ist bei den Römern alles abstrakter, bewusster, berechneter angelegt, scheint in der römischen Dichtung 'die subjektive Stimmung durch immer durchsichtiger werdende Hüllen der Seele hindurch'; ist ihr Kunstwert auch ein viel geringerer, die Bewegung zum Modernen hin setzt sich fort; die Dichter der Glanzzeit römischer Kultur muten uns verwandter, weil moderner an als die des klassischen Griechenlands. — Die Religion der Römer ist nicht eine Schöpfung der im Glauben dichtenden und im Dichten glaubenden Phantasie wie bei den Griechen, sondern das Produkt des reflektierenden Verstandes, der das Verhältnis zu den Göttern wesentlich als ein Rechtsverhältnis betrachtet und das Sittliche mit dem Nützlichen und Zweckmässigen identificiert. Der Römer liess den Grundgedanken in seiner ursprünglichen nackten Starrheit stehen, hielt den Begriff fest und litt es nicht, dass die Form ihn verdunkelte [1]), während der Grieche alle Anschauung in Handlungen lebensvoller idealer Wesen umsetzte. 'Schwerblütiger und von beklommenerer Stimmung der Phantasie lassen sie sich weniger leicht — als die Griechen — an dem farbigen Abglanz des Lebens genügen, hinter dem schon ihr religiöser Glaube ein Netz dunkler Zu-

sammenhänge der Dinge sah, rätselhafter Beziehungen, die um so mehr auf das menschliche Dasein drückten, als kein lebensfroher Götterkreis, aus dessen nachfühlbaren Gewohnheiten sie hätten verständlich werden können, der Welt einen Abschluss versöhnender Schönheit gab'.[2]) Während der Grieche durch die Anschauung der Naturphänomene zum dichterischen Gestalten angeregt wurde und so die lieblichsten Märchen, die sinnreichsten Mythen und zugleich vollendet schöne Götterbilder schuf, überwog bei dem Römer die Scheu vor den übersinnlichen Mächten, die religio, die Thätigkeit der Einbildungskraft und zwang ihn zu einem Kultus, der eines feierlichen Ernstes, geheimnisvoller Ahnungen zwar nicht entbehrt, aber auch überreich ist an Blüten ängstlichen Aberglaubens, wie Zauberformeln, Ceremonien, Beschwörungen u. s. f., so dass die Religion immer mehr in einem peinlichen und kleinlichen Formalismus erstarrte. 'Überall sind die Wunder der Natur und des Lebens wohl ein Anlass zu Opfern und Weissagungen, in denen der Priester und Seher sie zum Frommen des Gemeinwesens technisch und praktisch ausbeutet, aber nirgends begegnet man jenem poetischen Drange des Herzens und der Einbildungskraft, welcher, in die Anschauung und das Gefühl für diese Wunder versenkt, Religion und Geschichte mit den idealen Gestalten der Dichtung belebt hätte'.[3]) Es war in dem Charakter der Römer begründet, dass sie den Übergang von der dumpfen, ahnungsvollen Verehrung der Segen oder Vernichtung bringenden Naturgewalten zum Glauben an sittliche Mächte, an eine sittliche Weltordnung viel rascher und intensiver vollzogen als die Griechen, wenngleich die ursprüngliche naive Naturreligion durch die tempellose Verehrung vieler Gottheiten in heiligen Hainen, auf Bergen, an Seen und Bäumen, als den Stätten der göttlichen Wesen, und durch manchen Götterkult deutlich hindurchschimmert. Die konkreten Naturgottheiten des naiven Volksglaubens wurden früh zu sittlichen Abstraktionen, zu denen im Laufe der Jahrhunderte immer mehr Personifikationen von toten All-

gemeinbegriffen, wunderliche Allegorieen hinzutraten. Vor allem aber wurden die latinisch-sabinischen Gottesideen immer mehr und mehr von fremden Kulten, wie denen der Griechen, Ägypter und Orientalen übersponnen, ja schliesslich fast gänzlich überwuchert. —

Aus dem Himmelsvater Jupiter, dem Gebieter über Blitz und Donner, Wolken und Regen, wird der beste Vater der Menschen, der Schirmherr des Rechtes, der Treue und Wahrheit.

Ihm zur Seite steht die weibliche Lichtgöttin, Juno, die Königin im Reiche der Frauen.

Voll und ganz gehörte Mars ursprünglich dem Naturleben an als der Gott des männlichen Naturtriebes, des alle Knospen in Feld und Wald sprengenden Frühlings; Bäume waren ihm heilig, dann der Wolf und der Specht, der Vogel der Waldeinsamkeit, und aus dem picus Martius ward ein eigener Walddämon, ein ländlicher Schutzgott, der die Wellentochter Canens liebt, 'die nichts weiter ist als eine Personifikation des Gesanges in seiner ältesten Wirkung und Bedeutung, wie er aus den Stimmen der Natur, aus Wäldern, Flüssen und Quellen in süssen und lockenden Klängen hervortönt als Gesang der Musen und Nymphen, als Orakel oder als Zauber — wofür die Römer immer ein abergläubisches Ohr hatten'.[4]) —

Echt italisch ist Faunus, der Holde, der gute Geist der Berge und Triften, den man im freien Felde oder in Höhlen und Hainen verehrte. Verliebt, ist er tückisch; mit gewaltiger Stimme ruft er aus dem Walde, dass die Herzen erbeben, oder sendet auch allerlei dämonische Plage im Schlaf und im Traume; wie Rübezahl mit seinem Spuk bleibt aber auch er gutmütig. Neben ihm steht Frau Hulda, Fauna, die keusche Mutter Erde, die der Wald- und Berggeist im Frühling befruchtet und trunken macht, so dass die Quellen wieder strömen und die Blätter wieder rauschen und die ganze Natur vom Taumel der Liebe ergriffen wird. — Ein struppiger, neckischer, doch freundlicher Alter, der im Dickicht des Waldes haust, Fichten und Eichen und die An-

pflanzungen der Menschen hütet, ist Silvanus. Die sabinische Feronia, die blumenbekränzte Jungfrau, ward zur Venus, zur Göttin des Frühlings und Gartens, aller Blüten, alles Naturreizes mit Inbegriff seiner Vergänglichkeit: ein Bild der sprossenden und treibenden, absterbenden und in neuer Pracht wieder erblühenden Vegetation. Zahlreich sind die Gottheiten der Agrikultur, von der bona dea bis zu den Genien herab, die jede einzelne Thätigkeit des Ackermannes, das Pflügen, Eggen, Säen etc. begleiten. Ein Kultus der Quellen, deren Vater der Gott alles Ursprungs, Janus, ist, ist altitalisch; aber der Zug zur See, zu den Wundern des Meeres fehlt; Fluss- und Meergottheiten sind griechisch oder etruskisch.

Es ist eine in der Geschichte der Völker sich oft wiederholende Thatsache, dass nicht bloss mit der sich erweiternden äusseren Macht und der sich hebenden geistigen Kultur die ursprüngliche Sittenreinheit und gediegene Einfachheit der Gewohnheiten schwindet, sondern dass auch neu eindringende Bildungselemente, für welche eine Zeit noch nicht reif ist, eine Gährung hervorrufen, welche eine organische Entwicklung des Nationalen zunächst benachteiligt und hemmt: erst allmählich kann sich ein erspriesslicher Amalgamationsprozess vollziehen.

Die Kunst blieb in Rom immer etwas Fremdes, ‘sie genoss niemals die Liebe, welche das Selbsterzeugte erhält’. Erst in der Zeit, wo der echt römische Charakter zu wanken beginnt und das allgemeine sittliche Leben der Auflösung zu verfallen droht, erwächst eine Kunst, die wesentlich Nachahmung bleibt und selten zu freier, eigener Produktion sich erhebt. Gross sind die Römer, so lange sie sich fest in den Grenzen halten, die ihrem ganzen Wesen entsprechen, so lange sich das Individuum völlig dem Gemeinwesen unterordnet, ja aufopfert — aber ohne Individualität keine

Kunst! Gross sind sie in der langen Reihe der Eroberungskriege, welche aus der kleinen latinischen Gemeinde ein Centrum schufen, dessen Peripherie sich unaufhaltsam ausweitete, gross auf dem Wege zum Ruhm, zur Herrschaft über Italien, über die Mittelmeerländer. Erst der errungene Besitz leitet auch ihren Sinn auf eine schiefe Bahn, die zum Verfalle führen musste. Für die Kunst und Poesie war in den drangvollen ersten Jahrhunderten keine Musse; eine römische Literatur datiert erst von den Zeiten des zweiten punischen Krieges, befruchtet von hellenischem Geiste. — Das Naturgefühl der ältesten Zeit wird sich über den nüchternen Nützlichkeitsstandpunkt nicht erhoben haben; der römische Bauer wird nur Freude über die ertragsfähigen Äcker, die fruchttragenden Bäume, die frisches, kühles Wasser führenden Quellen, die Schatten gebenden Laubkronen gehabt haben, ohne dass die Liebe zum Ackerbau sich zur Erkenntnis und zum Genuss des Naturschönen steigerte. Wie rein prosaisch nüchtern, wie gänzlich jedes gemütlichen, poetischen Hauches entbehrend ist die Schrift des M. Porcius Cato über die Landwirtschaft mit ihren Rezepten, Ratschlägen und Beobachtungen! Aber der alte Cato, dieser Typus eines Römers von echtem Schrot und Korn, musste es schon erleben, dass das neue Wesen griechischer Bildung immer mehr um sich griff und den nationalen Boden unterminierte; er stemmte sich umsonst mit der ganzen Kraft seiner hartnäckigen, eisernen Natur gegen den Strom der Zeit; charaktervoll — wenn auch beschränkt — hat er wacker gestritten sein Leben lang; aber die Saat von Hellas ging doch auf und trug auch allmählich Frucht trotz all seines konservativen Eiferns und der Strenge seiner Censur.

Es ist nun nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie die ersten römischen Dichter Motive der Natur entlehnen, und wie sich nach und nach ein stereotyper Schatz an Bildern herausbildet, der die Sprache aus der rhetorischen Prosa allmählich zu annähernd poetischem Schwunge emporhebt. Der Mangel an einer Mythologie im Sinne der Griechen schloss ein Volksepos

aus; da überhaupt die Poesie nicht aus einem inneren Dichtertriebe hervorging, sondern auf Nachbildung beruhte, war ihr nicht ein Entwicklungsgesetz immanent wie bei den Griechen, sondern die Willkür der Nachahmung ist das Bestimmende; erst seit dem Ende der Republik und in der augusteischen Zeit lässt sich, namentlich in der Elegie, ein genetisches Fortschreiten, eine Entwicklung aufweisen. — Womit die Griechen schlossen, beginnen die Römer. Von den wenigen uralten, steifen und nüchternen Liedern, die bei Festen gesungen wurden, abgesehen, ist das Drama das erste poetische Kunstprodukt. Auf einen empfänglichen Boden war der Same gefallen, den Livius Andronicus mit seinen Tragödien und Komödien ausgestreut hatte; schon Naevius bekundet gegenüber den 'handwerksmässigen Leistungen'[5]) seines Vorgängers einen Fortschritt; doch ist aus den geringen Bruchstücken wenig für unsere Frage zu gewinnen. Nur genannt, nicht geschildert werden von Livius hohe Berge, winterliche Gefilde, das grosse Meer und die Kastalia, die über Steingeklüft hingleitet, von Naevius ein dichter Wald, dessen Bäume frundiferi loci ingenio (i. e. natura, sua sponte) von selbst ungesäet dem Boden entsprossen sind, ein schneller Bach — im Gleichnis (42) — und der Strymon, an dem die Bakchen sich lagern fr. XVI (44); eine Schilderung der Mittagsschwüle, die den Glanz der Sonne trübte, enthält fr. XXII (51): Jam solis aestu candor cum liquesceret. — Doch der erste, wirklich populäre 'classische' Dichter der Römer ist Ennius. Die Geschmeidigkeit und Anmut des Griechen paarte sich bei ihm mit 'treuherziger Kraft und Reinheit der Gesinnung'. Ein Freund der Scipionen, eines M. Fulvius Nobilior, der Fabii und Marcelli stand er mitten in der grossen bewegten Zeit des zweiten punischen Krieges als der römische Homer, als der Epiker par excellence da. Seine annales waren durchglüht von Begeisterung für die welthistorische Bestimmung Roms. Und kräftig regt der junge Adler die Schwingen; die schwerfällige Form des lateinischen Ausdrucks unternimmt der kühne

Dichter in die fliessenden Rhythmen der Griechen zu fügen, er wird Bahnbrecher einer neuen Kunstrichtung, Gesetzgeber für Sprache und Vers und für kraftvolle, farbenreiche Schilderung. In der Tragödie ahmt er den grossen griechischen Meistern nach, unter denen aber besonders seiner Individualität der grübelnde, reflektierende Euripides zusagt. Seine Diktion ist schwungvoll, besonders in signifikanten Epithetis, die er den Substantiven beilegt. Am häufigsten wird der Himmel erwähnt, der 'ausgestattet ist mit blitzenden Sternen' caelum stellis fulgentibus aptum (ann. 30. 162), cum ingentibus signis (219); nicht unpoetisch variierend nennt er ihn auch 'die bläulichen Himmelsräume' caeli caerula templa (50 und 66) oder 'die ungeheure Himmelspforte dröhnt vom Donner' CXXX . . quem super ingens Porta tonat caeli; er ist die Wohnung des 'weithin donnernden Zeus' LXX oder der Himmlischen, wie er trag. 227 angerufen wird: O magna templa caelitum, conmixta stellis splendidis, (trag. 421) oder er wird mit Zeus identificiert trag. 40: Siehe die glänzende Höhe, die alle als Zeus anrufen: Aspice hoc sublime candens, quem invocant omnes Jovem. 'Dichter Staub fliegt durch die Weite des Himmels' pervolat caeli fretum trag. 31; satur. 3: 'Von dort sehe ich die klaren . . Ränder des Äthers' inde loci liquidas pilatasque aetheris oras Contemplor. Die Nacht wird geschildert als 'geschmückt oder umgürtet mit brennenden Sternen' ann. 343: hinc nox processit stellis ardentibus apta und 416: Nox quando mediis signis praecincta volabit. Von dem sternfunkelnden Gespann ist in dem Liede der Andromeda trag. fr. I (131) die Rede, wo sie in ihrer Einsamkeit den Tag heranwünscht: quae cava caeli signitenentibus conficis bigis (wahrscheinlich ist mit Ribb. signitenentis zu schreiben), vgl. Eurip. fr. 114 (I Dind.) Angerufen wird sie in den Eumeniden II (183) als des Erebos dunkelhaarige Tochter: Erebo creata fuscis crinibus Nox, te invoco; 'die tiefe, totenstille Nacht' ann. 106: nox intempesta. Das Morgengrauen schildert ann. LXXXIV: 'Darauf öffnete das glänzende Rad mit seinen Strahlen

den Himmel': Inde patefecit radiis rota candida caelum; den Tag 157: 'darauf leuchtete das glänzende Licht', tum candida lumina lucent. Als Romulus und Remus den Vogelflug beobachten, sinkt die helle Sonne schon ins Dunkel der Nacht zurück, dann aber bricht sie golden heraus, als der Vogel zur Linken erscheint: ann. 92:

Interea sol albus recessit in infera noctis.
Exin candida se radiis dedit icta foras lux
Et simul ex alto longe pulcherruma praepes
Laeva volavit avis: simul aureus exoritur sol.

Das Meer mit den felsenbrechenden Wellen, mare saxifragis undis, begegnet uns ann. C., mit den segelflüchtigen Schiffen, navibus velivolis, 380 (velivolantibus fr. 89), als salzige graue Ebene com. 2 aequora salsa, aequora cana ann. 476; ann. 377 wird kühn das bläuliche, vom Ruderschlag schäumende Meer von gelblichem Marmor genannt:

Verrunt extemplo placidum mare marmore flavo;
Caeruleum spumat sale conferta rate pulsum;

auf die Schönheit des Ausdrucks macht Gellius (s. Ribb.) aufmerksam, da er die Mischung von grün und weiss trefflich wiedergebe.[6])

Das Gewitter findet auch seine kühne, volltönige Schilderung ann. 417: .. interea fax Occidit oceanumque rubra tractim obruit aethra: inzwischen sank die Fackel herab und übergoss nach und nach mit rötlichem Hellblau das Meer; bei den 'hohen, feuchten Wolken' wird geschworen trag. 5, aus denen der Regen mit wildem Ton und Hauch hervorbricht. Trocken ist die Schilderung des Waldes 193 und der Jahreszeiten 406.

Ein ausführliches Gleichnis von dem Pferd, das der Fesseln ledig durch die blauen, blühenden Wiesen mit erhobener Brust, schnaubend und den Schweif schüttelnd, dahin läuft, entlehnt er ann. 507 dem Homer fast wörtlich Il. *Z* 506, so auch ann. 423 von den Winden, die gegen einander stürmend die Fluten im weiten Meere aufzuregen wetteifern, vgl. etwa Il. IX, 4; vielleicht auch vom Wogen der Schlacht heisst es trag. 30: Ita magni

fluctus eiciebantur 'so erhoben sich grosse Wogen'. Eisen und Stein sind auch ihm ein Bild der Gefühllosigkeit trag. 101: sed quasi ferrum aut lapis Durat, rarenter gemitum conatur trahens; vgl. trag. 174 lapideo corde 'von steinernem Herzen'. Wirklich hochpoetisch ist die alliterierende Zeile trag. 332:

Lumine sic tremulo terra et cava caerula candent:
So glänzen in zitterndem Licht die Erde und die bläulichen Himmelswölbungen.

Doch der Zusatz ist rätselhaft. War es ein Preis der Schönheit der Natur? oder ein Vergleich: 'Gerechtigkeit oder Tugend durchleuchtet die sittliche Welt sowie das milde Licht des Mondes die Schöpfung!' (Ribbeck). Trag. 366 nennt Teucer die Gunst Telamons, des Aeacus und Zeus das glänzende Licht, das ihm leuchtet: atque hoc lumen candidum claret recti. Übertragungen, metaphorische Redewendungen und Beseelungen sind nicht selten: ann. 144 wird 'bläuliche Wiesen', caerula prata, das Meer genannt; 257: mulserat huc navem compulsam fluctibus pontus 'schmeichlerisch sanft hatte das Meer mit seinen Wellen das Schiff hierher getrieben'. Dem Buchsbaum wird ein bitterer Körper, ein amarum corpus, beigelegt 267. Die Heftigkeit des Kampfes wird 287 als ein Regen von Geschossen geschildert: fit ferreus imber. Wie trag. 226 das Meer wogend 'undans' genannt wird, heisst es bildlich 'die Beute wogt' praeda undat 520. An Äschylos, Prometheus 1001 [7]) erinnert trag. 293: fluctus verborum aures aucupant 'einen Schwall von Worten vernehmen die Ohren'. 'Die breiten Gestade tönen vom Wellenschlag' 382 litora lata sonunt, 'die blauen Fluten heulten' LV caerula salsa ululabant. Die Winde 'rasen': furentibus ventis CXVII; der heitere 'lachende' Himmel wird also geschildert 445:

Juppiter hic risit tempestatesque serenae
Riserunt omnes risu Jovis omnipotentis,

'Jupiter lachte, und heiter lachten alle Lüfte beim Lachen des allmächtigen Jupiter'. Starrer Schrecken ergreift selbst die Natur vor dem dämonischen Wüten des Peliden trag. 214:

Der Scamander hört auf zu fliessen, die Bäume sind regungslos im Winde: Constitit, credo, Scamander: arbores vento vacant.

Trefflich wird die Stille der Nacht geschildert im Scipio IV (10):

Schweigend breitet aus der weite Weltenraum des Himmels sich;
Und Neptun, der wilde, gönnte rauhen Wellen Ruhe jetzt.
Seinen Flügelrossen hemmte ihren Huf der Sonnengott;
Flüsse hörten auf zu strömen, Bäume traf kein Windeshauch.

Mundus caeli vastus constitit silentio,
Et Neptunus saevus undis asperis pausam dedit;
Sol equis iter repressit ungulis volantibus;
Constitere amnes perennes, arbores vento vacant.

Es leuchtet ein: die wirkungsvollsten Effekte sind den griechischen Tragikern entlehnt, wenn wir auch nicht alle Einzelheiten belegen können; direkt übersetzt finden wir besonders Stellen aus der Medea des Euripides. [8]) Das Schicksal der Medea drückt der Amme fast das Herz ab, sie kann es nicht länger tragen und eilt hinaus, es der Erde und dem Himmel kundzuthun 291:

Cupido cepit miseram nunc me proloqui
Caelo atque terrae Medeaï miseras.

Eurip. 57: *ὥσϑ' ἵμερός μοὐπῆλϑε γῇ τε κοὐρανῷ*
λέξαι μολούσῃ δεῦρο Μηδείας τύχας.

Die Anrufe der Götter, der Himmelserscheinungen wie der Örtlichkeiten ist echt Euripideisch; so fr. XIX (318): O Sonne, die die glänzende Fackel am Himmel emporhebt,

Sol qui candentem in caelo sublimat facem.

Vgl. Med. 764 und XXI (321): ‘O Jupiter und du, erhabener Sol, der du alles schaust, der du Meer und Erde und Himmel mit deinem Licht umfassest, sieh' auf diese That, bevor sie geschieht: hemme das Verbrechen’!

Juppiter tuque adeo summe Sol, qui omnes res
inspicis,
Qui mare terram caelum contines tuo cum lumine,
Jnspice hoc facinus priusquam fiat: prohibessis scelus.
Halten wir das Original Med. 1251 dagegen:

ἰὼ Γᾶ τε καὶ παμφαὴς | ἀκτὶς Ἀελίου, κατίδετε ἴδετε τὰν | ὀλομέναν γυναῖκα, πρὶν φοινίαν | τέκνοις προσβαλεῖν χέρ' αὐτοκτόνον,

so tritt die Vergröberung der lateinischen Version gegenüber der griechischen recht deutlich zu Tage: Medea vollbringt ihr blutiges Werk im Hause, der Chor wünscht, dass ein Strahl der Sonne, ein Blick der Erde das dämonische Weib treffen möge, ehe sie die mörderische Hand an die eigenen Kinder legt. — Als Zeugen werden einmal ann. 23 die 'weiten afrikanischen Fluren' angerufen: testes sunt Lati campi, quos gerit Africa terra politos; willkommen heisst die vom Leben Abschied nehmende Polyxena in der Andromache II (101) die Acherusischen Wohnungen des Orcus, das dunkle Todesreich: Acherusia templa alta Orci . . salvete, infera
Pallida leti, obnubila tenebris . . loca.

Vgl. Eurip. Hec. 367 ff. und 435 ff. Schliesslich weist den Ennianischen Eumeniden Ribbeck noch das Frühlingslied des frgm. inc. inc. fab. LXXII (133) im Anschluss an Äsch. 903 ff. zu:

'Der Himmel strahlt, die Bäume hüllen sich in Grün, die Freude weckenden Reben ranken und reifen, die Zweige krümmen sich von der Schwere der Beeren, die Saaten geben reiche Frucht, alles blüht, die Quellen sprudeln, die Wiesen schmücken sich mit Kräutern'.

Caelum nitescere, arbores frondescere,
Vites laetificae pampinis pubescere,
Rami bacarum ubertate incurviscere,
Segetes largiri fruges, florere omnia,
Fontes scatere, herbis prata convestirier.

Kann der lateinische Ausdruck auch etwas Frostiges nicht verleugnen, so macht die lyrische Naturschilderung doch dem Dichter der ersten Periode der römi-

schen Literatur schon alle Ehre. Aber schon aus der bisherigen Darstellung geht deutlich hervor, wie die scharfen Grenzen, die in der Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen sich aufwiesen, z. B. der Übergang vom epischen Gleichnis zur lyrischen Metapher, von der schlichten Gegenüberstellung des Geistigen und Natürlichen zu der beides verschmelzenden, stimmungsvollen Beseelung, hier gleich bei Ennius verschwimmen und ineinander fliessen, da er bald aus Homer bald aus den Tragikern entlehnt.

Trug nach dem Urteile des Cicero Ennius den Preis des Epikers der Republik davon, so giebt er die Palme als Tragiker dessen Schüler und Neffen Pacuvius. Dieser erlebte es, dass Rom unaufhaltsam zum Weltreich sich entfaltete und dass griechische Bildung immer mehr und mehr in die Elite der römischen Gesellschaft eindrang. Auch seinem Naturell sagt unter den griechischen Tragikern am meisten Euripides zu; auch er liebt das Sentenziöse und trägt seine Maximen mit einer gewissen Fülle (ubertas und amplitudo) vor; so die Euripideische Phrase, dass im menschlichen Leben wie in der Natur der Wechsel wohlthätig ist, in der Antiopa fr. VIII (12): sol si perpetuo siet,

Flammeo vapore torrens terrae fetum exusserit:
Nocti ni interveniat, fructus per pruinam obriguerint.

Selbst Anaxagoreische Weisheit trägt er vor im Chrysippos[10]) fr. VI (86 ff.), wo er den allumfassenden Äther als den Vater und die Erde als die Mutter alles Geschaffenen schildert und wie alles Entstandene zu demselben Urquell wieder zurückkehrt, aus dem es geflossen:

Quidquid est hoc (caelum), omnia animat format alit auget creat
Sepelit recipitque in sese omnia, omniumque idem est pater
Indidemque eadem aeque oriuntur de integro atque eodem occidunt.
Mater terrast: parcit haec corpus, animam autem aether adiugat:

'Was auch immer er ist, er beseelt, gestaltet, nährt, mehrt, schafft alles, begräbt und nimmt in sich zurück alles, und von allem ist ebenderselbe Vater, ebendaher entsteht alles auf gleiche Weise, ebendahin geht alles unter; die Mutter ist die Erde, diese gebiert den Leib, die Seele aber fügt der Äther hinzu'.

Das Vorbild war das Euripideische Fragm. 836 Chrys. (fr. 17 Dind.), das allerdings 'an gelenkiger Anmut und freiem Schwung' sein Abbild weit übertrifft. Wie schön drückt der Grieche den Gedanken aus, dass beim Kreislauf der Dinge nichts stirbt oder untergeht und nur ein Wechsel der Form stattfindet: . . *χωρεῖ δ' ὀπίσω | τὰ μὲν ἐκ γαίας φύντ' εἰς γαῖαν | τὰ δ' ἀπ' αἰθερίου βλαστόντα γονῆς | εἰς οὐράνιον πάλιν ἦλθε πόλον· | θνήσκει δ' οὐδὲν τῶν γιγνομένων | διακρινόμενον δ' ἄλλο πρὸς ἄλλου | μορφὴν ἑτέραν ἐπέδειξεν.*

In den Naturschilderungen verrät sich der Maler; sie sind 'mit effektvoller Tonmalerei und breitem Pinsel' entworfen, besonders die Seestücke. Die Meeresstille schildert fr. 76 Chrys. I: 'Inzwischen ermatten die Fluten, schweigen die Winde, besänftigt sich das Meer': interea loci Flucti flacciscunt, silescunt venti, mollitur mare. Besonders farbenreich wird der Seesturm geschildert fr. inc. LXIV (411):

Froh der Abfahrt schauen wir dem Spiel der muntern Fische zu;
Unsere Augen können nicht an solchem Anblick satt sich sehn. —
Doch indes, da schon die Sonn' am Himmel sank, geht hohl die See;
Nacht und Nebel ziehen schwarz auf, breiten zweifach Dunkel aus.
Blitze zucken zwischen Wolken, Donner rollet durch die Luft,
Jäh herabstürzt dichter Hagel, untermischt mit Regenguss;
Alle Stürme sind entfesselt, drehen in grausen Wirbeln sich,
Und es kocht und braust die See. —

Profectione laeti piscium lasciviam
Intuemur nec tuendi satietas capier potest.
Interea prope iam occidente sole intorrescit mare;
Tenebrae conduplicantur, noctisque et nimbum obcaecat nigror.
Flamma inter nubes coruscat, caelum tonitru contremit,
Grando mixta imbri largifico subito praecipitans cadit,
Undique omnes venti erumpunt, saevi existunt turbines,
Fervit aestu pelagus.

Im Teucer XIV (333) werfen die Winde das Schiff in reissender Brandung hin und her, und die Wellen schleudern es aus ihrem Schoss: rapide retro citroque percito aestu praecipitem ratem, Reciprocare undaeque e gremiis subiectare adfligere. —

Von Metaphern verzeichnen wir Atalanta XI fr. 58 vultum quae caligat tristitas: die Traurigkeit umdunkelt das Antlitz; Medus V, 223 brüllen vom Geschrei und Lärm die wiederhallenden Hügel: clamore et sonitu colles resonantes bount. XXX inc. (393) heisst es: 'Nach Art des Eisvogels schweife ich auf dem Gestade umher': alcyonis ritu litus pervolgans feror. — Wie nüchtern im Vergleich mit Alkman u. a.! — Eine hohe Felsklippe wird im Chryses IX (95) wegen ihres weiten Rundblickes gerühmt: incipio saxum temptans scandere Vorticem summusque in omnis partes prospectum aucupo. — Während uns bei den Griechen solche Auslassungen über Fernsichten wichtige Glieder in einer geschlossenen Kette darboten, lässt sich auch hier wieder nichts Besonderes schliessen, weil das Fragment weiter keinen Aufschluss giebt und weil wir stets schwanken müssen, was der Nachahmung zuzuschreiben und was selbstständig gedacht ist.

Immerhin zeigt Pacuvius bereits hohe Empfänglichkeit für poetische Naturschilderungen, die er mit Ferve und Pracht entwirft.

50 Jahre jünger als Pacuvius ist der nicht minder bedeutende Tragiker Accius; er sah den greisen Cato in seiner reaktionären Thätigkeit und ging noch mit dem jungen Cicero um; und in dieser langen Reihe von Jahren ward seine Phantasie und seine Lebensanschauung durch die gewaltigsten politischen Eindrücke befruchtet und angeregt, und neben der staatlichen Entfaltung nahm jene geistige revolutionäre Bewegung immer weitere und tiefere Dimensionen an, welche die echt römische Denkart in den Strom hellenischer Bildung untertauchte. Während Accius in seiner Polyhistorie und in seinen grammatischen und antiquarischen Studien ein Schüler der Alexandriner war, behauptet in seinen Tragödien Sophokles ein gewisses Übergewicht. Schwung und Kraft, Erhabenheit und Anmut paaren sich in seinen phantasievollen Schilderungen.

Finsternis bricht ein mit dem Sturm, der in der Clytaemnestra die Schiffe der heimkehrenden Griechen zerstreut fr. III (32): Deum regnator nocte caeca caelum e conspectu abstulit, 'der Götterherrscher hat mit dunkler Nacht den Himmel dem Anblick entrückt'; dann peitschen die aufgeregten, 'mitleidlosen' Wellen die Schiffe und zerschellen sie an den Klippen fr. IV (33): Flucti inmisericordes iacere, taetra ad saxa adlidere. Im Atreus fr. XIII (223) 'tönen die trüben Flächen des Himmels plötzlich erschüttert von dem grimmen Donner': Sed quid tonitru turbida torvo Concussa repente aequora caeli Sensimus sonere?

Wie bei Apollonios die Hirten beim Anblick der Argo, die sie für ein Meerungeheuer halten, die Flucht ergreifen, schildert bei Accius in der Medea fr. I (291) ein Hirt, der auch noch nie ein Schiff gesehen hat, den Eindruck dieser wunderbaren Erscheinung: 'Die gewaltige Masse gleitet rauschend von der hohen See her mit gewaltigem Schall und Schnauben, wälzt vor sich die Wellen, erregt mit Gewalt hohe Kämme, stürzt vorgleitend, wirft und streut hinter sich das Meer (pelagus respargit, reflat); bisweilen möchte man glauben, ein Stück Sturmwolke wälze sich daher (ita dum inter-

ruptum credas nimbum volvier), bisweilen dass ein hoher Fels von den Winden oder Stürmen abgerissen dahingetrieben werde (dum quod sublime ventis expulsum rapi saxum aut procellis), oder dass kugelförmige Wasserwirbel entstehen durch den Zusammensturz der Wellen (vel globosos turbines | existere ictos undis concursantibus), wenn nicht das Meer irgend welche Erdhaufen in Bewegung setzt oder etwa Triton mit dem Dreizack die Höhle vom Grunde aufwühlend im wogenden Meer die steinerne Masse aus der Tiefe zum Himmel emporhebt (nisi quas terrestris pontus strages conciet, | aut forte Triton fuscina evertens specus | supter radices penitus undante in freto, | molem ex profundo saxeam ad caelum erigit). — Die runde, anschauliche, volle Schilderung verrät eine reiche, lebhafte Phantasie. —

Im Önomaus schildert Accius fr. I (493) den frühen Morgen kurz vor der Morgenröte, der Künderin glühender Strahlen, wenn die Bauern die Ochsen aus dem Schlafe rufen, dass sie mit dem Eisen die betaute rauchende Erde (rorulentas terras fumidas) durchschneiden und die Schollen aus dem weichen Boden heben.

Die gelandeten Argonauten scheinen den Hafen zu besingen Phinid. I (569): 'Hier, wo am krummen Ufer Welle an Welle mit Gebell rauschend dahingleitet'; der reiche Ausdruck malt hübsch:

Hac ubi curvo litore latratu
Unda sub undis labunda sonit,

sie freuen sich am neckischen Echo II: 'Zugleich auch kichert ringsum von den wiederhallenden Felsen das lieblich schallende Echo mit klingendem Klange':

Simul et circum magna sonantibus
Excita saxis suavisona echo
Crepitu clangente cachinnat.

Vergleiche des Geistigen mit dem Natürlichen begegnen uns im Atreus fr. XX (234), wo ein ähnlicher Gedanke des Euripides (Hec. 592) dahin gewandt wird, dass wie ein gemeines Saatfeld durch Pflege edle Früchte hervorbringen könne, ebenso auch eine edle Mutter von einem niedrig gesinnten Manne des Stammes unwürdige

Nachkommen zu gebären pflege: Probae etsi in segetem sunt deteriorem datae Fruges, tamen ipsae suapte natura enitent; und im Önomaus fr. VII (504) sagt der König, Neid und heimliche Tücke unterwühle ihm den Boden, wie den gewaltigen Felsblock in der Brandung des Meeres die Flut allmählich von unten benage, bis er zusammenstürze: Saxum id facit angustitatem, et sub eo saxo exuberans, Scatebra fluviae radit rupem.

Philoktet, der im Schmerze sich am liebsten in die salzigen Wogen vom hohen Fels herabstürzen möchte (fr. XIX), will fr. XX (566) lieber die grause Öde vom Nordpol ertragen, wo das schaurige Brausen des Nordwinds die eiskalten Schneemassen aufwirbelt, als sich mit den Griechen versöhnen: Sub axe posita ad stellas septem, unde horrifer Aquilonis stridor gelidas molitur nives. Poetische Klangfarbe trägt die Anrufung des Sonnengottes Phön. I (581, vgl. Eurip. Phön. 1): 'O Sol, der du auf glänzendem Wagen und mit schnellen Rossen die schimmernden Flammen in glühendem Glanze entfaltest, weshalb denn zeigst du unter so widrigen Vorzeichen Theben dein strahlendes Licht' —

Sol, qui micantem candido curru atque equis
Flammam citatis fervido ardore explicas,
Quianam tam adverso augurio et inimico omine
Thebis radiatum lumen ostentas tuom —? vgl. fr. inc. inc. fab. XCIX (183).

Die Lokalschilderungen sind ohne Bedeutung; die fruchtbare Ebene von Amphissa Erigona I (49), der Parnass fr. inc. fab. VIII: Hinc colomen alte geminis aptum cornibus; der von grünen Büschen umlaubte Cithaeron Bacch. VI (243), (frondet viridantibus fetis), den die silvicolae Fauni und die Bacchen durchschweifen, deren Brust vom Halse herab Guirlanden von herbstlich bunt gefärbtem Weinlaub umschlingen fr. XV (257). —

Es liegt in dem Wesen der **römischen** Komödie, deren Gegenstand das gewöhnliche bürgerliche Leben mit seinen kleinen Intriguen und Verwicklungen und deren Sprache die vulgäre Umgangssprache ist, dass sie dem Landschaftlichen nur geringen Raum giebt,

dass Bilder und Gleichnisse selten und nur von geringem dichterischen Werte sind. Plautus und Terenz führen uns daher in keiner nennenswerten Weise über die Tragiker hinaus, mögen auch hie und da Meer und Strand wie im Rudens v. 1 u. 161 ff, ein Fluss — in den Bacch. 52 —, häufiger Nacht und Morgen geschildert werden — es geschieht mit durchaus nüchternen Worten; oder mögen bildliche Wendungen sich finden, wie wenn der Liebhaber im Mil. glor. 669 verheisst: 'Sanfter werd' ich sein als das stille Meer, lispelnder als ein Zephyrwindchen immer nur zu wehen pflegt':

Leniorem dices quam mutumst mare
Liquidiusculusque ero quam ventus est favonius,

oder wie der auf und nieder wogende Sinn Merc. V, 2, 49 (animus fluctuat), oder das bildliche Terenzische Wort Andria v. 480: Ich schiffe im Hafen, d. h. ich bin im Hafen der glücklichen Ehe angelangt, (ego in portu navigo) u. ä. Den durchaus derb realistischen, echt römischen Menschen der Komödie liegt jede Sentimentalität fern, das Leben auf dem Lande, wohin die Alten sich zeitweise zur Kräftigung der Gesundheit zurückziehen, wird im Gegensatz zum Stadtleben wohl oft erwähnt, eine etwaige Neigung zu demselben spricht sich aber 'immer in trockenster und geschäftlichster Weise' aus. [11]) —

Zweites Kapitel.

Lucretius. Cicero. Catullus.

Die bedeutendste Dichterindividualität der sinkenden Republik, wenn nicht überhaupt des voraugusteischen Zeitalters ist Lucretius Carus mit seinem grossen Gedicht 'über das Wesen der Dinge', de rerum natura. Es gehörte ein hohes Selbstgefühl und eine bewundernswerte Kraft zum Beginnen und Vollenden eines solchen Werkes, das die materialistische Lehre der Griechen, die Atomistik eines Epicur und Empedokles in der schwerfälligen Form römischer Verse zu behandeln wagte. Für unser Thema ist es von eminenter Bedeutung durch die Natur- und Weltanschauung des Dichters überhaupt wie auch durch die Reflexionen über Naturerscheinungen und die imposanten Schilderungen derselben.

Ein glühender Enthusiasmus für die Wahrheit des Systems, das er entwirft, und ein heiliger, leidenschaftlicher Unwille gegen den Aberglauben seiner Zeit sind die Schwingen, die ihn über die Schwierigkeiten seines Unternehmens hinwegtragen; denn trotz der Breite und Trockenheit vieler physiologischer Demonstrationen lässt der Ernst und die Kraft der Darstellung alle Mängel vergessen. Er entgöttert die Natur, indem er alle ihre Erscheinungen auf mechanische Weise erklärt und die

Gottheiten des Volksglaubens von der Welt trennt und in ein seliges passives Dasein verweist an ruhigen Sitzen, die nicht der Wind erschüttert und die feuchten Wolken nicht mit Regen bespritzen, noch bleicher Schnee, vom Froste gehärtet, entstellt: ein nimmer bewölkter Äther lacht um sie her und breitet sich aus in Strömen des Lichtes (semperque innubilus aether | integit et large diffuso lumine rident) III, 21, vgl. II, 646. Epicur ist sein grosser Lehrmeister, der zuerst die leuchtende Fackel der Wahrheit in der Finsternis des religiösen Wahnes erhob, nicht den Donner und Blitz der Unsterblichen fürchtend, 'der das Menschengeschlecht durch sein Genie überwand und alle in Schatten stellte, wie die aufgehende Sonne das Sternenlicht löscht': Qui genus humanum ingenio superavit et omnis Restinxit, stellas exortus ut aetherius sol (III, 1041). Doch wie soll mit dem Schwan wetteifern die Schwalbe? ruft der Dichter III, 6 (cf. IV, 179) in der drückenden Erkenntnis von der Schwierigkeit seiner Aufgabe; aber das Vorbild des Epicur, dessen hellem Auge die Natur sich von allen Seiten enthüllet und der aus grossen Fluten und grossem Dunkel das Leben gerettet hat in den ruhigen Hafen (V, 11), und der Musen süsses Verlangen haben ihn angetrieben (I, 925), ungebahnte Pfade der Pieriden zu wandeln, aus unberührten Quellen zu schöpfen, wie eine Biene auf blühender Aue (III, 10) die goldene Weisheit aus den Schriften des Griechen zu sammeln und so einen herrlichen Ruhmeskranz von neuen Blumen um sein Haupt sich zu winden. — Die Natur ist sein Gott, als Inbegriff jener geheimnisvollen Kräfte, die allüberall wirken, jener schöpferische Trieb, der die herrlichen Erscheinungen hervorruft; diesen personifiziert er mit dem Götternamen Venus, wenn er am Eingang seines Werkes in hochpoetischer Schilderung die Göttin des Frühlings, der Blumen und der Schönheit preist, die da schwebt über das schiffetragende Meer und die fruchtbringenden Länder:

Wenn du, Göttin, erscheinst, entfliehen die Winde,
die Wolken

Weichen vor dir; dir treibt die kunstreich gestaltende Erde
Liebliche Blumen empor; dir lachen die Flächen des Meeres,
Und es zerfliesset in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
Denn sobald sich die Schöne des Frühlingstages enthüllt hat,
Und entfesselt der zeugende Hauch des Favonius auflebt,
Künden die Vögel der Luft dich zuerst an, Göttin, und deinen
Eintritt; deine Gewalt durchschüttert ihnen die Herzen.
Rüstige Herden springen alsdann durch fröhliche Matten,
Setzen durch reissende Ströme . .
So erregst du im Meer, auf Bergen, in reissenden Flüssen,
Unter der Vögel belaubetem Haus, auf grünenden Auen
Allen tief in der Brust die schmeichelnde Liebe, wodurch sie
Sich fortpflanzen mit brünstiger Lust in Art und Geschlechtern.

I, 6: Te, dea, te fugiunt venti, te nubila caeli
Adventumque tuum, tibi suavis daedala tellus
Summittit flores, tibi rident aequora ponti
Placatumque nitet diffuso lumine caelum.
Nam simul ac species patefactast verna diei
Et reserata viget genitabilis aura favoni,
Aëriae primum volucres te, diva, tuumque
Significant initum perculsae corda tua vi u. s. f.

Oder er feiert die alles Leben spendende Mutter Erde II, 589, die jene Urstoffe in sich birgt, aus denen die kühlen Quellen das ungeheure Meer erneuern (unde mare immensum volventes frigora fontes adsidue renovent), oder aus denen das Feuer rasend dem Ätna entflammt oder aus denen hervorgehen die glänzenden Früchte,

'die fröhlichen Büsche' (nitidas fruges arbustaque laeta), vgl. 992 ff, oder auch grünende Zweige und 'lustige Weiden' (pabula laeta); aber er protestiert gegen die Märchen von der idäischen Mutter, der Cybele, wie von Neptunus, Ceres und Bacchus. Wie Äschylos nennt er I, 250 den Regen und Segen spendenden Äther den Vater und die Erde die Mutter, die in ihrem Schoss birgt den Samen, so dass glänzende Saaten entstehen, die Äste grünen und unter der Last der Früchte schwanken; vgl. II, 1066: In heftiger Umarmung hält der Äther die Welt (avido complexu quem tenet aether).

Wie Pacuvius im Anschluss an Euripides, bekennt auch er, dass nichts in der Natur der Tod vernichtet II, 979, denn was aus der Erde entsprossen, wird wieder zu Erde, und was vom Äther kam, steigt wieder aufwärts zu den Gewölben des Himmels (templa caeli); der Urgrund der Dinge bleibt unwandelbar, wenn auch die Formen ewig wechseln, vgl. V, 826: omnia migrant

Omnia commutat natura et vertere cogit.

Die Natur ist frei, ohne göttlichen Einfluss: das ist sein erstes und wichtigstes Dogma; in ihr ist kein Raum für einen schaffenden Gott (II, 1090 ff), 'denn bei der Götter heiligem Sinn, die in friedlicher Ruhe ungestört geniessen ein ewig heiteres Leben, wer vermöchte dies All, das Unbegrenzte, zu lenken, gegenwärtig zu sein an allen Orten, zu allen Zeiten, damit er den Tag in Wolken hülle, des Himmels Auen mit Donner erschüttere, (caelique serena Concutiat sonitu) dann Blitze schleudre, die eignen Tempel damit zu stürzen, darauf voll Grimm in die Wüste ziehend, noch da das Geschoss übe, das öfters den Unschuldigen trifft'!? Und weiter: die Natur ist kein ewiges, kein göttliches, sondern ein mit Fehlern behaftetes Werk. V, 92: 'Wirf die Blicke auf Meer und Himmel und Erde, ein Tag wird sie zerstören; das Weltengetriebe, das Jahrtausende hielt, zuletzt doch stürzt es zusammen'! V, 116: 'Wähne nicht, dass Erde, Himmel und Meer und Sonn' und Mond und die Sterne müssten sich ewig fort als gött-

liche Wesen bewegen; nicht darf man wähnen, das herrliche Weltgebäude sei um des Menschen willen geschaffen': hominum causa .. Praeclaram mundi naturam proptereaque Adlaudabile opus divom laudare decere V, 157; die Natur ist mit Mängeln behaftet: tanta stat praedita culpa 199; vieles in ihr ist nutzlos: die Gebirge, die tierbewohnten — vgl. V, 39 — Wälder, die Felsen, Moräste, das die Küsten trennende Weltmeer, die eisigen Pole, der heisse Äquator — wir sehen, das Gefühl für die Romantik des Wilden, Grausen in der Natur ist dem Lucrez noch verborgen! — Düster malt er das Bild des Menschen inmitten der harten Natur, der er mit Mühe und Arbeit alles abringen muss — und wenn endlich die Felder grünen und alles blüht, versengt vielleicht die Sonnenglut oder vernichtet alles der Regen, der Frost oder der Wirbelsturm. Welch Übel wär's, ruft er V, 176 aus, für uns, wenn nie wir geschaffen? Nur der Geborene mag so lange sich wünschen zu leben, als die schmeichelnde Lust ihn hält: wer aber zuvor nie Liebe des Lebens genoss, nie stand in der lebenden Reihe, was verliert er dabei, wenn er niemals wurde geschaffen? Ist doch das neugeborene Knäblein (V. 222) einem Schiffbrüchigen gleich, den die Wut der Wellen an den Strand warf, wenn es an die Küsten des Lichts (in luminis oras) geworfen, nackt daliegt, hülfloser als das junge Vieh! — Aber die Betrachtung der Naturzusammenhänge erhebt auch den Menschen; nicht soll er vom Abhängigkeitsgefühl niedergedrückt sich vor Göttern beugen (V, 1181 ff, 1217; VI, 50 ff), sondern nur die freie Natur bewundernd forschen: das vertreibt alle Schrecken des Geistes, das Dunkel der Seele III, 86 ff. So ruft er von der Herrlichkeit der Natur entzückt aus — wie ein Aristoteles nach dem Zeugnisse Cicero's — II, 1030:

Nimm das glänzende Blau und die reine Farbe des Himmels
Und das strahlende Licht der irrenden Himmelsgestirne
Und den Mond und den herrlichen Glanz der leuchtenden Sonne:

Würde zum ersten Mal dies alles dem Auge des Menschen
Dargestellet, als trät' es hervor nun eben am Schauplatz,
Könnte was Wundernswerteres wol man nennen?..
Nein, in der That so gross und so herrlich wäre der Anblick.
Dennoch würdiget kaum, des Schauspiels müde, nur einer
Aufzuschlagen die Augen zum leuchtenden Tempel des Himmels:-

Suspicito caeli clarum purumque colorem
Quaeque in se cohibet, palantia sidera passim,
Lunamque et solis praeclara luce nitorem;
Omnia quae nunc si primum mortalibus essent
Ex inproviso visu subiecta repente,
Quid magis his rebus poterat mirabile dici?
Nil ut opinor: ita haec species miranda fuisset.

Hier kommt der begeisterte Dichter voll und ganz zu Wort, der so oft vor den nüchternen Demonstrationen des Naturforschers zurücktritt. — Von einer grossartig-erhabenen Naturanschauung legt auch das Wort VI, 678 Zeugnis ab, in dem er ausruft, gross, ungeheuer scheine nur dem etwas, der eben noch nicht Grösseres sah: aber was ist dieses doch alles,

Was ist Himmel und Erd' und Meer, mit allem dem Umfang,
Gegen die Summe der Summe des unzuermessenden Ganzen?
Cum tamen omnia cum caelo terraque marique
Nil sint ad summam summai totius omnem,

— so nennt er auch v. 614 alle die Wassermassen, welche die Ströme dem Meere zuführen, nur einen Tropfen im Vergleich zu diesem selbst! — Einen Tropfen am Eimer nennt Klopstock die Erde. — So gross, so unendlich ist die Natur, und der Mensch so klein! Aber sie ist auch im Sinne des Lucrez die wahre Freundin, zu der er sich aus dem gottverlassenen Treiben der Zeit flüchtet; die Herbigkeit seiner Weltanschauung ist

ein Wiederspiel der politischen Stürme; eine gewisse Schwermut, die dem Widerwillen an dem damaligen Zeitgetriebe entstammt, ist seinen Worten aufgeprägt, II, 14 ff, wo er das Glück des Weisen schildert, — den die Natur lehrt, von Schmerzen befreit des Geistes zu geniessen, frohen Gefühls, entfernt von Furcht und von Sorge —, und im Gegensatz zum städtischen Luxus, zu Gold und Schätzen, die weder zum leiblichen noch seelischen Wohl viel beitragen können, die Lust, wenn man sich lagert auf weichem Rasen·

Neben dem rinnenden Bach, im Schatten erhabener Bäume,
Pfleget des Körpers froh, obwohl bei geringem Vermögen.
Sonderlich dann, wenn die Witterung lacht, wenn die fröhliche Jahrszeit
Wieder die grünende Flur mit Blumen und Blüten bestreuet.

II, 29 Cum tamen inter se prostrati in gramine molli
Propter aquae rivum sub ramis arboris altae
Non magnis opibus iucunde corpora curant,
Praesertim cum tempestas adridet et anni
Tempora conspergunt viridantis floribus herbas.

Wie in diesen Versen ein der hellenistischen Empfindungsweise verwandtes Gefühl, ein idyllisches Behagen an den lieblichen Reizen der Natur sich ausspricht, so ist auch der Preis der guten alten Zeit am Schlusse des zweiten Buches, in der die Erde mehr gab und mehr Frömmigkeit herrschte und bei geringerem Besitz die Menschen gemächlicher lebten, sowie die Schilderung des Lebens der Naturmenschen V, 922 von sentimentaler Stimmung durchweht: kräftig und hart wie die Erde, der sie entsprossen, schweifen sie durch Wald und Feld; was sich freiwillig bietet, nehmen sie als Geschenk, Eichel und Früchte nähren sie, Quellen und Flüsse stillen den Durst, die Haine der Nymphen an feuchten Felsen mit grünendem Moos sind ihr Aufenthalt, Büsche und Höhlen ihre Wohnungen; nur gegen

die Tiere verteidigen sie sich, sie kennen keinen Krieg 996, aber auch noch nicht die gefahrvolle Schiffahrt:

Auch der gleissende Schein und das trügende Lächeln der Wogen
Lockte noch keinen hinaus, sich der tückischen Flut zu vertrauen:

Nec poterat quemquam placidi pellacia ponti
Subdola pellicere in fraudem ridentibus undis.[13])

Mit dem Leben der Naturmenschen und der schlichten Kulturmenschen, die noch in innigem Verkehr mit der Natur stehen, im einsamen Hain, in Wäldern, auf Triften bei göttlicher Musse (per otia dia) am Flötenspiel sich ergötzen V, 1384, sich lagern am Bach in der lachenden Jahreszeit, sich kränzen und tanzen (1390 ff), stellt er in Kontrast das Treiben der Gegenwart 1421: damals kleideten Felle die Menschen, jetzt Gold und Purpur, aber die Unschuld wich, jetzt herrschen Sorge und Mühe und Schuld und Habsucht und Zwietracht. —

So nüchtern didaktisch manche Naturschilderungen auch sind, die trockenste philosophische Prosa enthaltend, so verraten andere doch dichterische Empfindung, welche mit Glück den spröden Stoff bemeistert. Lebendig wird I, 271 die Gewalt des Windes geschildert, der das Meer peitscht, Schiffe zerstört, die Wolken zerstreut, die Felder durchtobt und mit gewaltigen Bäumen bestreut und die hohen Berge mit waldbrechendem Wehen heimsucht: so rast mit gewaltigem Brausen und wütet mit drohendem Sausen der Wind:

Venti vis verberat incita pontum . . .
Interdum rapido percurrens turbine campos
Arboribus magnis sternit montisque supremos
Silvifragis vexat flabris: ita perfurit acri
Cum fremitu saevitque minaci murmure ventus.

II, 76: Wenn gewaltige Winde das Meer erregen,
Wandelt es sich in graue Fluten von schimmerndem Marmor:

. . cum magni commorunt aequora venti,
Vertitur (mare) in canos candenti marmore fluctus.

Wir werden an des Ennius flavom marmor erinnert.

Mit Vorliebe und besonderer Fülle des Ausdrucks malt er die Lichterscheinungen am Himmel, wenn Aurora die Lande mit jungem Licht überstreut (novo spargit lumine II, 144), während die Buntbefiederten mit hellen Stimmen die Orte füllen, und die hervorbrechende Sonne alles übergiessend mit Licht bekleidet (convestire sua perfundens omnia luce 148) und der heitere Glanz sich Bahn bricht durch die Luftwogen (lumen serenum . . aërias . . diverberet undas 152); v. 210 zerstreut von der Himmelshöhe die Sonne die Glut nach allen Seiten und besäet (conserit) die Gefilde mit Licht, die Blitze durchschneiden die Wolke, und die flammende Kraft stürzt nieder zur Erde; oder IV, 402: 'Wenn die Natur das Purpurlicht mit zitterndem Feuer hoch zu heben und über die Berge zu tragen beginnt, scheint die Sonne selbst glühend auf ihnen zu stehen und sie mit ihrem Feuer zu berühren':

Iamque rubrum tremulis iubar ignibus erigere alte
Cum coeptat natura supraque extollere montes . . .

oder die Sonne ist V, 281 ein Quell flüssigen Lichtes, (largus . . liquidi fons luminis) und beströmt (irrigat) den Himmelsraum fortwährend mit neuem Licht vgl. V, 593. Schön ist die Zeile V, 461: 'Wenn der Morgensonne goldenes Licht rot schimmert auf den taubeperlten Kräutern': Aurea cum primum gemmantis rore per herbas Matutina rubent radiati lumina solis; mit rosiger Fackel trägt die Sonne das Licht über den Himmel V, 974 (rosea face sol inferret lumina caelo). —

Lieblich idyllisch ist auch das Tierbild II, 317, wo der Dichter die weidende Herde schildert auf tauigem Grase, labend sich an den lieblichen Kräutern; wie er denn auch v. 355 mit warmen Worten der rührenden Mutterliebe unter den Tieren gedenkt. — Die drei letzten Bücher sind besonders reich an grossartigeren Schilderungen, wie der mannigfach wechselnden, in Riesengestalten, mit mächtigen Schatten über die Berge hinziehenden Wolken IV, 134 ff, oder des Chaos V, 432 ff, oder des Gewitters V, 1216:

. . Wem fährt nicht der Schreck durch die Glieder, wenn zuckend ein Blitzstrahl
Jäh mit entsetzlichem Schlag die vertrocknete Erde durchschüttert
Und in der Höhe der Luft dumpfdrohend die Donner verrollen?
. . cui non correpunt membra pavore
Fulminis horribili cum plaga torrida tellus
Contremit et magnum percurrunt murmura caelum?

VI, 250ff heisst es, man glaube, dem Acheron seien die Nächte entstiegen, wenn der Wettersturm mit pechschwarzem Gewölk über das Meer sich senke, mit Blitzen und Winden geschwängert; das Erdbeben wird geschildert V, 1234, VI, 543, die Wasserhose (?) (πρηστήρ) VI, 423, die sich gleich einer hängenden Säule vom Himmel herablässt auf das Meer, dass ringsum kochet die Flut, erregt von den heftig brausenden Stürmen: Columna . . quam freta circum Fervescunt graviter spirantibus incita flabris; den Ätna betreffen VI, 639 und 690ff.

Ein auch bei den Griechen beliebtes Spiel mit Naturunmöglichkeiten, dass also der Baum im Äther, in der Flut die Wolke, der Fisch auf den Feldern u. s. w. existieren könne, findet sich V, 128. —

Auch manche Gleichnisse sind der Darstellung eingewoben; das geistige Forschen findet sein Gegenbild in dem Spüren der Hunde I, 404; das Gift wühlt im Körper wie die Winde des salzigen Meeres Fluten aufrühren III, 491; wie die blaue Fläche des Wassers die strahlenden Sternenlichter bei heiterem Himmel widerspiegelt, so nehmen die Sinne des Menschen die Eindrücke der Aussenwelt auf IV, 209. Das kurze Lied der Schwäne ist mehr wert als das ewige Gekrächze der Kraniche, darum will der Dichter in wenigen, lieblichen Versen reden IV, 179 und 907; in die Wolke fährt der Blitzstrahl und entzündet sie mit Geprassel, wie auf lorbeerbehaarten Bergen (lauricomos per montis) vom Wirbel des Windes angefacht die Flamme lodert VI, 152.

Wie in den grösseren Schilderungen, so werden wir auch in einzelnen Wendungen, Metaphern, Epithetis

an Ennius häufig erinnert, der zuerst nach dem Urteil des Lucrez I, 118 von des Pindus lieblichen Höhen den Kranz von immergrünendem Laube herniedergebracht hat. Wie bei Ennius der Himmel, so lachen bei Lucrez die Flächen des Meeres I, 8: tibi rident aequora ponti, ja sogar die Urstoffe kichern von zitterndem Lachen geschüttelt: primordia rerum risu tremulo concussa cachinnant I, 919 und II, 975; wenn der Herbst mahnt (autumno suadente I, 175), füllen sich die Reben mit Trauben; in lieblichem Zuge fliesst über die Fluren die Quelle und trägt die Fluten in dem einmal mit flüssigem Fusse gebahnten Wege (qua via secta semel liquido pede detulit undas) V, 271, oder es nagen die schabenden Flusswellen an Felsen (ripas radentia flumina rodunt) V, 256, die verstummten Winde werden sepulti, begraben, genannt VI, 193, die in Wolken geschlossenen Winde aber grollen und murren wie Tiere im Käfig: magno indignantur murmure clausi Nubibus, in caveisque ferarum more minantur 197. Die gewaltige Wut des Leuen, der in der Brust den Zorn nicht bändigen kann und tief aufstöhnend brüllt, erinnert an das tobende Meer III, 296; kurz fasst der Dichter das Bild in die prägnante Metapher zusammen von 'den Fluten des Zorns' irarum fluctus v. 298, wie v. 304 'die Fackel des Zorns' irai fax; gierig, avidum, nennt er das Meer, in das die reichlichen Ströme fluten I, 1030; fröhlich oft die arbusta II, 594, die pabula 596, vineta II, 1157, laetantia loca undarum II, 344; eine hübsche Metapher nennt das Blumenstreuen II, 627, ein 'beschneien mit Rosen': ningunt rosarum floribus, umbrantes matrem; echt Ennianisch sind Beiwörter wie: das 'wellenbrechende' Gestade: fluctifrago in litore I, 305, — das hübsch der Vers II, 375 malt: allda wo mit sanfterer Welle Schläget das Meer den saugenden Sand des gekrümmeten Ufers: qua mollibus undis Litoris incurvi bibulum pavit aequor arenam —; 'die leuchtenden Himmelsräume': caeli lucida templa I, 1013; in ihnen (per caerula caeli) weidet die Flamme der Sonne (solis flammam pasci), zittert das Sternenlicht (aethera tremere signis) I, 689; Luftwellen (aëriae undae) II, 152,

V, 276; die 'nachtdurchschweifenden Himmelsfackeln': noctivagaeque faces caeli V, 1189, wie das 'bergedurchirrende Tiergeschlecht': montivagum genus ferarum II, 1081; auch die 'flugbestrebten' Schiffe kehren wieder, von denen das Meer 'blüht': mare velivolis florebat puppibus V, 1440. — Wir sehen, im einzelnen wie im ganzen vermag der Dichter mit grossartigen Strichen zu malen — de donner aux images une couleur, un relief, un contour, qui les rendent indélébiles dans la mémoire (Laprade). —

Ein hoher, vorurteilsloser, kraftvoller Sinn [14]) und ein deutlicher Ansatz eines melancholisch idyllischen Gefühls für die Schönheit der Natur, für ihre Stille und ihren Frieden im Gegensatz zu der ruhelosen, Glück suchenden und in der Unrast nie findenden Menschenwelt seiner Tage giebt sich in diesem Lehrgedicht des Lucrez zu erkennen; zugleich eine edle Begeisterung für die Wahrheit, für das über alles Niedere hinweghebende Glück, das in dem Forschen nach ihr liegt; und daher rinnen in seinen Naturschilderungen so oft Fühlen und Denken, Naturgefühl und Naturerkennen ineinander, — doch dieses ist stärker als jenes; Lucrèce est un penseur avant d'être un poëte pittoresque (Laprade); er sucht mehr das Wahre als das Schöne in der Natur; seine ganze Naturanschauung trägt den deutlichen Stempel seiner philosophischen Weltanschauung. — An Tiefe und Reichtum der Ideen kann sich niemand seiner Zeitgenossen mit Lucrez messen, der sprachgewaltige Cicero erreicht nur selten, gehoben von seinen griechischen Mustern, eine solche selbständige Höhe. Unter seinen philosophischen Schriften, die allein neben seinen Briefen uns Interessantes bieten können, ist für unsere Frage besonders wichtig die Schrift 'über das Wesen der Götter'. Immer wieder kommt er im II. Buch, wo er den Balbus die stoische Lehre vom Wesen der Götter entwickeln lässt, auf den Satz cap. 4 fin. zurück, dass der Glaube an Götter den Menschen angeboren, ihrer Seele gleichsam eingemeisselt sei, und dass die Natur mit ihrem steten Einfluss auf den Menschen, ihrem Nutzen und Schaden und vornehmlich in ihrer Schönheit

und Ordnung stets von dem Dasein derselben beredtes Zeugnis gebe: 'Quartam causam esse (Cleanthes dicit) eamque vel maximam aequabilitatem motus, conversionem caeli, solis, lunae siderumque omnium distinctionem, varietatem, pulcritudinem, ordinem, quarum rerum aspectus ipse satis iudicaret non esse ea fortuito' II, 5, 15; oder er beruft sich II, 6, 17 auf das Zeugnis des Chrysippos, der für thöricht den erklärt, der eine solche Pracht der Welt, eine solche Mannigfaltigkeit und Schönheit der Dinge am Himmel, eine solche Masse und Ausdehnung der Meere und der Länder nicht für den Wohnsitz der unsterblichen Götter halte; oder auf jenen herrlichen Ausspruch des Aristoteles, den wir als wichtiges Zeugnis griechischer Empfindungsweise bereits verwerteten[12]) und den Cicero II, 38, 96 weiter ausführt, indem er wie auch Lucr. II, 1030 auf die Alltäglichkeit der Erscheinung und die träge Gewohnheit der Wahrnehmung hindeutet, die allein schuld wäre, wenn man nicht voll staunender Bewunderung die Herrlichkeit der Gestirne, die vernunftvolle Ordnung in ihrem Wandel beobachte: 'nimm dazu die Erde, bekleidet mit Blumen, Kräutern, Bäumen, Früchten, deren unglaubliche Menge durch eine Mannigfaltigkeit, an der man sich nicht ersättigen kann, sich auszeichnet (quorum omnium incredibilis multitudo insatiabili varietate distinguitur II, 39, 98), dazu der Quellen unversiegbaren kühlen Lauf, die durchsichtigen Gewässer der Flüsse, der Ufer Bekleidung mit dem herrlichsten Grün (riparum vestitus viridissimos), der Grotten sich wölbende Höhlen, der Felsen rauhe Vorsprünge, der überhängenden Berge hohe Gipfel, die unermesslichen Flächen der Ebenen' (speluncarum concavas altitudines, saxorum asperitates, impendentium montium altitudines immensitatesque camporum). — Also auch das Rauhe, Wilde, Weite, Immense fesselt den Blick! — So heisst es auch weiter: 'Wie gross ist die Schönheit des Meeres! Welche Herrlichkeit des Ganzen, welche Menge und Mannigfaltigkeit der Inseln, welche Lieblichkeit der Ufer und Gestade' u. s. f.: At vero quanta maris est

pulcritudo! Quae species universi, quae multitudo et varietas insularum, quae amoenitas orarum ac litorum! — Doch immer von neuem wird der sternenbesäete Himmel gepriesen wie II, 40, 104: 'Nichts kann bewundernswerter sein als dieses Schauspiel, nichts schöner' (quo spectaculo nihil potest admirabilius esse, nihil pulcrius). In den Tusc. V, 13 exemplificiert er die Tendenz der Natur, dass jedes Geschöpf zur vollkommenen Entfaltung seines eigentümlichen Wesens gelange, an den Pflanzen und Tieren; des geistbegabten Menschen Vollendung sei die Tugend, und somit mache allein diese ihn glücklich. Aber auch er hat, wie Lucrez, warme begeisternde Worte für die innere Befriedigung, welche das wissenschaftliche Forschen dem Menschen gewähre, wenn auch die Erkenntnis der Wahrheit, des Zusammenhanges der Naturerscheinungen und des Weltenursprungs in tiefem Dunkel liege und das geistige Auge des Menschen nicht scharf genug sei, den Himmel zu durchschauen und in die Erde einzudringen II, 39, 122 (Latent ista omnia crassis occultata et circumfusa tenebris, ut nulla acies humani ingenii tanta sit, quae penetrare in caelum, terram intrare possit); aber das Streben nach der wahren Erkenntnis und die philosophische wie die ästhetische Naturbetrachtung bergen in sich einen wunderbaren, erhebenden Zauber: 'Denn es ist in der Anschauung und Erforschung der Natur gleichsam ein gesunder Nahrungsstoff für Geist und Herz enthalten; wir werden dadurch erbaut und fühlen uns erhoben, wir lernen das Thun und Treiben der Menschen verachten und blicken, während unser Geist mit überirdischen und himmlischen Dingen sich beschäftigt, auf dieses unser irdisches Sein als auf etwas Ärmliches und Kleinliches herab. Schon das Erforschen grossartiger und verborgener Dinge hat an sich seinen Reiz; kommt man aber dabei erst zu einem Resultate, das sich der Wahrheit zu nähern scheint, dann ist der Geist vom reinsten Selbstgefühl durchdrungen' II, 41, 127: Est enim animorum ingeniorumque naturale quoddam quasi pabulum consideratio contemplatioque naturae.

Erigimur, elatiores fieri videmur, humana despicimus, cogitantes supera atque caelestia haec nostra ut exigua et minima contemnimus. Indagatio ipsa rerum cum maximarum tum etiam occultissimarum habet oblectationem. Si vero aliquid occurrit, quod veri simile videatur, humanissima completur animus voluptate. — So heisst es de finibus V, 19, 51: 'Fragen wir uns selbst, wie sehr die Bewegungen der Gestirne und die Betrachtung des Himmels, die mannigfache Erkenntnis alles dessen, was durch die Dunkelheit der Natur verborgen ist, uns stets ergreifen': Ipsi enim quaeramus a nobis, stellarum motus contemplationesque rerum caelestium eorumque omnium, quae naturae obscuritate occultantur, cognitiones quem ad modum nos moveant. — Und in den Tusculanen (V, 24, 69) ruft er aus: 'Mit welcher Freude muss das Gemüt des Weisen erfüllt werden, der mit diesen Forschungen Tag und Nacht zubringt, zumal wenn er die Bewegungen und Umdrehungen der ganzen Natur durchschaut und sieht, dass die zahllosen Gestirne, welche am Himmel hangen, mit dessen eig'ner Bewegung im Einklang stehen, gebunden an fest bestimmte Sitze! . . Der Anblick dieser war es zweifelsohne, der schon jene alten Weisen drängte und mahnte, nach mehrerem zu forschen'. Die Erkenntnis des Naturzusammenhanges zeigt den menschlichen Geist in engster Verbindung mit dem göttlichen, und das Nachdenken über das Wesen der Götter weckt den Eifer, jenes Ewige nachzuahmen (25, 70). Die Betrachtung der Natur also, auch wenn sie nicht nur Sache des Gemütes, sondern des forschenden Verstandes ist, hebt den Menschen über das Alltägliche hinweg zum Ewigen empor, denn, wie im Timaeus cap. II ausgeführt wird, hat der Demiurg, der 'probus fabricator mundi pulcri', die Idee der Ewigkeit nachahmen wollen (profecto speciem aeternitatis imitari maluit), und ist also die Natur ein ewiges Abbild des Ewigen (mundum simulacrum aeternum esse alicuius aeterni). —

Vergleiche und Metaphern aus dem Naturleben finden sich nur selten in den Reden und philosophischen

Schriften Cicero's eingestreut. Dem alten, nüchternen Cato, der jedenfalls nur Sinn für Natur hatte, soweit sie eben Nutzen und Gewinn bringend ist, legt er in Cato M. cap. 15 begeisterte Worte in den Mund, die jener wohl kaum über die Lippen gebracht hätte; eine 'unglaubliche Freude will er an den Genüssen der Landleute' (voluptates agricolarum) haben, nichts ist ihm erfreulicher und schöner für den Anblick (quid potest esse cum fructu tum aspectu pulcrius?) als der treibende Weinstock oder als die Gärten und Blumen, 'doch freut mich nicht blos der Gewinn, sondern auch die schaffende Kraft der Erde selbst' 15, 51 (quamquam me quidem non fructus modo sed etiam ipsius terrae vis ac natura delectat). Die Schönheit neben dem Nutzen betont er, d. h. Cicero! auch in folgenden Worten: 'Soll ich nun noch mehr von dem Grün der Wiesen, von den Reihen der Bäume oder der Schönheit der Weinberge und Ölgärten sprechen'? 16, 57 (quid de pratorum viriditate aut arborum ordinibus aut vinearum olivetorumque specie plura dicam)? Seiner Liebe fürs Landleben (studium rerum rusticarum) entspricht der Vergleich 19, 70: 'Auch eine kurze Zeit ist lang genug, um gut und rechtschaffen zu leben: schreitest du länger vor, so hast du nicht mehr Ursach, dich zu beklagen, als sich der Landmann beklagt, wenn die Anmut der Frühlingszeit verflossen ist und nun der Sommer und der Herbst kommt; denn der Frühling deutet gleichsam die Jugend an und lässt die künftigen Früchte erwarten: die übrigen Zeiten sind dem Einernten und dem Geniessen der Früchte angemessen; die Frucht des Alters aber ist die Erinnerung und der Vorrat früher erworbener Güter'. —

Doch die für unser Thema bei weitem interessanteste Stelle bietet der Anfang des zweiten Buches de legibus. Während die kurze Schilderung der Platane (de orat. I, 7, 28) nur eine farblose Nachahmung der Platonischen Phädrusstelle ist, enthält jene das offene Bekenntnis des Atticus: 'Ich für mein Teil kann mich, da ich gerade jetzt (im hohen Sommer) hierher (nach der kleinen

Insel im Fibrenus) gekommen bin, nicht satt sehen. Prächtige Landhäuser, marmorne Fussböden und getäfelte Decken sind nichts dagegen. Die Wasserleitungen aber gar, welche jene Leute einen Nil und einen Euripus nennen, wer muss sie nicht, wenn er dies hier sieht, verlachen': Equidem, qui nunc potissimum huc venerim, satiari non queo magnificasque villas et pavimenta marmorea et laqueata tecta contemno: ductus vero aquarum, quos isti nilos et euripos vocant, quis non, cum haec videat, irriserit?

Hiermit ist es klar und bündig ausgesprochen, dass die Geburtsstätte eines bewussten, gesteigerten Naturgefühls die Sehnsucht, der städtischen Kultur zu entfliehen, und der Abscheu vor künstlicher Nachahmung der Natur ist — obgleich auch diese Nachahmung der Natur selbst mit ihren künstlichen Flüssen deutliche Kennzeichen einer sentimentalen Naturempfindung sind. Für den Atticus 'nimmt die Natur (die freie, ungekünstelte im Gegensatze zum städtischen Luxus) bei allen Dingen, die man zur Erholung und Erheiterung sucht, den ersten Platz ein': In his ipsis rebus, quae ad requietem animi delectationemque quaeruntur, natura dominatur.

Sehr bezeichnend für die Empfindungsweise der Zeit ist es auch, wenn Atticus fortfährt: 'Ich wunderte mich, denn hier dachte ich mir nichts als Felsen und Berge (nihil enim his in locis nisi saxa et montes cogitabam), wozu mich deine Erzählungen und Gedichte verleiteten, ich wunderte mich also, wie gesagt, wie du an diesem Orte recht Freude haben konntest; jetzt wundere ich mich vielmehr, wie du, wenn du von Rom abwesend bist, irgendwo lieber sein magst'. Für 'Felsen und Berge' ist die Sympathie also nur gering! Cicero findet aber 'an der angenehmen und gesunden Gegend' noch besondere Freude, weil mit der Naturfreude das Heimatgefühl sich verbindet: 'Hier, wisse, bin ich geboren, deshalb habe ich ein verborgenes, unerklärliches Gefühl für diesen Ort', und Atticus fügt im selben Sinne hinzu: 'Der Ort selbst, welcher die Spuren

von denen, die wir lieben und bewundern, trägt, übt auf uns einen unerklärlichen Einfluss aus'. Indes sind sie auf ihrem Spaziergang zur Insel gekommen, und Atticus ruft entzückt aus: 'Nein, es kann nichts Schöneres geben'! (Sed ventum in insulam est. Hac vero nihil est amoenius). 'Denn wie wird der Fibrenus gleichsam von einem Keile gespalten, bespült gleichmässig in zwei Teile sich trennend diese Ufer und fliesst dann in rascher Strömung schnell zusammen, nur so viel Land umfassend, als zu einem mässigen Ringplatze hinreichend ist. Und als ob es blos sein Amt und seine Bestimmung gewesen, uns einen Platz zur Unterredung zu verschaffen, stürzt er sich, sobald er dies gethan, in den Liris und verliert, wie wenn er in eine patricische Familie gekommen wäre, seinen unbekannten Namen'. — Hier kommt also ein lebhafter Sinn für Naturschönheit zu einem bewussten, warmen Ausdruck. —

Wer jedoch nach solchen interessanten Äusserungen eines idyllischen Naturgefühls auf eine reiche Ausbeute in den Ciceronianischen Briefen hofft und lebhafte Schilderungen von landschaftlichen Eindrücken erwartet, die der geistvolle Staatsmann auf seinen mannigfach unternommenen Reisen oder auf seinen vielen Villen gewonnen, der wird sich mit arger Enttäuschung durch die vielen Bände hindurcharbeiten, die, so wertvoll sie als historisch-politische Dokumente sind, so wenig zu Gunsten ihres nichts weniger als charakterfesten Autors sprechen. Die persönliche Angst und Not des Gebannten und Flüchtigen drängt den ästhetischen Genuss der Reisen zurück. Meist handelt es sich um die Geschwindigkeit der Fahrt, die vom Meer, von Gunst oder Ungunst des Wetters und Windes abhängt. So heisst es ad Atticum V, 12: 'Es ist ein langweiliges Geschäft (magnum negotium) um eine Seereise, zumal im Monat Quinctilis; wir brachten sechs Tage mit der Fahrt von Athen nach Delos zu' u. s. w. Oder ad famil. XVI, 9: 'In Actium ward ich einen Tag vom stürmischen Wetter aufgehalten; als sich dieses aber gelegt hatte, kam ich am 8ten nach einer sehr angenehmen Fahrt (bellissime) zu Cor-

cyra an. In Cassiope lichteten wir am 22sten die Anker bei heiterem Himmel und fuhren in derselben Nacht und am folgenden Tage mit einem äusserst gelinden Ostwind, der uns spielend nach Italien hinüberbrachte' (ludibundi pervenimus). Auch die vielen Verhandlungen über einen Garten, den er kaufen will (ad Attic. XII, 21, 22 ff), einen Hain oder besser einen freien Platz, auf dem er seiner Tullia ein Monument errichten will, bieten nichts. Berühmt ist seine grosse Liebe zu seinen Landsitzen, den Zierden (ocelli) Italiens. Die Arpinatische Villa nennt er sein Ithaca; sein Tusculum vergleicht er mit den Inseln der Seligen. An Atticus schreibt er von seiner Villa bei Antium II, 6: 'Ich finde ein so grosses Behagen am Müssiggehen, dass ich mich gar nicht davon losreissen kann. Ich vertreibe mir also die Zeit entweder mit den Büchern . . oder ich (sitze am Ufer und) zähle die Wellen (fluctus numero), denn zum Fischen geht die See zu stürmisch'. Wie bei Euripides sich unter anderen Vorboten des sentimentalen hellenistischen Naturgefühls vor allem der Sinn für Einsamkeit kund that, so bietet auch Cicero bereits bemerkenswerte Ansätze von Empfindungsweisen, die erst im augusteischen Zeitalter und später zu vollem Ausdruck gelangen. III, 7 heisst es: 'Ich hasse alle Orte, wo viele Leute ab- und zugehen, ich fliehe die Menschen und kann den Anblick des Lichts kaum ertragen'.

XII, 9 schreibt er: 'Nichts könnte mir angenehmer sein als die Einsamkeit dieses Ortes (nihil hac solitudine — in Antiati — iucundius) wenn nicht der Sohn des Amyntas (d. h. ein Philippus) mich unterbrochen hätte. O der widerlichen Schwatzhaftigkeit! Übrigens kann schwerlich etwas angenehmer sein als dieses Landgut, dieses Ufer, die Aussicht auf das Meer und alles andere (cetera noli putare amabiliora fieri posse villa, litore, prospectu maris, tum iis rebus omnibus). Doch, wie in Euripides' Medea die Amme die Sentimentalität der Phädra zurückweist, fügt Cicero die abdämpfenden Worte hinzu: 'Aber auch dies ist keines längeren Briefes

wert' (sed neque haec digna longioribus litteris). Eine schöne Aussicht rühmen ebenfalls die Worte Academ. II, 25, 80: 'Das Cumanum des Catullus kann ich von hier aus sehen, das Pompeianum nicht, und doch liegt nichts dazwischen, wodurch es verdeckt wäre; allein weiter trägt einmal die Sehkraft nicht. Welch eine prächtige Aussicht! (O praeclarum prospectum)! Da vor uns liegt Puteoli'. Die Einsamkeit von Astura lindert seinen Schmerz um Tullia ad Attic. XII, 13. Häufig preist er die Anmut seiner zahlreichen Villen und die Stille und Schönheit kleiner Orte, die ihm in den Wechselfällen seines drangreichen politischen Lebens wohlthut. IV, 8a ad Attic. schreibt er von Antium: 'Man kann sich keinen ruhigeren, anmutigeren Ort denken' (nihil quietius, nihil amoenius.) III, 1 ad Quintum: 'Von der Hitze erholte ich mich wieder auf meiner Arpinatischen Villa, die der Fluss (Fibrenus) zu einem so kühlen und anmutigen Aufenthalt macht' (summa cum amoenitate tum salubritate fluminis); ebenda nennt er das Fufidianum den schattenreichsten, kühlsten Ort, den Quintus sich zu einem äusserst anmutigen Landgute machen könnte, wenn er es noch mit einem Fischteiche, einer Palästra und einem Lustwäldchen verschönerte (§ 3) u. s. f.

Auch von seinem Landhause auf der Insel Astum schreibt er ad Attic. XII, 19: 'Du hast recht, der hiesige Ort ist anmutig und kann von den Vorgebirgen Antium und Circei zu beiden Seiten als ein Eiland im Meer gesehen werden' (est hic quidem locus amoenus et in mari ipso, qui et Antio et Circeiis aspici posset); ad famil. VII, 20 erwähnt er einen Lotusbaum, dessen Schönheit sogar die Wanderer an sich lockt (lotum, a quo etiam advenae teneri solent) und nennt Velia eine heimliche, heilsame, reizende Gegend (remoto, salubri, amoeno loco). —

An dem Literaturhimmel der sinkenden Republik strahlt neben den beiden Sternen erster Grösse, neben Cicero und Varro, dem Aristoteles der Römer, — dessen hinterlassene Werke, wie das über die Landwirtschaft, für unser Thema leider nichts von Bedeutung bieten, —

ein bescheidenerer, aber von nicht minder hellem Glanze — denn er bezeichnet den ersten, ja einzigen Lyriker der Römer — der Veroneser C. Valerius Catullus. Er hat manches, was an Heine erinnert. Er war ein Schüler der Alexandriner; seine grösseren Gedichte sind geschickte Nachahmungen ihrer Manier; aber wie Heine sich lossagte von den Romantikern und durch die Leidenschaft einer unglücklichen Liebe zum Lyriker par excellence wurde, so hat auch den Catullus der Liebesdämon auf eigene Bahnen gewiesen und ihm Lieder eingegeben, wie sie vorher und nachher kein Römer gesungen; der Liebesgott gab ihm die Kraft zu sagen, was er leide, in volltönenden Versen zu beichten, was das junge Herz in Freude und Schmerz bewegte. Der gefährlichen Kokette Clodia, die er als Lesbia vergötterte, verdanken wir es, dass Catullus mehr ward als ein Verskünstler nach hellenistischen Vorbildern, als ein gewandter Schüler eines Valerius Cato, der da einen Catullus und Calvus und Cinna lehrte, wie man 'mit bienenmässiger Emsigkeit aus der ansehnlichen geographischen und mythologischen Gelehrsamkeit eines Apollonios von Rhodos, Kallimachos, Philetas, Aratos, Euphorion, als auch aus dem Bildervorrat und den sonstigen Figuren der Diktion Honig zusammentrage und aus diesem Extrakt des Extraktes an langsamer, dünner Spiritusflamme endlich einen poetischen Liqueur zu Stande bringe, der dann eben wieder, um geniessbar zu werden, dem Leser nicht ohne die klärende und verdünnende Brühe eines gelehrten Commentars theelöffelweise eingegeben werden konnte' (Ribbeck). Des Catullus 'Buch der Lieder' bedarf in seinen besten Teilen nur des Kommentars des Nachempfindens; es enthält Perlen echtester Gelegenheitsdichtung; sind sie auch nur Kleinigkeiten, — denn Catull ist wie Heine ein Talent, aber kein Genie und kein Charakter — so wiegen doch diese nugae schwer in der Wagschale einer an wahrer Lyrik so armen Literatur, wie es die römische ist. In der Liebeslyrik aller Zeiten hat aber die landschaftliche Natur ihre bedeutsame Stelle, sie bietet für alle die wechselnden Stim-

mungen die reichsten Reflexe. Dass nun in der Kunst, die Seelenstimmung in die landschaftliche zu tauchen, die Römer nicht so ganz hinter den Griechen zurückstehen, das zeigen besonders ihre Elegiker; ja, des Catullus Lieder können gleich als beachtenswerte Belege dienen, wie man nur zu leicht geneigt ist, voreilig moderne Empfindungsweisen als dem Altertum gänzlich fremd hinzustellen. Entsagen will Catullus im c. 8 der unseligen Liebesleidenschaft, sich losreissen von jener, die ihm Himmelsglück zu kosten gegeben und ihn dann zurückgestossen; aber dieser Entschluss ruft einen harten Kampf in seiner Brust hervor, denn die Erinnerung an die genossene Seligkeit ist noch zu frisch:

> Hör' auf, Catullus, deinen Wahn zu liebkosen,
> Und was verloren, lass verloren sein endlich.
> Dir glänzten ehemals sonnenhelle Glückstage,
> Als du gewandelt, wo das Mädchen dir winkte,
> Die wir geliebt, wie keine noch geliebt worden.
> Da war ein Spielen dies und das, ein viel süsses,
> Wie dir es lieb war und dem Mädchen nicht unlieb.
> Da glänzten wahrlich sonnenhelle Glückstage.
>
> > Miser Catulle, desinas ineptire,
> > Et quod vides perisse, perditum ducas,
> > Fulsere quondam candidi tibi soles, . . .

Die glücklichen Stunden stehen vor seiner Seele, er malt sie aus: Fulsere vere candidi tibi soles,

> Fürwahr, es leuchteten dir helle Sonnen!

Ist dem gegenüber noch das Bedenken von Hess [15]) berechtigt: 'Die Alten sprachen wol kaum von sonnigen Tagen des Glücks' oder das — wie immer — apodiktisch bestimmte Urteil Meisner's (S. 117 N. schweizer. Mus. Bd. VI): 'Den Alten fehlt ganz die Trauer des Herzens über vergangenes Glück'!? Und wer möchte leugnen, dass das einzig herrliche c. 77 der Ausdruck eines von dieser Empfindung übervollen Herzens ist?! —

In dem Jubellied geniessender Lebenslust c. 5: 'Lass uns leben, Geliebte, lass uns lieben' . . ruft er mit sinniger Symbolik:

Sonnen können niedergehn und wieder kommen,
Doch wenn unser geringes Lichtlein einmal
Sinkt, dann schlafen wir eine Nacht für ewig.
Soles occidere et redire possunt,
Nobis, cum semel occidit brevis lux,
Nox est perpetua una dormienda.

Darum: 'Liebste, küsse mich tausendmal und hundert' u. s. f., wie er auch in c. 7 unersättlich seinem Liebchen erklärt:

So viel libyscher Sand Cyrene's öde,
Lasertragende Steppen überbreitet,
Vom Orakel des sonnenheissen Ammon
Bis zu Battus', des alten, heil'gen Grabmal,
So viel Sternelein als in stummer Nachtzeit
Auf der Menschen geheime Liebe blicken:
So viel Küsse von dir zu küssen wäre,
G'nug und übergenug für meinen Wahnsinn.
— Quam magnus numerus Libyssae arenae
Laserpiciferis iacet Cyrenis,
Oraclum Jovis inter aestuosi
Et Batti veteris sacrum sepulcrum,
Aut quam sidera multa, cum tacet nox,
Furtivos hominum vident amores,
Tam te basia multa basiare
Vesano satis et super Catullost . .

Schön ist besonders hier der zweite Vergleich von den unzählbaren Sternen in schweigender Nacht. Sympathetisch deutet der Dichter das Blitzen der Sterne! — Häufig kehren bei Catull dieselben Vergleiche und Bilder wieder, so nennt er in c. 61, 205 die wonnigen Liebesspiele der Neuvermählten zahllos wie der afrikanische Sand und wie die schimmernden Sterne; vgl. c. 60 mit 64, 157. —

Voll Reiz sind die Minnelieder c. 2 und 3 auf den Sperling seines Mädchens, den der Venus heiligen Vogel, mit dem sie tändelt, um die innere Glut zu verbergen, und um den sie ihre Augen rot weint, als der herzige, süsse (mellitus) Sperling starb 'und jenen düstren Weg nun wandert, den, sagen sie, keiner noch zurückkam'. O miselle passer!

Tua nunc opera meae puellae
Flendo turgiduli rubent ocelli;

anmutig ist auch c. 5 das stolze Selbstlob der Galeotte, die einst 'Behaarter Wald, der auf Cytorus' Bergeshöh' Die bunten Haare sausend oft im Wind geregt',

Comata silva: nam Cytorio in iugo
Loquente saepe sibilum edidit coma;

— vgl. das waldige, 'behaarte' Gallien, comata Gallia, 29, 3 und c. 61, 77: viden ut faces splendidas quatiunt comas? v. 94: viden? faces aureas quatiunt comas —; ein Fortschritt liegt besonders in der zur Metapher hinzukommenden, allerdings noch primitiven Beseelung 'Loquente saepe sibilum edidit coma': Das im Winde säuselnde Laub flüstert! Das Rauschen der ans Ufer schlagenden Wellen wird schlicht geschildert 11, 3: 'Zu entlegnen Indern,

Wo den Strand antobt der Eoer Woge
Brausende Brandung,

Litus ut longe resonante Eoa Tunditur unda;

vgl. 34, v. 9: 'Dass du würdest im Waldgebirg Herrin über den grünen Hain, Über buschige Felsenhöhn, Über rauschende Ströme': Montium domina ut fores Silvarumque virentium Saltuumque reconditorum Amniumque sonantum.

Eine höchst stimmungsvolle, an Ennius erinnernde Beseelung bietet c. 31, in dem Natur- und Heimatgefühl harmonisch zusammenklingen:

Paene insularum, Sirmio, insularumque
Ocelle, quascunque in liquentibus stagnis
Marique vasto fert uterque Neptunus,
Quam te libenter quamque laetus inviso . .
Salve, o venusta Sirmio, atque ero gaude:
Gaudete vosque, o Libuae lacus undae:
Ridete, quidquid est domi cachinnorum.

Von allen Inseln, Sirmio, und Halbinseln
Mein Augenstern, so viel' in klaren Landseen
Und Meeres Weite rings der Wassergott hütet,
Wie froh erblick' ich, wie zufrieden dich wieder! . .
Heil dir, o schönes Sirmio, sei dem Herrn freundlich;

Ihr alle freut euch, meine muntern Seewellen,
Und was daheim vor Wonne lächeln mag, lächle!

In c. 46 lockt die Frühlings- und Wanderlust ihn in die Weite:

Iam ver egelidos refert tepores,
Iam caeli furor aequinoctialis
Iucundis zephyri silescit auris.
Linquantur Phrygii, Catulle, campi . .
Ad claras Asiae volemus urbes.
Iam mens praetrepidans vagari,
Iam laeti studio pedes vigescunt . .

Schon bringt mildere Luft der Frühling wieder,
Schon ermattet des winternächt'gen Himmels
Wut, vor Zephyrus' liebem Hauch verstummend.
Lass die Phryger Gefilde denn, Catullus!
Auf! gen Asia's schöne Städte ruft es.
Schon voraus in die Weite schwärmt der Geist mir,
Schon hebt fröhliche Wanderlust die Füsse . .

Eine prächtige Morgenschilderung entrollt uns der Dichter in dem — auch metrisch höchst kunstvollen — c. 63 v. 39:

Doch sobald den Strahlenblick Sol, der umgoldete, in die Welt,
In den Äther, auf das Meer und die starre Erde warf,
Und der Nacht Gedüster wegtrieb mit dem rüstigeren Gespann, . .

Sed ubi oris aurei Sol radiantibus oculis
Lustravit aethera album, sola dura, mare ferum
Pepulitque noctis umbras vegetis sonipedibus . .

Da weicht der Schlummer von Attis; die grause, im Wahnsinntaumel verübte That der Entmannung tritt ihm vor die Seele, er stürzt von heisser Sehnsucht bewegt (animo aestuante) an die Flut, starrt mit thränendem Auge ins uferlose Meer (in maria vasta visens lacrimantibus oculis) — das wüste Meer harmoniert mit seiner 'auf und ab wallenden' Seelenstimmung, — und bitteres Heimweh presst ihm die Worte aus: 'O Erzeugerin, o Heimatland . . O wo bist du geliebtes Land du? Wo begegnest du dem

Blick? . . Das glückliche Leben daheim! und nun Soll ich, ein verstümmelt Halbgeschöpf, Ich des grünen Ida Schneehaupt, das begletscherte, so umgehn? Ein verödet Leben hinziehn an den Felsenhörnern hier, Wo die Hinde treibt im Dickicht, wo der Eber in dem Gebüsch?' . . So fasst ihn der ganze Schrecken der wilden Gebirgseinsamkeit:

Ego viridis algida Idae nive amicta loca colam?
Ego vitam agam sub altis Phrygiae columinibus,
Ubi cerva silvicultrix, ubi aper nemorivagus? . .

vgl. v. 52.

In ähnlicher verzweifelter Stimmung steht die am einsamen, wellenrauschenden (fluentisono) Meeresstrand von Theseus treulos verlassene Ariadne c. 64, v. 52 ff; wie die Wogen branden und das Gewand im Winde wallt (fluitantis amictus), wogt ihr eigenes Herz im Schwalle der Sorgen, 'magnis curarum fluctuat undis' v. 62. Dieselbe schöne, der Situation so fein angepasste Metapher begegnet wieder v. 97: 'In welches Gewog stürztet ihr das liebeentflammte Mädchen'! Qualibus incensam iactastis mente puellam Fluctibus. — Und Wogen des Wehes erschüttern sein Herz (Mens animi tantis fluctuat . . malis) c. 65, 3, da die Welle des Lethestrudels den bleichen Fuss des lieben Bruders benetzt hat.[16]) Würdig reiht sich somit das Catullianische 'fluctuare' dem Pindarischen *κυμαίνεσθαι πόθῳ* an; und wie seit Homer es üblich geworden, nutzlose Worte, leere Schwüre den Winden und Wellen preiszugeben, so heisst es von Theseus c. 64, v. 59, dass er in der 'Winde Gebraus warf die nichts geltenden Schwüre' (inrita ventosae linquens promissa procellae), vgl. 19, 4; 64, 111, 142; c. 65, 17: 'Worte den schweifenden Winden vertraut', (dicta vagis nequiquam credita ventis).[17]) — 'Das gäb' ich den lustigen Winden, die trügen es lustig fort' singt Heine. — Eine hübsche Modifikation des Bildes enthält c. 64, v. 138: 'Dieses Gebot, das sonst Theseus in beständigem Herzen hütete, flog nunmehr, wie im Hauche der Wind' ein Gewölklein über den schneeigen Wipfel des Berges entfliegt, in die Weite' (ceu pulsae

ventorum flamine nubis | aerium nivei montis liquere cacumen). — Eine herrliche Meeresschilderung bietet das Gleichnis v. 269 dar:

Jetzt wie des ruhigen Meeres Flutplan mit dem Atem der Frühe
Zephyrus leichtanschauernd hinauslockt hüpfende Wellen,
Wenn an der wandernden Sonne Gezelt Aurora emporsteigt,
Die anfangs schlafträge, gedrängt vom säuselnden Luftzug,
Seewärts gehn, leisrauschend, es hallt wie heimlich Gekicher;
Aber der Wind schwillt an, schon rollen sie höher und höher,
Und bald fernhin sprühn die entschwimmenden unter dem Glührot:
Also war's, dass jene, die räumigen Hallen verlassend,
Heim auf hurtigen Füssen bewegt hie-zogen und dorthin:
Hic qualis flatu placidum mare matutino
Horrificans zephyrus proclivas incitat undas
Aurora exoriente vagi sub limina solis,
Quae tarde primum clementi flamine pulsae
Procedunt (leni resonant plangore cachinni),
Post vento crescente magis increbrescunt
Purpureaque procul nantes a luce refulgent . .

Catull führt hier — wol nach einem alexandrinischen Vorbilde — die Homerverse weiter aus Il. VII, 61: *τῶν δέ στίχες εἵατο πυκναί Ἀσπίσι καὶ κορύθεσσι καὶ ἔγχεσι πεφρικῦαι. Οἵη δὲ Ζεφύροιο ἐχεύατο πόντον ἔπι φρὶξ Ὀρνυμένοιο νέον, μελάνει δέ τε πόντον ὑπ' αὐτῆς· Τοῖαι* . . Der von schwerem Schicksalsschlage Getroffene erscheint dem Dichter c. 68, 5: 'Gleich dem Gestrandeten, den Sturmflut an die Küste geworfen', (naufragum ut eiectum spumantibus aequoris undis); die Thränenströme fliessen über die Wangen v. 57 'wie ein Gebirgsbach aus moosbraunem Gestein blinkend hervorstrudelt,

Der kopfüber gewälzt durch neigende Thäler und Gründe

Bis an den Heerweg fort zieht in des Volkes Verkehr,
Köstliche Frischung bringend im Schweiss dem ermüdeten Wandrer,
Wann ausdörrender Brand klaffend die Äcker zerreisst:

Qualis in aerii perlucens vertice montis
Rivus muscoso prosilit e lapide,
Qui cum de prona praeceps est valle volutus,
Per medium sensim transit iter populi,
Dulce viatori lasso in sudore levamen,
Cum gravis exustos aestus hiulcat agros.

Zart und sinnig sind auch die Bilder aus Blumen- und Pflanzenwelt, die zum Teil der Sappho abgelauscht sind. Das neu erwählte Mädchen nennt er von grünendster Jugendblüte c. 17, 15: viridissimo nupta flore puella, 'wähliger als das zarteste Zickchen' (tenellulo delicatior haedo), und darum 'ist es auch ängstlicher zu hüten als die dunkelste Traube' (asservanda nigerrimis diligentius uvis). Sein Juventius ist die Blüte der Juventii: flosculus Juventiorum 24, 1.

Die hochzeitlich geschmückte Aurunculeia erinnert ihn an die Hyacinthe im bunten Beete des Gärtchens c. 61, 91: Talis in vario solet Divitis domini hortulo Stare flos hyacinthinus; in ihre Arme wird sich der Gatte schmiegen, 'wie die Rebe um den Baum sich schlingt' v. 106: Lenta quin velut adsitas Vitis inplicat arbores, Inplicabitur in tuum Complexum; die Gattin strahlt v. 192 'blühenden Antlitzes wie die weisse Lilie oder der rosige Mohn' (Ore floridulo nitens Alba parthenice velut Luteumve papaver) — ein ähnliches Farbenspiel wie bei Ennius ann. 355: Et simul erubuit ceu lacte et purpure mixta; vgl. Cat. 64, 162:

Candida permulcens liquidis vestigia lymphis
Purpureave tuum consternens veste cubile.

Direkt an Sappho erinnert der Vergleich der keuschen Jungfrau mit der unberührten Gartenblume c. 62, 39:

Wie in umfriedetem Garten gehegt aufwächset ein Blümchen,

Fremd dem genäschigen Zahn, von der Pflugschar nimmer verwundet,
Lüftlein kosen mit ihm, Tau tränkt und die Sonne belebt es,
Viele Jünglinge begehren, der Mädchen suchen es viele;
Aber sobald es geknickt vom leisesten Finger verblühn muss,
Nicht Jünglinge begehren und nicht mehr suchen es Mägdlein:
Also die Jungfrau, keinem berührt, ist Wonne der Ihren u. s. f.

Ut flos in saeptis secretus nascitur hortis,
Ignotus pecori, nullo convolsus aratro,
Quem mulcent aurae, firmat sol, educat imber etc.

Und in nicht minder poetischem Bilde antwortet der Chor der Jünglinge:

Wie auf blachem Gefild einsam die verlassene Rebe
Nimmer empor sich hebt, nie schwellende Trauben heranreift,
Sondern das schwanke Gewächs von der Wuchtkraft niedergezogen
Nickt sie und rührt gar bald mit dem äussersten Spross an die Wurzel;
Die nun achtet der Landmann nicht und der pflügende Stier nicht;
Aber vereiniget je das Geschick sie dem gattenden Ulmbaum,
Nimmt sie der Landmann willig in Acht und die pflügenden Stiere:
Also die Jungfrau, keinem berührbar, altert verabsäumt;
Wenn sie in reifender Jugend gewann gleichartiges Ehband,
Wird sie dem Mann erst lieber und mindere Last den Erzeugern.

Ut vidua in nudo vitis quae nascitur arvo
Numquam se extollit, numquam mitem educat uvam,

Sed tenerum prono deflectens pondere corpus
Jam iam contingit summum radice flagellum etc.

In der mütterlichen Pflege wuchs Ariadne heran 64, 89:

Wie an Eurotas' Wassern erwächst die bescheidene Myrte
Oder der Frühlingshauch vielfarbiges Blühen heranzieht,
Quales Eurotae progignunt flumina myrtos
Aurave distinctos educit verna colores.

Im Parzenliede werden die Thaten des Achilles gepriesen, deren Zeugen die troischen Mauern und die Wellen des Skamander sein werden,

Denn wie im dichten Getreid Kornährlein köpfend der Schnitter
Sommerlich unter der Glut goldwogende Fluren dahinmäht:
Also mäht er die Leiber des Troergeschlechts mit dem Mordstahl,
Namque velut densas praecerpens cultor aristas
Sole sub ardenti flaventia demetit arva . . .

Häufig sind metaphorische Beiwörter wie 'rosig' (roseis labellis 65, 74), 'schneeig' (niveos artus 64, 364); beide Epitheta begegnen in beliebtem Farbenkontrast 64, 309 'rosige Binden auf schneeigem Scheitel' (At rosae niveo residebant vertice vittae); dazu gehört auch das Säen von dornigen Sorgen in die Brust der Ariadne 64, 72:

Spinosas Erycina serens in pectore curas.

Als ein junger Mann sank Catull ins Grab. Mit ihm schliesst die Periode der republikanischen Literatur. Auch in den Äusserungen seines Naturgefühls weist er schon in eine neu anbrechende Zeit, in die Zeit der augusteischen Dichter. Des Ennius, des Lucretius Werke waren die ersten kühnen und glücklichen Versuche, die starre, spröde Form der lateinischen Sprache für den weichen Stoff hellenischer Weisheit und hellenischer Kunst gefügig zu machen. Catull löst sich aus den fremden Banden, aus dem Zwange sklavischer Nachahmung, bahnt neue Wege an und spricht in kunstvollen Versen seine eigenen, dem römischen Leben

durchaus entsprechenden Empfindungen aus. Wie viel reicher und feiner, weil individueller und subjektiver, ist er in seinen Vergleichen, Metaphern, Beseelungen und Schilderungen, als seine Vorgänger. Die auf Naturanschauung beruhenden Vorstellungen werden eben immer geläufiger, das Auge wird immer geübter und der Sinn immer schärfer für die Reize und die Schönheit der landschaftlichen Natur. Bricht auch noch keine empfindsame Liebe zur Natur um ihrer selbst willen hindurch — wie bei dem Vorboten einer neuen griechischen Epoche, wie bei Euripides —, wird die Natur auch noch nicht zum alleinigen Gegenstande der Schilderung — wie in Griechenland zur Zeit des Hellenismus —, so ist doch ein grosser Fortschritt unverkennbar. Die Empfindungsweise wird wärmer, inniger; die Schilderung intensiver, individueller.

Neben Catull steht Cicero, der seine, im Gegensatz zu dem Epikureer Lucrez wesentlich stoische Begeisterung für die Natur als Ganzes, als Ursprung aller Dinge, als Kosmos, den Griechen abgelauscht hat; er bietet bedeutungsvolle Zeugnisse einer erhabenen Naturbetrachtung, aber zugleich verleugnet er auch nicht die ästhetische Bewunderung der Natur, den Genuss ihrer Schönheit und Pracht und seine Vorliebe für anmutige Gegenden, besonders für seine Villen, wenngleich alles das auch ihm noch nicht gerade längerer Erörterung wert dünkt. — Die übrigen Prosaiker bieten nichts von Belang; durchaus knapp und nüchtern sind die Lokalschilderungen in den militärisch-politischen Werken Caesar's und Sallust's; mögen des letzteren prachtvolle Gärten auf dem Esquilin von einem hochgradigen Natursinne gezeugt haben — le luxe des jardins suppose toujours qu'on aime la natûre (Mad. de Staël) —, sein bellum Jugurthinum verrät uns davon nichts. Eine empfindungswarme, poesiedurchwehte Prosa erblüht stets erst auf dem Gipfel der Literatur. —

Drittes Kapitel.

Das elegisch-idyllische Naturgefühl im augusteischen Zeitalter.

Die Zeit des Augustus bezeichnet einen Wendepunkt in dem römischen Kulturleben wie die Alexanders des Grossen in dem griechischen. Wie allen Übergangsperioden ist auch ihr eine gewisse Unruhe und Unfertigkeit eigen, welche edle, das Alte ungern preisgebende Männer unbehaglich und wehmütig stimmt, so dass sie sich von der Gegenwart zurück flüchten in eine glücklichere Vergangenheit, in der noch echt römische Sittenstrenge und hingebende Vaterlandsliebe, aufopferungsfreudige Selbstlosigkeit im Interesse des Ganzen herrschte und noch nicht das Jagen und Ringen nach Erwerb, Genuss und Ruhm die Gemüter fieberhaft erregte und noch nicht ein unbeschränkter Trieb zur Geltendmachung der Individualität einen krankhaften Ehrgeiz, einen selbstsüchtigen Materialismus erzeugte oder ein Buhlen um die Gunst der Mächtigen an die Stelle freier politischer Arbeit trat. Der Zug der Zeit wird kosmopolitisch, international; die Richtung der republikanischen Epoche war centripetal, die des augusteischen Zeitalters wird centrifugal. Das Kaiserreich bedeutete für Rom den Frieden, der die Wiege für Kunst und Wissenschaft ist. Augustus übte ein mildes Patronat der Geister, und die Poesie trat in den Dienst des Hofes; die Dichter wenden sich nicht ans Volk, sondern an die höchsten

Gesellschaftsklassen, sie werden daher universeller; aber auch die Poesie wird nicht als Gottesgabe weniger Erwählter, sondern als ein Gemeingut betrachtet, das jeder durch Ernst und Studium sich erwerben zu können wähnt. Das Streben nach umfassender, vielseitiger Bildung erwachte mehr und mehr, und da Ruhe, Ordnung und Sicherheit nach den Stürmen der Bürgerkriege eintrat, ward der angeborenen Reise- und Wanderlust ungehindert gehuldigt, und die Anschauung grossartiger und lieblicher Gegenden, sowie die Vertiefung geographischer und botanischer Kenntnisse waren auch für die Weiterentwicklung des Naturgefühls von Bedeutung. Das Homerische: 'Die Erde ist allen gemeinsam' war, wie Aristides in seinem Preislied auf Rom begeistert ausruft, zur Wirklichkeit geworden. Lichtvoll hat Friedländer, Sittengeschichte II S. 3—122 dargethan, wie grossartige Strassensysteme, Wegekarten, Stationenverzeichnisse die Reisen erleichterten, wie nicht blos Geschäfte, Amtspflichten, sondern auch Forschungstrieb und Kunstbedürfnis die Gebildeten über Land und Meer führte, wie aber auch mit allem Raffinement und Luxus der Zeit Erholungs- und Vergnügungsreisen an die schönsten Punkte Italiens und Siciliens unternommen wurden: nach Ostia, Astura oder Antium mit seinen prachtvollen, zum Teil ins Meer gebauten Palästen, wo noch jetzt Reste versunkener Herrlichkeit überall aus dem Meere ragen oder durch die durchsichtige Flut vom Boden heraufschimmern (S. 46), oder in die Gebirgsorte wie Tibur, Praeneste, Tusculum, an die 'wildschönen Ufer des Anio', die rings mit Villen dicht besetzt waren, oder nach Neapel und Bajae, diesem ersten Luxusbad der Welt, wo sich Villen teils auf weitschauenden Höhen, teils unmittelbar am Rande des Meeres oder im Meere selbst erhoben. Griechenland lockte schon als Land der Vergangenheit, und 'in der Stille und Einsamkeit, die über Land und Städte gebreitet war, trat das Bild der grossen Vergangenheit nur um so überwältigender vor die Seele des Wanderers'. Aber auch in Ägypten konnte der Reisende sein historisch-ethnographisches

Interesse und die römische Vorliebe an wunderbaren Phänomen befriedigen. Von dem lebhaft sich entfaltenden Natursinne zeugt der Kultus, den man an zahllosen Grotten, Höhlen, Quellen, Hainen und Bäumen pflegte, zu denen man andachtsvoll, das geheimnisvoll waltende numen in der Natur verehrend, pilgerte, zeugen ferner die Trümmer der Villen und Paläste am Meeresgestade oder an See- und Flussufern oder auf hoher Bergeswarte. — Gar mancher tiefer oder mit beschaulicher Denkweise Veranlagte flüchtete sich aus den Wirren des grofsstädtischen Lebens, aus der unerquicklichen Sphäre eines verderbten Hofes, aus der Welt des Scheins und der Heuchelei in die ewig reine, ewig freie, grosse Natur, und siehe da, es ward das hellenistische, empfindsame, elegisch-idyllische Naturgefühl geboren, in das sich dann auch von selbst gar bald die Erotik als effektvolles Bindeglied einfügte.

Die Literatur und vor allem ihre höchste und glänzendste Erscheinung dieser Epoche, die Poesie, bekundet einen deutlichen Niederschlag aller dieser kulturhistorischen Momente. —

P. Vergilius Maro ist eine der reinsten Erscheinungen der römischen Literatur, eine kindlich harmlose Natur, eine anima candida, die 'sich gern aus den Wirren der Gegenwart in idealisierte Naturzustände flüchtete, wodurch seine Dichtung jenen sentimentalen Zug erhielt, der ihn einem folgenden Weltalter so wahlverwandt erscheinen lässt' (Carriere). Wohl bewundern wir die stolze, oft prächtige Diktion im Vergleich zu früheren Dichtern, aber vor einem Theokrit und gar vor einem Homer treten auch seine Dichtungen zurück, wie der Mond und die Sterne vor der flammenden Sonne weichen. [18])

Die Vergilischen Eklogen entbehren jener dramatischen Anschaulichkeit, die jede einzelne des Theokrit zu einem vollendeten Kabinetstück macht, aber sie verraten die Ideenverwandtschaft, die Homogenität der Zeitrichtungen, welche Hellenismus und die römische Literatur unter den Kaisern verbindet. Wehmütige Sehnsucht nach

der unverfälschten Natur, nach dem ländlichen Frieden im Gegensatz zu städtischer Hyperkultur, kurz ein idyllisches Naturgefühl ist der Untergrund dieser 'Bildchen' aus dem Leben der Hirten, die 'unter dem Dache der breitästigen Buche' (I. 1) oder in der rebenumrankten Grotte (V, 5) die Rohrpfeife um die Wette spielen, Wald und Thal wiederhallen lassen und um die spröden Schönen werben. Wie der verliebte Cyklop bei Theokr. XI, 42 die liebliche Galatea angirrt, so rühmt ihr Möris Ekl. IX, 39 sein herrliches Dasein:

Komm hierher, Galatea, was soll denn dein Spiel in den Wogen?
Hier ist purpurner Lenz, bunt hier um die Borde der Bächlein
Streute Blumen die Flur; hier ragt die silberne Pappel
Über die Grott', und es flechten geschmeid'ge Reben ein Laubdach.
Komm hierher, lass tobend zum Strand aufschlagen die Brandung.

Glückselig wird der Greis gepriesen I, 46 ff, dem sein Landgut und somit der Genuss vielfältiger Freuden geblieben ist:

O glückseliger Greis, hier zwischen vertraulichen Buchen
Und an heiligen Quellen erfrischt dich schattige Kühlung,
Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Grenze des Feldes
Stets hybläische Bienen in Weidenblüte bewirtet,
Tönt mit leisem Gesumme dich oft in gemächlichen Schlummer:
Hier am hangenden Fels singt hoch der scherende Winzer,
Während indes dein Liebling, die heisere Taube des Waldes,
Rastlos girrt, und die Turtel vom luftigen Wipfel der Ulme.

Fortunate senex! hic inter flumina nota
Et fontis sacros frigus captabis opacum.
Hinc tibi, quae semper, vicino ab limite saepes
Hyblaeis apibus florem depasta salicti
Saepe levi somnum suadebit inire susurro.
Hinc alta sub rupe canet frondator ad auras:
Nec tamen interea raucae tua cura palumbes
Nec gemere aëria cessabit turtur ab ulmo.

Vgl. die reizende Copa und im Culex die idyllische Schilderung der weidenden Herde, v. 69: „Wer kann glücklicher sein als wer mit reinem Sinn ferne von neiderregenden Schätzen und traurigen Kriegen ein seliges Hirtenleben führt!"

Wie in allen Pastoralien steht auch in den Eklogen die Herde und die leblose Natur dem schlichten Schäfervölkchen innig vertraut, wie eine mitklagende und mitlachende Freundin, gegenüber. Scheidet der Hirte von seinen Äckern, seinen Birnen, Reben und seinen Ziegen, so will ihm das Herz fast vor Weh zerspringen, I, 72; nach dem abwesenden Tityrus sehnen sich I, 38 die Pinien, selbst die Quellen, selbst die Gehölze (ipsae te, Tityre, pinus Ipsi te fontes, ipsa haec arbusta vocabant); den vor Liebe vergehenden Gallus beweinten Lorbeer und Tamariske und der Fichten tragende Maenalus und die Felsen des kalten Lycaeus X, 13.

Als Daphnis in den erbarmungslosen Tod sinkt, sind nicht nur die Haselgebüsche und die Bäche Zeugen der Trauer der Nymphen V, 20 ff, und kostet vor Kummer keines der Tiere den Strom und berührt keines ein Hälmchen des Grases, sondern öde Berge und Wälder bezeugen es, dass selbst die punischen Löwen ihn beseufzten:

Daphni, tuum Poenos etiam ingemuisse leones
Interitum montesque feri silvaeque loquuntur.

Mit der Pales und mit Apollo weicht nach dem Tode des herrlichen Hirten die Fruchtbarkeit von den Feldern V, 35, statt der Gerste sprosst unseliger Lolch, statt des lieblichen Veilchens und der purpurnen Narzisse steigt die Distel empor und scharfgenadelter Stechdorn.

Und als Daphnis über die Schwelle des Olympus tritt (V, 56), unter sich Wolken und Sterne, da fasst Entzücken die frohen Wälder (alacris silvas) und die Fluren, . .

Selbst nun schwingen empor ihr Jubelgetön zu den Sternen
Struppige Bergwildnisse, ja selbst lobsingen die Felshöhn,
Selbst Weinbäumen entschallt: Gott, Gott ist jener, Menalcas!

Ipsi laetitia voces ad sidera iactant
Intonsi montes; ipsae iam carmina rupes,
Ipsa sonant arbusta: 'deus, deus ille, Menalca!'

Ja, die Fluren und Bäche spiegeln, wie bei Theokrit, auch bei Vergil VII, 53 die Trauer über das Scheiden und die Freude über die Wiederkehr des Geliebten wieder: Ringsum liegen die Früchte,

Alles umher nun lacht. Doch sobald mein schöner Alexis
Unser Gebirge verliesse, du sähst auch die Bäche vertrocknet':

Omnia nunc rident. At si formosus Alexis
Montibus his abeat, videas et flumina sicca.

Und Thyrsis entgegnet:

Dürr ist Acker und Flur, in der Glut krankt durstig das Kraut hin —
Doch wann unsere Phyllis erscheint, grünt jegliche Waldung;
Jupiter auch stürzt reichlich in fröhlichem Regen herunter:

Aret ager, vitio moriens sitit aëris herba . .
Phyllidis adventu nostrae nemus omne virebit,
Juppiter et laeto descendet plurimus imbri. —

Ein sympathetisches Naturgefühl, wie es uns die griechische Lyrik bot, klang leise in des Catullus Heimatlied an; bei keinem anderen römischen Dichter bildet es einen so bedeutsamen Grundton wie bei Vergil. Es fand der Dichter von Mantua eine verwandte Saite seiner zarten, weiblich organisierten, träumerischen Seele durch die stimmungsvolle Naturmalerei des Theokritos,

angeschlagen, der so meisterlich jene feinen Bezüge zwischen Geistigem und Natürlichem aufdeckt und beide Sphären in Harmonie oder Kontrast setzt. Lucrez malt wol die Natur in kraftvollen Versen, Vergil vindiziert ihr eine Seele, ein mitempfindendes Leben — les paysages d'Homère nous charment comme un tableau, ceux de Virgile nous émouvent comme une mélodie (Laprade).

Auch der schöne Gesang der Hirten zieht die Natur in seinen Zauberbann; nicht blos horchen verwundert starr die junge Kuh und die Lüchse, sondern auch der Bergstrom wendet den Lauf und ruht aus VIII, 4: Et mutata suos requierunt flumina cursus; und der Maenalus hat tonreiches Gehölz (argutum nemus) und melodische Fichten (pinusque loquentes) v. 22, denn 'stets hört er der liebenden Hirten Gesänge'.

Der von Liebesleid Geplagte flüchtet sich dorthin, 'wo dicht aufstreckt die schattigen Wipfel der Buchenhain' II, 3 (inter densas umbrosa cacumina fagos Assidue veniebat), und klagt dann einsam Bergen und Wäldern seine Not; ja, Gallus will X, 50 in die Einsamkeit fliehen, wo nur das Wild in seiner Höhle sein Genosse ist, im Walde still leiden und seine Liebe den Bäumen vertrauen: aufwachsen werden die Bäume und die Namenszüge der Geliebten!

Certum est: in silvis, inter spelaea ferarum
Malle pati tenerisque meos incidere amores
Arboribus: crescent illae, crescetis amores.

Doch solche sentimentale Regung, als Jäger mit Bäumen und Tieren nur zusammenzuleben, erscheint selbst dem Liebeskranken nur als eine medicina furoris, als etwas Ungesundes, Widernatürliches. [19])

Die Bilder und Gleichnisse entsprechen natürlich der Hirtensphäre. Will man Rom und Mantua vergleichen, so ist jenes eine hohe, kernfeste Cypresse, dieses ein geschmeidiger Faulbaum: I, 25. An die Vergänglichkeit der schönen Gestalt mahnt den spröden Knaben das Wort II, 18: 'Weisser Liguster verwelkt, die dunkle Vaccinie pflückt man'! Korydon folgt dem Alexis v. 63, 'wie die Löwin dem Wolfe, wie der Wolf der

Ziege, wie das naschhafte Zicklein dem blühenden Cytisus'; 'verhängnisvoll ist Hürden der Wolf, dem reifen Korn das Gewitter, fruchttragenden Bäumen der Wind, und uns dein Zorn, Amaryllis' heisst es III, 80 u. s. f. 'Wie die Rebe den Bäumen zum Schmuck dient, wie der Rebe die Traube u. s. f., so du den Deinen' V, 32. Der Gesang ist lieblicher als der Schlummer dem Müden im Gras oder der labende Trunk aus dem springenden Quell dem Durstigen am Mittag v. 45, vgl. Theokr. I, 7, VIII, 81. Galatea ist VII, 37 süsser denn hybläischer Thymian, weisser denn Schwäne und schöner als hellgrün rankender Epheu; Thyrsis will dem Korydon bitterer scheinen denn Sardos Kräuter, rauher als Mäusedorn und gewöhnlicher als ausgeworfenes Meergras; v. 45 malt Korydon eine Frühlingsscene am schattigen Quell und nennt das zum Lager ladende Gras weicher, sanfter als Schlaf (somno mollior herba). Schön findet Thyrsis v. 65 die Esche im Walde, die Pinie in den Gärten, die Pappel am Bach und die Tanne auf luftigen Berghöhen, doch 'wenn du öfter zu mir, holdseliger Lycidas, wandelst, müssen die Esche und Pinie nachstehen'.

Mit Naturunmöglichkeiten spielt wie Theokr. I, 132 Vergil I, 59: 'Eher wird der Hirsch im Äther weiden, das entweichende Meer die Fische auf dem Trockenen lassen . ., als dass des Caesar Antlitz aus unserem Herzen weiche', vgl. VIII, 53. Die Schilderungen der Tages- und Jahreszeiten sind knapp, doch nicht ohne individuelle Färbung, wie am Schluss der ersten Ekloge:

Schon auch steigt in der Ferne der Rauch aus ländlichen Giebeln,
Und von den Höhn des Gebirgs erstrecken sich grössere Schatten,

oder II, 8: 'Jetzt auch suchen die Schafe den Schatten und Kühlung, jetzt verkriecht sich im Dorn die grünliche Eidechse', vgl. Theokr. 84, 22; oder der Morgen wird geschildert VIII, 14: 'Kaum war vom Himmel gewichen der kühle Schatten der Nacht, wann noch lieblich der Herd' auf zartem Grase der Tau ist'; oder der Frühling III, 56: 'Nun blüht jedes Gefild und jeglicher Baum von. Er-

zeugung, Nun ist laubig der Wald, nun üppige Schöne des Jahres' (Et nunc omnis ager, nunc omnis parturit arbos, Nunc frondent silvae, nunc formosissimus annus). Die Stille in der Natur malt IX, 57 — vgl. Theokr. VII, 57, VI, 11 —:

Und nun schweiget dir rings der gebreitete Spiegel, es ruhet,
Siehe doch, jegliches Lüftchen des ungestümen Geräusches,
Et nunc omne tibi stratum silet aequor et omnes
Adspice ventosi ceciderunt murmuris aquae.

Catull hatte schon 64, 384 ff. nach alexandrinischer Manier die alte selige Vorzeit gepriesen im Gegensatz zur verderbten Gegenwart; Vergil prophezeit in der 4ten Ekloge das Anbrechen eines neuen Weltenfrühlings, den der Entsündiger Apollo mit der Geburt des Sohnes des Consul Polio heraufführen wird: dann wird die Erde von selbst ihre Gaben spenden, Blumen und edle Pflanzen brechen hervor, gefahrlos weiden die Herden, ohne Furcht vor wilden Tieren; diese werden vergehen; sterben wird das Schlangengezücht und die giftige Pflanze; überall reichste Fülle, mühelos ohne Meerfahrt, ohne Krieg, ohne Arbeit —

Schau mit gewölbeter Last das hochher schwankende Weltall,
Länder rings und Räume des Meeres und Tiefen des Himmels!
Schau wie alles sich freut des kommenden Urjahrhunderts! —

Sehen wir also auch Vergil im einzelnen vielfach mit Geschick den Theokrit nachahmen, so ist doch der Gesamteindruck dieser Eklogen nur der einer künstlichen Färbung des städtischen Lebens mit ländlichem Kolorit; aber gerade diese in sich verschwimmende Allegorie und Romantik, diese Verhüllung der städtischen Verhältnisse durch die Rustica und Pastoralia muss ihnen den Hauptreiz für seine Zeitgenossen verliehen haben. —

Es war ein wirklich nationales und seinem eigenen Wesen äusserst homogenes Unternehmen, als Vergil

seine Georgica begann und mit sorgsamstem Fleisse dies fein geglättete Werk über Acker- und Obstbau und Vieh- und Bienenzucht ausführte. Wie unendlich hat die Komposition sowohl wie die Form im einzelnen im Vergleich zu Lucrez gewonnen! Die Trockenheit des Stoffes wird durch glänzende Episoden abgeschwächt, die Einzelgemälde sind durch signifikante Epitheta und individuelle Ausdrucksweisen belebt, und das Ganze durchweht Liebe zur Sache, ein warmes Gefühl für die Natur und Begeisterung für Italien (II, 140—176). Ohne jene Herbigkeit des Lucrez singt er ein Loblied dem Landleben gegenüber dem Prunk und dem falschen Schein des Stadtlebens II, 458:

> Wahrlich allzu beglückt, wenn eigenes Wohl er erkennte,
> Wäre der ländliche Mann, dem, fern von Waffen der Zwietracht,
> Willig sein leichteres Mahl darbeut die gerechteste Erde!

> O fortunatos nimium, sua si bona norint,
> Agricolas! quibus ipsa procul discordibus armis
> Fundit humo facilem victum iustissima tellus.

Kein Palast, von lästigen Besuchern gefüllt, keine Gier nach Schätzen, nach Schildpatt, golddurchwirkten Gewändern etc. stört ihn und trübt sein Glück,

> Doch sorglose Ruh', und ein harmlos gleitendes Leben,
> Reich an mancherlei Gut, doch Musse in weiten Gefilden,
> Grotten und lebende See'n und Kühlungen tempischer Thale,
> Rindergebrüll' und im Wehen des Baums sanftruhender Schlummer
> Mangeln ihm nicht, Bergwälder sind dort und Lager des Wildes . .

> At secura quies et nescia fallere vita,
> Dives opum variarum, at latis otia fundis
> (Speluncae vivique lacus et frigida tempe

Mugitusque boum mollesque sub arbore somni)
Non absunt; illic saltus ac lustra ferarum —

Er hat eine fröhliche Jugend bei geringem Besitz, fromm ehrt er die Götter; ehe sie schied, durchwallte zuletzt die Gerechtigkeit — die Euripideische *αἰδώς*! — diese Gefilde!

Der Dichter selbst wünscht, wenn sein Können dem Wollen nicht entspreche, wenn er nicht das Höchste in Darstellung der gewaltigen Naturerscheinungen zu leisten vermöge, so 'seien Felder mein Wunsch und wässernde Flüss' in den Thälern, Bäche erfreuen und Gefilde mich ruhmlos .. O wer mich höbe zu den kühlen Thälern des Haemus und mich decke mit dem Schatten der Zweige' (488); selig ist zwar, wer die letzten Gründe der Dinge furchtlos ermisst, 'doch beglückt auch jener, der ländliche Götter verehret, Pan und Silvanus, den Greis, und die Schwesterchöre der Nymphen; nicht fürstlicher Purpur beuget ihn oder empörender Zwist feindseliger Brüder, noch Kriegsunruhen, nicht eisernes Recht oder tobender Markt, nicht führt Habsucht ihn übers tückische Meer oder zu den Höhen der Fürsten, dass er trink' aus Juwelen und schlaf' auf sarranischem Purpur .. nein, er furcht mit gebogenem Pfluge das Erdreich, stets geschäftig erntet er ein das Obst und die Gaben der Ceres .., Unschuld übt sein sittsames Haus; im Kreise der liebenden Kinder und Enkel ehrt er die Götter auf rasigem Anger am flammenden Opferfeuer — durch solche Tugenden erwuchs die Grösse Romas'!

Gar manches Treffende und Anmutige bieten einzelne knappe Schilderungen oder die weiter ausgesponnenen Episoden. So heisst es vom Anbrechen des Frühlings I, 43: 'Früh im Lenz, wenn vom grauen Gebirg der Schnee, schmilzt und beim Westwind sich löst die lockere Scholle':..

Vere novo gelidus canis cum montibus umor
Liquitur et zephyro putris se glaeba resolvit ..

Er preist v. 105 den kundigen Mann, der die Felder berieselt,

Der, wann in Glut der Acker mit sterbenden Pflanzen verschmachtet,

Siehe, daher von der Stirne des hüglichten Pfades den Bergquell
Lockt; sein Gesprudel ergiesst dumpfrauschend sich über die glatten
Kiesel herab und tränkt die durstigen Felder mit Labsal.

Et, cum exustus ager morientibus aestuat herbis,
Ecce supercilio clivosi tramitis undam
Elicit? illa cadens raucum per levia murmur
Saxa ciet scatebrisque arentia temperat arva.

Es lässt sich nur fühlen, nicht strikte im einzelnen immer darthun, wie viel feiner, abgeglätteter der Ausdruck bei Vergil als bei Lucrez ist; des letzteren Verse sind noch ungefüge, eckige Blöcke, die unter des augusteischen Dichters gewandter Technik zu kleinen Kunstwerken trefflichster Kleinmalerei zurecht gefeilt werden. So 'hüllt in Blumen sich der Mandelbaum und krümmt die wohlriechenden Zweige' I, 187 (cum nux se .. Induet in florem et ramos curvabit olentis); 'am Pol schweigt unheimliche Nacht v. 247 (intempesta silet nox), und wenn zuerst der Morgen mit schnaubenden Rossen uns anhaucht, rötet sich dort aufglühend in spätem Lichte der Abend' (Illis sera rubens accendit lumina vesper). 'Der Morgenstern betaut mit neuem Sonnenlicht die Lande' v. 288 (sole novo terras inrorat eous). Aber auch die Schilderung der gewaltigen Naturphänomene gelingt ihm wie v. 315 ff: 'Ich sah im wilden Kampf eilen die Winde und die schwangere Saat mit den tiefsten Wurzeln in die Höhe peitschen, oft auch wie eine unermessliche Schar von Wassern am Himmel sich sammeln, mit schwarzen Regengüssen die Wolken sich ballen; es stürzt der erhabene Äther, und der gewaltige Guss wäscht die üppigen Saaten und die Werke der Rinder auseinander; es brauset in stürmischen Sunden die Meerflut; der ewige Vater selbst, hervor aus des grausen Gewölks Nacht, schwingt hellleuchtende Strahlen; ringsum in Erschütterung bebet die Erde, es flieht das Wild, den Menschen entsinkt der Mut.' An das schöne Ca-

tullische Gleichnis von den im Winde aufschauernden Wellen erinnert die anmutige Schilderung der Anzeichen eines Sturmes v. 356: 'Sogleich wenn Winde sich erheben, beginnt die Strömung des Meeres aufgerührt emporzuwallen, und man hört ein trockenes Geknack auf den hohen Bergen oder weithin hallet die Brandung an den Gestaden und anwächst der Haine Gebrause'... (Continuo ventis surgentibus aut freta ponti incipiunt agitata tumescere (vgl. Än. VII, 528 Fluctus uti primo coepit cum albescere vento, Paulatim sese tollit mare et altius undas Erigit, inde imo consurgit ad aethera fundo) et aridus altis Montibus audiri fragor, aut resonantia longe Litora misceri et nemorum increbrescere murmur,) 'oder die Taucher entflattern verschüchtert dem Meere, das Wasserhuhn spielt auf dem Trocknen, und hoch über das hohe Gewölk schwingt sich der Reiher empor; oder Sterne sinken jäh vom Himmel herab, und hell schimmern durch den Schatten der Nacht die langen, flammenden Bahnen' (noctisque per umbram Flammarum longos a tergo albescere tractus). Auch an Catull erinnert es, wenn Vergil die Unzahl der verschiedenen Weinarten II, v. 105 am Sandgewühl der libyschen Ebene illustriert, das vom Weste gewälzt wird.

Sinnig sagt er von dem veredelten Baum: 'Er streckt die 'glücklichen Zweige' zum Himmel empor und bewundert das neue Laub und die fremden Früchte' I, 80:

> Exilit ad caelum ramis felicibus arbos
> Miraturque novas frondes et non sua poma.

Die gewaltige Eiche, der Jovisbaum, bleibt unbewegt und überdauert viele Geschlechter; voll von Kraft, weithin die Arme gestreckt und der Äste Wölbungen, trägt in der Mitte sie selbst den unendlichen Schatten v. 293. Nach der Einlage vom Waldbrande (v. 303 ff) folgt ein anmutiges, farbenreiches Gemälde des Frühlings v. 323: 'Frühling fördert das Grün der Haine und Wälder, Frühling schwellet die Erd' und zeugende Samen verlangt sie, doch der allmächtige Vater mit fruchtbarem Regen, der Äther,

Senkt in den Schoss sich herab der lüsternen Gattin und nähret
Alles Geschlecht, der Grosse zum grossen Leibe gesellet;
Die pfadlosen Gebüsche hallen wieder vom hellen Liede der Vögel;
Während der Acker gebiert und der Zephyre lauem Gesäusel
Öffnen die Felder den Schoss; es berauscht sich alles im Wachstum;
Sicher auch wagen nunmehr der verjüngten Sonne die Knospen
Sich zu vertrauen, nicht scheut aufsteigende Süde das Weinlaub,
Noch vor gewaltigem Nord' ansausende Güsse des Regens:
Ringsum drängt es die Keim' und grünt mit entfalteten Blättern.

. . Tum pater omnipotens fecundis imbribus aether
Coniugis in gremium laetae descendit . . .
Avia tum resonant avibus virgulta canoris . .
Parturit almus ager, Zephyrique tepentibus auris
Laxant arva sinus; superat tener omnibus umor;
Inque novos soles audent se germina tuto
Credere, nec metuit surgentis pampinus austros
Aut actum caelo magnis aquilonibus imbrem.
Sed trudit gemmas et frondes explicat omnis.

Sehr niedlich ist die Forderung v. 362, im sprossenden Jugendalter die zarte Rebe zu schonen, 'auch wenn sich fröhlich zur Luft aufschwinget das Reis, durch die Freiheit geschnellt mit verhängetem Zügel (Et dum se laetus ad auras Palmes agit laxis per purum immissus habenis), aber wenn sie die Ulme mit rüstigen Stämmen umwindend hoch aufsteigt, dann scheer' ihr das Haar, dann stutze die Arme': tum stringe comas, tum bracchia tonde.

Mit den Winden soll wetteifern das feurige Ross (III, 195), mit leiser Spur die Ebene berührend, 'wie wenn der Nordwind Scythiens Frost und trockene Wolken tummelt: siehe die Saaten des Thals und die

wallenden Felder schauern im lind anhauchenden Wehn, und die Wipfel des Bergwalds rauschen zerwühlt, und es rollt fernher zum Gestade die Meerflut': . . Tum segetes altae campique natantes Lenibus horrescunt flabris summaeque sonorem Dant silvae longique urgent ad litora fluctus.

Wie Vergil schon in der zehnten Ekloge die Allgewalt der Liebe geschildert hat, so findet er hier v. 237 für dieselbe das schöne Gleichnis: 'Wie wenn mitten im Meer sich erhebt in weiterer Ferne, Schäumend die Wog', aufbauscht in der Höh' und dann sich dahin wälzt Landwärts, dränget mit grausem Gebrüll durch Felsen und endlich Berghoch nieder sich stürzt, und es kochet das Wasser der Tiefe Auf in Wirbeln und es spült aus dem Grund den schwärzlichen Sand an: So sehr stürzet auf Erden der Menschen Geschlecht und des Wildes, Jegliche Art im Meer, das Vieh, die farbigen Vögel, Alles in Flammen und Wut: Gleich wirket in allen die Liebe': Fluctus uti, medio coepit cum albescere ponto, Longius ex altoque sinum trahit, utque volutus Ad terras immane sonat per saxa neque ipso Monte minor procumbit, at ima exaestuat unda Vorticibus nigramque alte subiectat harenam: Omne adeo genus . . In furias ignemque ruunt: Amor omnibus idem. —

Anmutig verwebt der Dichter v. 322 ff. mit den Vorschriften über die beste Führung der weidenden Herde im Laufe des Tages einige landschaftliche Motive: 'Im fröhlichen Sommer rufen die Zephyre hinaus in die Waldgründe, in die kühlen Felder, wenn der Morgen noch jung und die Gräser noch blinken im Tau, (dum mane novom, dum gramina canent); in der vierten Stunde des Himmels, wenn die klagenden Cicaden mit ihrem Gesang die Gehölze durchschwirren (et cantu querelae rumpent arbusta cicadae), führ' sie zum Wasser, in der Mittagsglut in ein schattiges Thal, wo mit stämmiger Kraft Zeus' uralt ragender Eichbaum weit die gewaltigen Äste ausstreckt oder wo finster ein Steineichengehölz in heiligem Schatten sich senket' (aut sicubi nigrum Ilicibus crebis sacra nemus accubet

umbra); nach dem Scheiden der Sonne reinigt der erfrischende Abend die Luft und erquickt mit Tau die Gefilde der Mond, und die Gestade tönen wieder vom Rufe der Alkyonen und die Hecken von dem des Goldfinken' (cum frigidus aera vesper Temperat et saltus reficit iam roscida luna, Litoraque alcyonem resonant, acalanthida dumi).

Mit sinnigem, echt idyllischen Behagen, mit lebhaftem Sinn für das Kleine, Unscheinbare, Liebliche versenkt sich der Dichter im vierten Buch der Georgica in das Leben und Weben der Bienenwelt; er will singen 'von der Honigsüsse der Luft, dieser himmlischen Gabe' (aërii mellis caelestia dona exsequar)! 'Ist auch kleinlich der Stoff, nicht kleinlich der Arbeit Ehre': In tenui labor; at tenuis non gloria. So schildert er v. 51 ff: 'Wenn den Winter die goldene Sonne unter die Erde scheucht und den Himmel mit sommerlichem Licht erschliesst, dann durchschweifen jene beständig Wald und Thal und ernten purpurne Blumen; dann bauen sie kunstreich die Zellen aus Wachs und bilden den Honig; wenn du nun zu den Sternen des Himmels die Schar, den Zellen entsandt, durch den klaren Sommer hinschwimmen (nare per aestatem liquidam) siehst und dich wunderst, wie das dunkle Gewölk hinzieht im Winde, dann . . treib sie zu duftigen Sitzen' . . Hier reizt es den Dichter, eine empfindungswarme, idyllische Episode einzuflechten.

Wie nemlich Chrysostomos das stille Glück des genügsamen Jägers mit herzlicher Sympathie in seiner Rede 7 ausmalt, so hier Vergil v. 127—148 das des greisen Gärtners aus Corycus, der auf wenigen Morgen sein Gemüse, blendende Lilien, Verbenen und schwankenden Mohn baute —,

Hielt sich wie Könige reich im Herzen, belud er am Abend,
Spät heimkehrend, den Tisch mit dem selbstgezogenen Mahle.
Rosen brach er zuerst im Frühling und Äpfel im Herbste,
Und wenn noch durch Frost der traurige Winter die Felsen

Spaltet' und noch mit Eis anhielt den Lauf der Gewässer,
Schnitt er von Hyacinthen sich schon zart duftende Blüten,
Höhnend des Sommers Verzug und dass Zephyre säumten so lange.
Drum auch hatt' er zuerst die Mutterbienen in Fülle,
Hatte den reichlichsten Schwarm und presst' aus beschwereten Waben
Schäumenden Honig, und Lind' und Pinie wuchsen ihm üppig.
So viel Blüten im Lenz den Fruchtbaum hatten bekleidet,
So viel gab ihm der Herbst an Obst, das zur Reife gelangt war.
Auch zu versetzen verstand er in Reihen erwachsene Ulmen,
Kräftige Birnenstämm' und Pflaumen tragenden Schlehdorn,
Endlich den Platanus selbst, der Trinkern schon Schatten gewährte —;

vgl. die ähnliche Gartenschilderung Culex 398 ff. und Moretum 61 ff.

Die Bewunderung der Geselligkeit, des Fleisses und der Ordnung der Bienen, wie sie streben und schaffen im Dienst ihrer Königin sowie aus Liebe zu den Blumen und aus Stolz über die Erzeugung des Honigs (v. 205), führt den Dichter zu dem pantheistischen Gedanken, dass auch sie ein Teil des göttlichen Geistes, ein ätherischer Hauch seien (partem divinae mentis et haustus aetherios v. 220), der durch alle Lande und Meere dahingeht und durch den unendlichen Himmel;

Tiere des Felds und Waldes und alle Geschlechter der Menschen
Nehmen sich bei der Geburt von ihm das keimende Leben,
Und so kehren zu ihm sie aufgelöset zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod, entschwebt das Lebendige wieder

Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels;

vgl. Än. VI, 724: (omnia) spiritus alit. Aber auch den Bienen begegnet Leid und Krankheit (251), auch sie kennen traurige Leichenbegängnisse, Hunger und Frost;

Dann erschallt ein dumpfes Getön und gezogenes Surren:
Wie wenn frostigen Hauchs durch Waldungen murmelt der Südwind,
Wie unruhiges Meer anrauscht mit tosender Brandung,
Wie ungezähmt aufbraust in verschlossenen Öfen das Feuer.

Frigidus ut quondam silvis inmurmurat auster,
Ut mare sollicitum stridit refluentibus undis,
Aestuat ut clausis rapidus fornacibus ignis. —

Zum grossen epischen Kunstdichter erhob sich Vergil durch seine Äneis. Wie der Stoff nicht glücklicher gewählt werden konnte, so ist auch die Dichtung selbst eine geschickte Vermischung dreier verschiedener Elemente: der Homerischen Dichtungsart, der national-italischen Tradition und der hellenistischen Sentimentalität; und so entsprach dies Werk wie kein anderes dem Geschmack seiner Zeit, dem Kanon der damaligen Ästhetik. Es war ein Werk der Erudition, des angestrengtesten Studiums; mit Recht nennt Niebuhr den Vergil den poetischen Varro; aber die alte Kultur, in die er sich mühsam, künstlich zurückversetzt — im Gegensatz zu dem aus dem eigenen Leben schöpfenden Homer —, die graue Vorzeit einer Mythenwelt erzeugt in Verbindung mit der durchaus modernen Atmosphäre, welche über dem ganzen Epos ausgebreitet liegt, ein phantastisch-romantisches Zwielicht. Die grösste Kunst liegt in der Form. Vergil ist der kühnste Neuschöpfer von Wortgebilden im Anschluss an die alten grossen Meister Ennius und Lucretius. Auch in seinen Naturschilderungen zeigt sich dies deutlich. Wohl tritt dem Epos gemäss das Landschaftliche zurück, aber es wird effektvoller ausgestattet als vordem; die Gleichnisse

sind fast sämtlich dem Homer abgelauscht; so die vom Löwen, der bald kampfeslustig (X, 454), bald jagend (X, 723), bald raubend (IX, 339), verfolgt und verwundet (IX, 792) dargestellt wird; vom Tiger, (IX, 730), Eber (X, 707), Wolf (II, 355, IX, 59, XI, 810); ein Jagdbild bietet das Gleichnis (IV, 69) von der Dido, die durch die Stadt irrt wie die vom Pfeile getroffene Hindin, die ein Hirt unvermutet in kretischen Wäldern mit dem beschwingten Geschoss traf: jene durchrast die diktäischen Wälder und Schluchten; fest haftet das tödtliche Rohr in der Seite; vgl. IX, 551.

Die Schnelligkeit versinnbildlichen nicht blos die Winde und der beflügelte Schlaf (II, 794, VI, 701, VIII, 223), sondern auch der Vogel (IV, 254), dem gleich sich Hermes entschwingt durch wirrende Nebel. Ein Anklingen an den verzweifelten Verwandlungs- und Beflügelungswunsch o. ä., der bei den Griechen seit Alkman in immer neuer Färbung hervortrat, finde ich nur IV, 24 — auf Homerischer Basis beruhend vgl. Il. VI, 345 —: 'Ich möchte, dass eher mich die Tiefe der Erde verschlänge oder der allmächtige Vater mich mit dem Blitze vertriebe zu den Schatten, zu den bleichen Schatten und der tiefen Nacht im Erebus'; und Äneas höhnt im Kampf ihm gegenüberstehend den Turnus XII, 892: 'Nun wünsche, mit Fittigen zu den hohen Sternen zu eilen oder dich zu bergen im Schosse der Erde'; vgl. X, 675; ein neidisches Aufblicken zu den luftigen Vögeln verraten die Verse Ciris 195: gaudete o celeres subnisae nubibus altis. — 'Zahllos wie die Schwärme der Vögel' heisst es Än. VII, 699; Kraniche und Schwäne werden wegen ihres lauten Geschreis (X, 264, XI, 456) herangezogen; Schwäne, die sich der Heimat freuen (I, 393); der Adler als Raubvogel (XI, 721 und 751); der Taucher (IV, 254), die Taube (V, 213), Habicht und Taube (XI, 721), die Schwalbe (XII, 493); ferner die Schlange (II, 471), der Delphin (V, 594) — alles nach Homerischem Muster! Von vortrefflicher Kleinmalerei sind die Gleichnisse aus der Insektenwelt, von den Bienen XII, 587 zur Versinnbildlichung der Unruhe der Belagerten:

Wie wenn verschlossene Bienen im vieldurchlöcherten Bimstein
Ausgefunden ein Hirt und mit bitterem Rauche gefüllet;
Jene, geregt inwendig von Angst durch das wächserne Lager
Laufen umher und schärfen mit lauterem Summen den Unmut;
Schwarzer Geruch durchwallet die Wohnungen, blindes Gemurmel
Tönt inwendig im Fels und empor zieht Dampf in die Lüfte.

So wird ebenfalls die Rührigkeit der Städter I, 430 ausgemalt:

Sowie die Bienen im wonnigen Mai durch blumige Felder
Emsigkeit unter der Sonn' umtreibt; die pflegen des Volkes
Aufgewachsene Brut, dort andere häufen des Honigs
Klarsten Seim und dehnen mit lauterem Nektar die Zellen
Oder empfahn die Lasten der kommenden; oder in Heerschar
Wehren sie ab die Drohnen, das träge Vieh, von den Krippen:
Rastlos glüht das Gewerb' und von Thymian duftet der Honig.

Nicht minder niedlich und von Beobachtung der lieben Kleinen im Haushalte der Natur zeugend ist das Gleichnis von den Ameisen IV, 402:

Wandern sah man sie (die Teukrer) rings und rings aus den Mauern herabziehn:
Wie wenn ein Schwarm Ameisen den mächtigen Haufen des Speltes
Gierig zerrafft, für den Winter besorgt, und verwahret im Obdach;
Dunkel geht im Felde der Zug, und den Raub durch die Kräuter

Führen auf schmalem Steig sie daher; theils drängt man des Kornes
Grosse Last mit der Schulter gestemmt; teils treibt man den Heerzug,
Züchtigend Säumnis und Rast, rings glüht vom Gewerbe der Fusspfad.

Aus der Pflanzenwelt begegnen uns die zahllosen Blätter (VI, 305), die Eiche (IV, 441 und IX, 679), die Fichte (V, 448), die Esche (II, 626), die Mistel (VI, 205); Saaten- und Waldbrand (II, 304); Ähren (VII, 720); an Sappho-Catull mahnt die Zeile IX, 435: 'Er sinkt in den Staub zurück, wie die purpurne Blume zerschnitten vom Pfluge sterbend hinwelkt' (Purpureus veluti cum flos succisus aratro Languescit moriens), und wieder nach Homerischem Vorbild fährt er fort: 'Oder wie der Mohn vom schwanken Halse das Haupt senkt, wenn schwerer Regen ihn belastet', (lassove papavera collo Demisere caput, pluvia cum forte gravantur); ganz leise klingt auch wieder das Sappho-Catullische Motiv durch die Verse XI, 67:

Hier auf ländlicher Streu wird hoch gebettet der Jüngling,
Anmutsvoll wie die Blume, gepflückt vom Daume der Jungfrau,
Eine sanfte Viol' und die schmachtende Blum' Hyacinthus,
Der noch nicht die Gestalt und die glänzende Farbe dahinschwand;
Nicht mehr nährt sie das Muttergefild' und reichet Erquickung.

Qualem virgineo demessum pollice florem
Seu mollis violae seu languentis hyacinthi,
Cui neque fulgor adhuc nec dum sua forma recessit;
Non iam mater alit tellus viresque ministrat.

Mit dem namentlich von hellenistischen Dichtern so raffiniert verwandten Farbenkontrast und mit ganz modern romantischer Anschauung schildert der Dichter XII, 65 die auf und niederwallende Liebesleidenschaft der Lavinia: 'Die brennenden Wangen übergiesst flammende Röte, wie wenn man indisches Elfenbein mit

blutigem Purpur färbt (Il. IV, 141) oder wie rötlich schimmern blendende Lilien inmitten von Rosen: so wechselt die Farben die Jungfrau':

> Indum sanguineo veluti violaverit ostro
> Siquis ebur aut mixta rubent ubi lilia multa
> Alba rosa: talis virgo dabat ore colores.

Der Kampf wogt wie das von Stürmen aufgeregte Meer (XI, 624, VII, 528 und 718, XII, 365); wir finden angeschwollene reissende Ströme (II, 496 und 305, IX, 30), unbewegliche Felsen im Meer (V, 124, XI, 297 und VII, 586), inmitten der bellenden Wogen, die sie schäumend umrauschen (multis circum latrantibus undis . . scopuli nequiquam et spumea circum saxa fremunt), Berge und Felsen (XII, 701, X, 693, XII, 684), die vom Beben erschütterte Erde (VIII, 243), ein Gemurmel wie Windeswehen im Walde (X, 96), — sonst vgl. II, 416, X, 356 —, Hagelschauer (V, 458, X, 803), die Wasserhose (XII, 451). Vor allem aber sind die Lichterscheinungen am Himmel effektvoll und malerisch ausgestattet, nicht sowohl in den Homerischen Gleichnissen, — wie vom aufgehenden Morgenstern und dem Sirius (VIII, 589, X, 272), Sternschnuppen (V, 527), blutigen Kometen (X, 272), Regenbogen (X, 803) —, als in den alexandrinischen Dichtern entlehnten. Romantisch wird das unsichere Mondlicht mit seinem trügerischen Schein im Walde zum Gleichnis verwandt (Quale per incertam lunam sub luce maligna Est iter in silvis VI, 270); das durch Wolken brechende Mondlicht (VI, 452); das Meer, in zitterndem Mondlicht glitzernd, (VII, 9 splendet tremulo sub lumine pontus). So begegnet uns der reflektierte Vergleich des Apollonios VIII, 21:

> Und nun fliegt der Gedanke bald hierhin, bald dorthin . .
> Sowie der zitternde Schimmer der Flut aus ehernen Wannen,
> Welcher das Bild der Sonne zurückstrahlt oder des Vollmonds,
> Alles durchfliegt, umlaufend in Schnelligkeit, und zu den Lüften

Hoch sich erhebt, des erhab'nen Gemachs Prunk-
decke beflimmernd,
Sicut aquae tremulum labris ubi lumen aënis
Sole repercusso aut radiantis imagine lunae
Omnia pervolitat late loca iamque sub auras
Erigitur summique ferit lacunaria tecti.

Ja sogar das Schiff des Äneas, das auf dem Tiber dahingleitet, durchschneidet die grünen Wälder in der spiegelklaren Flut: viridisque secant placido aequore silvas VIII, 96.

Recht modern ist auch das Gleichnis VIII, 387. Mit verführerischen Worten tritt Venus an den Vulkan heran und umschmiegt ihn, 'mit blendenden Armen Herzt sie in weicher Umschlingung den zaudernden, plötzlich entbrennt ihm Von der gewöhnlichen Flamme das Herz, und tief in das Mark ihm Stürmte die kundige Glut und durchlief die wankenden Glieder Gleich als wenn aus flammender Donnerwolke hervorbricht Schimmernd der feurige Blitz und in Glanz die Gewölke durchschlängelt':

Dixerat et niveis hinc atque hinc diva lacertis
Cunctantem amplexu molli fovet. ille repente
Accepit solitam flammam notusque medullas
Intravit calor et labefacta per ossa cucurrit:
— vgl. XII, 66 —
Non secus atque olim tonitru cum rupta corusco
Ignea rima micans percurrit lumine nimbos.

Mit besonderer Kunst sucht der Dichter Abwechslung in die so häufigen Schilderungen der Tageszeiten zu bringen; so der Nacht, wenn es heisst: 'Die schwarze Nacht ruht auf dem Meere' (I, 89), 'die tauige Nacht eilt himmelab und es laden die sinkenden Sterne zum Schlummer' (iam nox umida caelo Praecipitat suadentque cadentia sidera somnos II, 7, IV, 8); oder sie stürzt vom Ocean her und hüllt in weiten Schatten Erde und Meer (v. 250, III, 508). 'Es war Nacht und in den Landen hielt der Schlaf die lebenden Wesen' (Nox erat et terris animalia somnus habebat) heisst es III, 147, VIII, 26; 'nicht schien ein klares Gestirn noch leuchtete funkelnd heitere Bläue

des Pols, umwölkt war der dunkele Himmel, Und tief deckte den Mond der mitternächtliche Schauer' (nox intempesta) III, 585; 'so oft mit tauigen Schatten (umentibus umbris) die Nacht die Lande bedecket, so oft erheben sich strahlende Gestirne' IV, 351. Ennianisch ist das 'caelum stellis ardentibus aptum' XI, 202. Doch vor allem wirkungsvoll wird mit feiner Beseelung und bewusstem Kontrast zu der ruhelosen Liebesleidenschaft der Dido die friedliche Stille der Nacht geschildert IV, 522:

Nacht war's und es genoss holdseligen Schlummer ermüdet
Alles, was lebt auf Erden; Gehölz' auch und wilde Gewässer
Ruheten, jetzt da zur Mitte die Stern' hinrollen den Umlauf,
Da rings schweiget das Feld und Vieh und buntes Gevögel,
Das teils lautere Seen weitum, teils Dickichte rauher
Felsen bewohnt, zum Schlafe gesetzt in nächtlicher Stille:
Sorglos labeten alle das Herz, ausruhend von Arbeit.

Nox erat et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras silvaeque et saeva quierant
Aequora, cum medio volvontur sidera lapsu,
Cum tacet omnis ager pecudes pictaeque volucres
Quaeque lacus late liquidos quaeque aspera dumis
Rura tenent somno positae sub nocte silenti.

Wer wird hier nicht gemahnt an das Alkmanische Nachtlied *εὕδουσιν αἱ φάραγγες κ. τ. λ.* oder noch mehr an das Paul Gerhard'sche 'Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder, Es schläft die ganze Welt'?

Mythisch wird die dunkle Nacht V, 721 und 835 geschildert, mit dem Zwiegespann den Himmel befahrend. — Noch häufiger kündet der Dichter das Nahen des Morgens. Da erhebt sich auf den Bergen des Ida der Lichtbringer Lucifer und führt den Tag herauf (II, 801), Titan (IV, 118); immer wieder verscheucht die Morgenröte die Sterne, erglüht rosig am Himmel (III,

521), und zerstreut den tauigen Schatten (III, 588), verlassend den Ocean (IV, 129) oder das saffranfarbene Lager des Tithonus, mit Licht die Lande überstreuend (584, und IX, 459, XII, 113) oder mit der Fackel sie beleuchtend (IV, 6, VII, 148) und den Sterblichen das holde Licht bringend (V, 64, XI, 182), das den Frühgesang der Vögel unter dem Dachfirst weckt (VIII, 455); die Aurora führen dahin die Rosse des Phaethon (V, 105), das rosige Viergespann (VI, 535), mit purpurnen Rädern (XII, 76) und sprühen Licht aus erhobenen Nüstern (Solis equi lucemque elatis naribus efflant XII, 113); rosig strahlt das Meer, wenn am erhabenen Äther die goldgelbe Aurora im bunten Doppelgespanne erglänzt (VII, 25). Malerisch schildert der Dichter die Iris (IV, 700): 'Iris, mit Safranschwingen im tauigen Lauf durch den Himmel Gegen die Sonn' hinziehend den tausendfarbigen Bogen, Flieget hinab: Iris croceis per caelum roscida pennis Mille trahens varios adverso sole colores Devolat. —

Wir wissen, dass die Römer dieser Zeit den Reiz der Fernsichten, der weiten Umschau sehr wohl empfanden; so schildert auch Vergil wiederholt den Rundblick, der sich dem Jupiter darbietet, wenn er vom hohen Äther herabschaut auf das segelbefahrene Meer (mare velivolum) und die drunten liegenden Lande und Gestade (I, 222); zum Sternensitze (sideream in sedem) ruft der Vater der Götter und Menschen die Versammlung, 'wo hoch auf die Lande der Welt her und auf das Dardanerlager er schaut und das Volk der Latiner' (X, 3); auf der Wolke sitzend schaut aus ätherischen Höhen der gelockte Apollo auf die ausonischen Reihen und die Stadt IX, 638; vgl. I, 419, X, 460.

Die unendliche Weite des Meeres: 'Ringsum Wasser und ringsum Himmel' (nec iam amplius ullae Apparent terrae, caelum undique et undique pontus) schildert III, 192 und V, 9; die Meeresstille, wenn die Fluten besänftigt der Wind und leise in hoher Luft rauscht der Auster III, 69. Grossartig werden die Schauer der Charybdis ausgemalt (III, 421 und 555), des Ätna (573 ff), des Atlas (IV, 246); ein einsamer Fels im Meer (V, 124);

der Hain mit rauschenden Büschen und dem lethäischen Quell (VI, 703); ein Hafen (I, 159); die Felshöhle des Cacus (VIII, 190); eine Robinsonade ist die Schilderung des Lebens auf der Cyklopeninsel (III, 645). Mit Emphase berichtet der Dichter von den Inseln der Seligen, den Fluren der Wonne, den grünenden Lustauen, den Wohnungen friedsamen Heils mit reinerem Äther, eigener Sonne und eigenen Sternen (VI, 637).

Der Kreis der Metaphern und Beseelungen ist auch bei Vergil immerhin nur ein beschränkter, es sind nur Brosamen, die von der reichen Tafel der Griechen ihm zugefallen sind; oder er spinnt Motive seiner Vorgänger wie Ennius, Lucretius und Catullus weiter aus. Dahin gehört: das Ernten mit dem Schwerte (X, 513), die Wolke des Krieges (X, 809), ein Unwetter von Geschossen und ein eiserner Regen (XII, 284), die Blüte der Jugendkraft, die das Kinn bekleidet (VIII, 160); Haare und Arme der Bäume (XII, 209 und 413), — vgl. Culex 140, wo Steineiche, Cypresse, Buche und Epheu ihre Äste (bracchia) ermahnen, dass nicht die Pappel über Stösse der Brüder klage (monent . . Bracchia, fraternos plangat ne populus ictus) —; öfter 'irrigare', so von der sanften Ruhe, welche die Cyprierin über den Ascanius ausgiesst (I, 691); die windige Zunge (XI, 390, ventosa lingua); 'undare' wogen, ist häufig: von den dichten Troerscharen (XII, 280 vgl. XI, 382), vom Blut (X, 908), von der Flammensäule, die zum Himmel steigt (XII, 672); weit wichtiger ist die Übertragung des 'fluctuare' auf das Geistige, die seit Plautus besonders Catull effektvoll verwandte; in wörtlichem Anschluss an diesen begegnet sie VIII, 19: 'und er wogt in der Sorg' unbändigem Strudel' (magno curarum fluctuat aestu); X, 680 'im Geist wogt er hierhin und dorthin' animo nunc huc nunc fluctuat illuc; vgl. XII, 486: vario nequiquam fluctuat aestu, 527 fluctuat ira intus 'der Zorn wallt innen auf', XII, 831 'die Wogen des Zorns': irarum fluctus volvis sub pectore; so auch 'aestuare', 'gewaltig braust im Herzen die Scham' X, 870: aestuat ingens in corde pudor, ebenso XII, 666 etc. etc. Die Beseelungen stehen auf der Stufe der ersten

Alexandriner, wie die 'zwieträchtigen Winde' (I, 53, X, 357), die 'trügerischen Lüfte' (V, 848) — vgl. die sprichwörtliche Wendung von den Winden X, 69 und 652 —, die Vögel mit thränenreichen Stimmen (XI, 274); ja sogar der Hain, die krystallene Welle und die klaren Seen beweinen den gefallenen Helden VII, 760: Te nemus, .. vitrea te Fucinus unda Te liquidi flevere lacus; oder es wundern sich der Hain und die Wellen (VIII, 91), es zittern vor Furcht die Stygischen Seen (VIII, 296); vor allem aber schweigen und ruhen Winde und Wellen und Wälder: 'das Gesäusel ruht .. und die Vögel wiegen den Äther ein und die Lauben des Haines' VII, 27; sanft ist das Antlitz der Salzflut (salisque placidi voltum) V, 848; es beruhigen sich die hohen Wogen VII, 6; es schweigen die Gehölze IX, 392 (dumisque silentibus); es zögert der dumpf tosende Strom (cunctatur et amnis rauca sonans) IX, 124 (vgl. VIII, 305 und 240); wenn Jupiter spricht, schweigt die hohe Götterburg, erzittert die Erde und es schweigt der erhabene Äther, Zephyre atmen kaum, sanft ruhn die Gewässer des Meeres X, 100: .. eo dicente deum domus alta silescit Et tremefacta solo tellus, silet arduus aether Tum zephyri posuere, premit placida aequora pontus.

Wie bei Theokrit die Cypressen Mitwisser des Liebesbundes,[20]) der *ὀαριστύς*, sind, gleich der Nachtigall, dem verschwiegenen Vögelein, unseres Walther, so sind die flammenden Blitze und der Äther Zeugen der Minnestunde des Äneas und der Dido IV, 167: fulsere ignes et conscius aether Conubiis; den Chor bilden die heulenden Nymphen (summoque ulularunt vertice nymphae); denn 'jene Stunde war für Dido des Todes und der Leiden Ursache'. —

Wir sehen somit, dass in allen Dichtungen des Vergil das Landschaftliche einen nicht unbedeutenden Raum einnimmt und mit hervorragender Kunst und nicht lediglich mit einem die Griechen nachbildenden Verständnis gepflegt wird, sondern dass die Schilderungen der Natur, namentlich mit Homer verglichen, eine romantische, malerische, Färbung tragen,

die teils hellenistisch, teils aber auch schon als originalrömisch anzusehen ist. Die Stimmung, aus der heraus seine Darstellungen des Landschaftlichen geflossen sind, ist die idyllische, jenes Wohlbehagen an dem Zarten und Lieblichen, jene aus Überdruss an städtischer Kultur herausgeborene, elegische Vorliebe für das Landleben; vor allem aber bekunden seine Dichtungen eine für einen Römer selten feine Beobachtungsgabe, einen offenen, empfänglichen Sinn und eine träumerische Sympathie für die Natur. [22]) Doch an Vielseitigkeit, Lebendigkeit und besonders an seelenvoller Ferve des Ausdrucks bleibt der Römer hinter den Griechen, z. B. Theokrit, weit zurück; wird die Sprache auch immer glätter und voller und kunstgerechter, etwas Frostiges klebt selbst dem erhabensten Ausdruck an; jener undefinierbare Schmelz griechischer Dichtungsweise ist eben ein unübertragbares, unnachahmliches Göttergeschenk, das dem Römer versagt blieb. —

Horaz ist kein Lyriker von Gottesgnaden, wie Catullus, 'für den jede Erregung des Gefühls sich unmittelbar in dichterische Form und Farbe umsetzt, weil er so muss und gar nicht anders kann'; Horaz ist wesentlich ein grosses Formtalent, keine schöpferische, sondern eine receptiv-kritische Natur — wie Lessing —, begabt mit Geistesklarheit, Verstandesschärfe und gesundem ästhetischen Urteil. Kraft eines solchen zieht er auch in seinen lyrischen Dichtungen die Grenzen für die Schilderung des Landschaftlichen ziemlich eng (A. P. v. 16—19), auch da wo zu weiterer Ausführung ihn das griechische Original hätte auffordern können. Aber sein Sinn für das Landleben ist noch ausgeprägter und bewusster als bei Vergil [22]) und gewinnt einen direkten, getreuen Ausdruck besonders in den seinem Geiste konformsten Dichtungsarten, der Satire und der Epistel. Doch auch in den Oden und Epoden findet sich gar manches Anmutige, das allerdings meist den Stempel der Nachahmung trägt. So ist die Allegorie des Staatsschiffes, das von den Wogen der Bürgerkriege hin und her geworfen wird Carm. I, 14, Alcäisch [23]), wie auch die Aufforderung

zum lustigen Trinkgelage Epod. 13, 'während schauriges Ungewitter den Himmel umschliesst und in Regen und Hagel Zeus herabstürzt, dass Meer und Wald im Sturme hallt'; ebenso Carm. I, 9, das mit dem individualisierten Hintergrunde der italischen Winterlandschaft uns den Horaz im traulich warmen Gemach zeigt mit dem Ausblick auf den im Schnee schimmernden Soracte im Faliskerlande; vgl. auch III, 10, 5.

Dem Anakreon gehört das Genrebildchen aus dem Tierleben I, 23, in dem Horaz die spröde Chloe mit dem jungen Rehkalb vergleicht, das zaghaft im pfadlosen Gebirge die Mutter sucht, bangend in Furcht, wenn durch das Laub der Wind fährt oder durch grüne Ranken die Eidechse huscht; vgl. II, 5. — Parallelen zwischen Natur und Menschenleben sind nicht selten, wie II, 9: 'Nicht immer rauschen Regengüsse auf die rauhen Äcker nieder oder peitschen Stürme das kaspische Meer, nicht immer steht träge das Eis oder ächzen (laborant) unter dem Nordsturm die Eichenwälder des Garganus und werden die Eschen der Blätter beraubt (viduantur); drum höre auf, weichlich zu klagen'! Oder II, 11, 9: 'Nicht stets in gleicher Herrlichkeit blüht und prangt der Frühling, nicht mit einerlei Angesicht blinket Luna feurig'; I, 12, 45: 'Wie geheim fortalternd der Baum emporwächst, so Marcellus' Ruhm; es schimmert das Julische Gestirn vor allen, wie Luna im Sternenheer'. Oder die Schulter der Geliebten ist glänzendweiss, 'wie Luna silberrein im Nachtmeer strahlt': Ut pura nocturno renidet Luna mari II, 5, 18; und Lydia will mit dem Dichter leben, 'wenn auch der Nebenbuhler schöner wie Sternenglanz und er selbst leichter denn Kork und unbändiger als Adria's wilde Flut sei' III, 9, 21; 'enger als Epheuranken den erhabenen Eichstamm umschlingen', schmiegt sich Neaera in seinen Arm Epod. 15, 5 — 'Nacht war's, und hell blickte der Mond am heiteren Himmel, den kleine Sterne umfunkelten'. — Weise empfiehlt der Dichter II, 10 die Mittelstrasse zwischen dem hohen Meer und dem falschen Strande. — 'Öfter wankt vom Winde bewegt der Fichte Riesen-

wuchs, viel schmetternder kracht hinunter hoher Thürme Einsturz, und es schlägt des Berges Gipfel der Donner. — Gleich dem vom Berge herabrollenden Strome, den der Regen schwellt, braust ohne Maszen (immensus) einher aus getiefter Mündung strudelnd Pindaros (IV, 2, 5), oder es hebt (v. 25) ein Luftschwall den Dircäerschwan zu den schwebenden Wolken, während er selbst einem bescheidenen Matinerbienlein gleiche, das in mühseliger Arbeit sich Kost aus Thymus nippend sucht. Dem Donner tragenden Adler des Zeus, den Frühlingswinde dem Neste vormals enthoben, vergleicht er den Drusus (IV, 4, 1); es zittern vor ihm die Vindelicier, wie das Reh vor dem Leu erschrickt (v. 13); vgl. vom Hirsch v. 50 und I, 15, 29; und das römische Volk gleicht der Steineiche auf der Höhe des dunkellaubigen Algidus, die das Beil beschor und die so vom Eisen selber Mut und Gewalt entlehnte. — Eine der wesentlichsten Grundlagen seiner idyllischen Vorliebe für das Landleben ist die stoische Lebensweisheit, dass das Glück nicht am äussern Besitze klebt, sondern unabhängig von Glanz und Pracht ist, jene mit wenigem sich bescheidende Genügsamkeit und der Widerwille über den übermässigen Luxus seiner Zeit. So geisselt er II, 15 die Prunk- und speziell die Bausucht der Römer, die kaum noch Raum für Ackerland lasse, grosse Teiche anlege und an der Stelle nützlicher Oliven Luxuspflanzen kultiviere — im Gegensatz zur sparsamen Vorzeit. Ein echt idyllisches und elegisches Moment ist daher auch die Schilderung des Elysiums, der seligen Gefilde Epod. 16, 41,

> Wo pfluglos der gesegnete Grund alljährliche Frucht bringt,
> Und unbeschnitten fort und fort die Rebe blüht,
> Wo stets lohnend der Spross ansetzt am Zweige des Ölbaums,
> Der Feige Purpur üppig stets im Laube prangt,
> Honig geborstenen Eichen enttrãuft und von den Gebirgshöhn
> Die Rieselquelle silberfüssig niedertanzt . . .

. . Mella cava manant ex ilice, montibus altis
Levis crepante lympha desilit pede.

Immer wieder spricht Horaz es aus, dass auch der glücklich ist, der mit wenigem lebt, dem auf kleinem Tisch das vom Vater ererbte Salzfass steht (II, 16, 13, III, 1, 21; 16, 24; Epod. I, 2, 46; 12, 4); daher ist er so glücklich und zufrieden mit seinem Sabinum, obgleich weder Elfenbein noch goldenes Prunkgetäfel in seiner Wohnung blinkt (II, 18, vgl. III, 16, 29, Epod. 1, 25). Seinem ökonomischen Sinne genügt schlichte Hausmannskost (I, 31, Sat. II, 2) oder ein Trunk auf grünem Rasen unter schattendem Blätterdach II, 3, 9,

Wo ihr Gezweig hochstämmige Pinien
Und Silberpappeln wirtlich zum Schattendach
Zusammenwölben, und im Sturzbach
Blinkend die flüchtige Welle herabschiesst:
Quo pinus ingens albaque populus
Umbram hospitalem consociare amant
Ramis? Quid obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo? vgl. I, 1, 21;

II, 11, 13. So lädt er den Tyndaris I, 17 ein, mit ihm im schattigen Thale des Lesbiers rauschlosen Becher zu trinken; denn er, der fromme Sänger und Freund der ländlichen Fluren, stehe unter dem besonderen Schutze des Faunus, der oft zum anmutreichen Lucretilis wandere und Sommerglut und Regenwinde, Schlangen und Wölfe von seiner Herde fern halte, vgl. III, 18, an Diana III, 22 und das fromme 'Integer vitae' I, 22. Doch vor allem gehört hierher der Epodus 2: 'Glückselig jener, der entfernt vom Weltgetrieb' . . (Beatus ille qui procul negotiis . .), dieser Hymnus auf die schlichten und doch so reichen Freuden des Landmannes, der, fern vom Markt, vom zornigen Meer und blutigen Krieg, der Reben Spross mit hoher Pappel vermählt; bald im entlegenen Thal schaut er brüllender Rinder schweifende Herden (Aut in reducta valle mugientium Prospectat errantes greges), bald pfropft er Reiser, sammelt Honig ein, bald erntet er des Herbstes Obst und spendet dankbar dem Priapus und Silvanus:

Froh liegt er jetzt von alter Steineich' überwölbt
Und jetzt auf derbem Graseswuchs.
In hohen Ufern unterdess entschlüpft der Bach,
Aus Wäldern girrt der Vögel Chor,
Und rauschend stäubt der Quellen unversiegte Flut
Und murmelt leichten Schlaf daher . .

(Libet iacere modo sub antiqua ilice, Modo in tenaci gramine. Labuntur altis interim ripis aquae, Queruntur in silvis aves, Fontesque lymphis obstrepunt manantibus, Somnos quod invitet leves) . . . In winterlicher Musse vergnügt er sich an der Jagd, und ein frommes Ehegemahl macht ihm die Hütte zum Palast! —

Anmutig, wenngleich dem Landschaftlichen keinen breiten Raum gebend, sind auch die Frühlingslieder I, 4: 'Es löst sich der scharfe Winter unter dem linden Hauch des Frühlings und des Favonius . ., dass es sich ziemt, ums Haupt die Myrte zu winden und Blumen, die das lockere Erdreich trägt, und im schattigen Haine dem Faunus zu opfern' (Solvitur acris hiems grata vice veris et favoni . .), und IV, 7: Diffugere nives, redeunt iam gramina campis Arboribusque comae; Mutat terra vices et decrescentia ripas Flumina praetereunt . .

Ringsum taute der Schnee; schon grünt im Gefilde der Rasen,
Grünt an den Bäumen das Laub;
Wechselnd verjüngt sich die Flur, und beruhigt am hohen Gestade
Wandeln die Ströme dahin.
Mit den Nymphen versucht und den Zwillingsschwestern die nackte
Grazie schüchtern den Tanz.
Hoff' Unsterbliches nie! So mahnt dich das Jahr und die Stunde,
Die den Genuss dir entführt.
Tauwind löset den Frost, in den Frühling drängt sich der Sommer,
Um zu enteilen, sobald

Reich an Früchten der Herbst sein Horn ausschüttet, und eh' du's
Denkst, ist der Winter zurück.
Wohl am Himmel erneut sich der Mond stets, wann er dahinschwand,
Wir, zu den Vätern einmal,
Zum Äneas entrückt, zu dem prächtigen Tullus und Ancus,
Sind nur Schatten und Staub . . .

So mahnt in echt modernem Kontrast der Empfindungen das Grünen und Blühen des Frühlings, die Werdelust in der neu erwachenden Natur an die Flucht der Zeiten, an die Vergänglichkeit. Lieblich ist der Anfang des c. 12 an Vergilius:

Schon von Thracien her weht es wie Lenz, und sanft
Auf beruhigtem Meer schwellen die Segel an,
Nicht mehr starren die Au'n, brausen die Wasser hin,
Angeschwollen vom Winterschnee.
Ihres Itys gedenk baut sich die Schwalbe jetzt
Kläglich zwitschernd das Nest, sie, des Kekroperstamms
Unauslöschliche Schmach, weil sie des Königs
Wilde Lüste zu wild gerächt.
Am zartgrünenden Hang singen die Hirten dort
Bei den Lämmern ihr Lied in der Schalmeien Ton,
Jenem Gott zur Lust, welcher Arkadiens
Schattengipfel und Herden liebt.

Eine kleine Perle Horazischer Lyrik ist das niedliche Weihgedicht zum Fest der Fontanalien, an dem ein zarter Naturkultus die Quellen mit Blumen bestreute oder die Brunnen mit Kränzen umwand, III, 13:

O Bandusia's Quell, lichter als Bergkrystall,
Süssen Weines und nie welkender Blumen wert,
  Morgen fällt dir ein Böcklein,
  Dem sein knospend Gehörn bereits
Liebesfreuden verheisst, Kämpfe der Eifersucht,
Ach, umsonst; der Gespiel lüsterner Zicklein soll
  Mir dein kühles Geriesel

Festlich röten mit Opferblut.
Niemals haftet auf dir schädlich des Sirius
Flammenblick, du gewährst stets dem ermüdeten
Pflugstier labende Frische,
Stets der grasenden Lämmerschar.
Dich auch zählt man, o Quell, zu den erlauchten einst,
Denn in manchem Gesang pries ich die Eiche schon,
Die den Felsen beschattet,
Draus dein Sprudel geschwätzig hüpft.

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero non sine floribus
Cras donaberis haedo . .
Te flagrantis atrox hora Caniculae
Nescit tangere, tu frigus amabile
Fessis vomere tauris
Praebes et pecori vago.
Fies nobilium tu quoque fontium,
Me dicente cavis inpositam ilicem
Saxis, unde loquaces
Lymphae desiliunt tuae.

Fürwahr ein zartes Naturbild, 'von einer unvermischten Reinheit' der Motive, in welchem der Reiz des Landschaftlichen, der Zauber der krystallhellen Quelle und der von ihr strömenden Kühlung mit warmem Interesse ausgemalt wird!

Catull preist sein heimatliches Sirmio (c. 31), Vergil sein herrliches Italien (Georg. II, 173), auch Horaz rühmt mit warmen Worten, von patriotischem Heimatsgefühl durchdrungen, die Reize italienischer Landschaft, die Schönheit italischer Städte, die er allen hochberühmten Orten Griechenlands vorzieht. Andere preisen dir, ruft er I, 7, Rhodos, das herrliche, bald Mytilene, Ephesos, Korinth, Tempe, Athen und Argos . ., 'mir hat nie das strenge Sparta also die Seele gerührt noch die Flur Larissa's wie Albunea's rauschende Wohnung oder des Anio Sturz und Tibur's Hain, des Obstes Gärten, getränkt von beweglichem Bächlein'. Dieses, wünscht er II, 6, 5 'sei der Sitz, o Seligkeit! für mein Alter, sei das

Ziel, wo nach Irrfahrten und Krieg der müde Wanderer ausruhe', oder Tarent, dessen Erdenfleck ihm vor allen freundlich lacht (Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet) — mit dem langen Lenz und dem lauen Winter, mit Honig, Oliven und Reben! —

Die persönliche Stellung des Horaz zur Natur, seine Vorliebe für das schlichte Stillleben auf dem Lande sprechen am unverhohlensten die Satiren und Episteln aus. Glückselig ist er, als Maecenas ihm das bescheidene Gütchen schenkt, Sat. II, 6:

Dies war einst mein sehnlichster Wunsch: ein bescheidenes Stücklein
Ackers, ein Garten dabei und am Haus' ein lebendiger Brunnquell,
Etwa dazu noch ein weniges Wald. Nun haben's die Götter
Reicher und besser gefügt; wohl mir! So fleh' ich denn eins nur,
Dass du mir, Maja's Sohn, das Beschiedene gnädig erhaltest; — vgl. Epist. I, 18 Schluss, — bewusst schildert er den Gegensatz der städtischen Unrast und der ländlichen Musse, in der ihm die Muse auch naht; im Getriebe der Weltstadt seufzt er mit Sehnsucht v. 60:

O mein Land (rus), wann werd' ich dich schau'n, wann wird mir vergönnt sein,
Nun aus Schriften der Alten und nun aus Träumen der Musse
Süsses Vergessen der Welt und ihrer Beschwerde zu saugen!

Mit warmem Herzen gedenkt er der einfachen, aber drum auch so reinen Freuden im gemütlichen Heim, wo auch Märchen vom Nachbarn Cervius aufgetischt werden, wie die Fabel von der Stadt- und Feldmaus, die ihm als niedliche Illustration des geschilderten Kontrastes zwischen Stadt und Land dient; denn die Feldmaus spricht, nachdem sie die Genüsse der Stadt, aber auch die Leiden derselben gekostet, aus der Seele des Dichters: 'Nein, Schwester, nach solchem Leben gelüstet mich

nicht. Fahr wohl! Da sitz' ich doch lieber Draussen am Wald im sicheren Loch und knuspere Wicken'.

Eine Apologie seiner Leidenschaft für das Land enthält auch Epist. I, 10:

Dich, den Verehrer der Stadt, mein Fuscus, grüss' ich von Herzen
Selbst ein Verehrer des Lands. Denn in dem einzigen Punkt ja
Sind wir verschied'nen Geschmacks . . .
Kennst du den Ort, der ein traulicher Heim als das Land dir gewährte?
Weicht Mosaiken aus libyschem Stein gründuftiger Rasen?
Oder ist reiner die Flut, die sich staut in der Stadt Bleiröhren,
Als die murmelnden Lauts im Gefälle des Baches dahinschiesst? . .

Schon aus diesem Briefe, wie aus der Selbstironisierung Sat. II, 7, 28, geht hervor, dass Horaz noch nicht gar viele Gesinnungsgenossen in seiner Vorliebe fürs ländliche Idyll hatte, noch mehr aber aus dem 14ten, in dem er seinem Verwalter den Text liest, der es nicht begreifen konnte, was ein Mann, der es doch in der Hauptstadt so gut haben könnte, alle Tage mit grossen Herren schmausen etc., an dem Aufenthalt in einem so abgelegenen, einsamen, leidigen Bauerngut für Vergnügen fände. Zugleich ist diese Epistel ein redendes Beispiel für die Thatsache, dass ein tieferes Verständnis für die Reize des Landaufenthaltes eine gewisse Tiefe der Geistes- und Herzensbildung voraussetzt und daher selten bei Bauern u. ä. getroffen wird. So sagt Horaz: 'Was du für rauhe, verödete Wildnis ansiehst, nennt anmutig, wer mir beistimmet' . ., und so fügte auch Vergil Georg. II, 458 bei dem Preise der Landleute mit Recht zu dem neidvollen Ausruf: O fortunatos agricolas! hinzu: Sua si bona norint 'wenn sie ihr Glück nur erkennten'! Dem Horaz ist dieses Tendre für das Landleben kein wechselndes, sondern ein stetiges: 'Ich bleib mir getreu, wie du weisst (me constare mihi scis), und gehe traurig

von hinnen, wenn mich verhasste Geschäfte nach Rom ziehn'; früher reizte auch ihn ein Trinkgelage; jetzt liebt er die kurze Mahlzeit und ein Mittagsschläfchen im hohen Grase am Bach; — wie sonst das Moralisierende, spielt hier das Utilitaristische in sein idyllisches Empfinden hinein! — er macht sich nichts daraus, dass seine Nachbarn lachen, wenn er Steine und Schollen aus den Furchen stösst. —

Wenn wir mit alledem die Beschreibung, welche Horaz von seiner Villa ep. 16 giebt, vergleichen, 'so muss uns', sagt Wieland mit Recht, 'sicher klar werden, dass gerade soviel Gefühl für kunstlose Natur, soviel Liebe zur Ruhe und Freiheit, soviel Bescheidenheit und Genügsamkeit, kurz ein so philosophischer Kopf und ein so fröhliches Herz, als ihm zu teil geworden war, dazu gehörte, um soviel Freude an seinem Sabinum zu haben wie er'. —

Die Bekenntnisse, die Horaz in seinen Episteln in lockerer poetischer Form niedergelegt hat, finden wir von echt dichterischem Schwunge getragen in den Elegien des Albius Tibullus wieder, dessen Lieblingsbeiwort 'tener' ihn selbst vorzüglich charakterisiert. Wie kein anderer Elegiker der Römer hielt er sich frei von alexandrinischem Einfluss; seine ganze Empfindungsweise 'wurzelt im Boden seiner Nationalität'[24]); echt römisch und echt menschlich, ist sein Empfinden von einer Weichheit und Zartheit, die etwas Frauenhaftes hat. Mit grosser Kunst malt er das Hinundherwogen seiner Empfindungen, über denen ein Hauch von träumerischer Schwermut, von schwärmerischer Sehnsucht nach Frieden und Liebe, nach stiller Einsamkeit des Landlebens ruht; aber Beschreibungen der Natur nach Gesner'scher Manier wird man vergebens suchen; ein Abzeichnen des Landschaftlichen lediglich um seiner selbst willen bleibt auch ihm zum Vorteil seiner Dichtungen noch fremd. Ein inniges idyllisches, elegisches Naturgefühl, altrömische Religiosität und

glühende Erotik verschlingen sich in den besten Elegien zu farbenreichen Arabesken. — Gleich die erste giebt uns den Schlüssel zu dem Charakter Tibullischer Muse, alle wesentlichen Momente derselben sind hier zusammengedrängt:

Mag sich ein anderer häufen den Reichtum blinkenden Goldes,
Mag er ein weites Gebiet bauen als eigenes Gut,
Den der beständige Kampf in der Nähe des Feindes erschrecket,
Dem die Trompete des Kriegs schmetternd den Schlummer verscheucht.
Mir soll dürftige Habe die Ruhe des Lebens erhalten,
Leuchtet beständige Glut nur auf dem eigenen Herd.
Selber als Landmann pflanz' ich zu richtiger Zeit mir die zarten
Reben; mit fertiger Hand pfropf' ich mir edleres Obst . .
(Ipse seram teneras maturo tempore vites
Rusticus et facili grandia poma manu).
Täusche die Hoffnung nicht! Stets bringe sie Fülle der Früchte,
Bringe von duftendem Most schäumende Kufen mir dar!
Denn ist mit Kränzen geschmückt ein bewachsener Stein an dem Kreuzweg
Oder ein Stamm in dem Feld, weil' ich verehrend daselbst.
Und von dem sämtlichen Obst, so das wechselnde Jahr mir bescheret,
Bring' ich dem ländlichen Gott freudig ein Opfergeschenk . . . .
. . im Schatten des Baums an der rieselnden Quelle gelagert (sub umbra Arboris ad rivos praeteruntis aquae . .)
Meid' ich des Sirius Glut, wenn er im Sommer erscheint . . .

Gerne will er selbst angreifen bei den ländlichen Ar-

beiten, den Pflug führen und das Zicklein oder das Lamm nach Hause tragen, glückselig mit wenigem und reich durch die Liebe seiner Delia:

Mir genüget ein kleines Feld, mir genüget ein Lager,
Und auf gewohntem Pfühl streckend die Glieder zu ruh'n.
O wie wohl thut's, ruhend die Winde sausen zu hören
Und sein Liebchen im Arm dann an den Busen zu ziehn.
Oder geschützt, wenn draussen ergiesst Platzregen der Meerwind,
Sich zu ergeben dem Schlaf, süss bei dem rauschenden Guss:

Parva seges satis est, satis est requiescere lecto
Si licet et solito membra levare toro.
Quam iuvat inmites ventos audire cubantem
Et dominam tenero detinuisse sinu
Aut, gelidas hibernus aquas cum fuderit auster,
Securum somnos imbre iuvante sequi.

Würde mir dieses zu teil, gern gönnt' ich jenem den Reichtum,
Welcher das Wüten des Meers, Stürme zu dulden vermag.

Doch 5, 19 klagt der Dichter: 'Wie dacht' ich mir glücklich das Leben! — mit Delia im kleinen Besitz auf dem Lande vgl. I, 2, 75, II, 3, 5 — nun führen die Hoffnungen alle Eurus und Notus hinweg'. Voll Sehnsucht malt er sich das Glück des goldenen Zeitalters aus 3, 35: 'Unter Saturnus' Regierung, wie lebten die Menschen so glücklich . . Damals wagten sich nicht in die bläulichen Wogen die Schiffe, Und nicht boten sie dar schwellende Segel dem Wind' . . — vgl. 9, 7, II, 3, 39 — und die Seligkeit im Elysium v. 59: 'Dort herrscht Reigen und Tanz, allüberall schallen der Vögel liebliche Lieder im Chor zart mit melodischem Ton . . in den Gefilden spriessen aus üppigem Grund duftende Rosen empor' . . (Floret odoratis terra benigna rosis).

Den Osiris preist er 7, 29, der zuerst den Ackerbau lehrte, verwünscht c. 10 den wilden Mann mit dem eisernen Herzen, der zuerst die entsetzlichen Schwerter erfunden, und rühmt die Segnungen des Friedens, deren der Landmann sich fromm erfreut v. 45:

Baue der Frieden indessen die Flur! Der beglückende Frieden
War's, der Stiere zuerst beugte zum Pflügen ins Joch.
Reben erzeugte der Frieden, er wahrte die Säfte der Trauben,
Dass noch labe den Sohn Wein von dem Vater verwahrt . .

Interea Pax arva colat. Pax candida primum
Duxit araturos sub iuga panda boves,
Pax aluit vites et sucos condidit uvae
Funderet ut nato testa paterna merum.

Der Stadt wendet er gern den Rücken, und nicht blos die Sehnsucht nach der Geliebten beflügelt seinen Schritt, sondern auch die Liebe zum Lande II, 3, 2: 'Wer in der Stadt noch bleibet, wahrlich von Eisen ist der'! . . (Ferreus est heu, heu, quisquis in urbe manet). 'Könnt' ich nur die Gebieterin schaun, wie wollt' ich so rüstig Wenden das helle Gefild dort mit dem kräftigen Karst' . . Voll Unwillen wendet er sich ab von der Gewinnsucht der Städter, von dem Unglauben — 'jetzt ist der Gott ein Gespött' —, von dem rastlosen Begehr nach den weiten Latifundien, nach unzähligem Vieh, ausländischen Steinen und mächtigen Säulen . . 'Eichel sei wieder die Kost, Wasser das alte Getränk'! So auch II, 4, 27: 'Sei mir verwünscht wer nur aufsammelt die grünen Smaragde Oder das schneeige Schaf färbt mit dem tyrischen Saft'! . . Ein Meisterstück echt Tibullischer Konception ist II, 1, das voll von echter Einfalt und Religiosität eines latinischen Landmannes das Frühlingsfest der Ambarvalia mit dem Gebet an die freundlichen Flurgötter einleitet:

Schweiget in Ehrfurcht still: wir sühnen die Felder und Früchte,

So wie von Ahnen auf uns erbte der heilige Brauch.
Bacchus, o komm und lass von den Hörnern die saftige Traube.
Hangen, es schmücke sich dir, Ceres, mit Ähren das Haupt.
Lasset am heutigen Tage ausruhen das Feld und den Pflüger,
Lasset die Pflugschar auch rasten vom schweren Geschäft.
Löset die Riemen vom Joch; heut' sollen die Stiere der vollen
Krippen sich freu'n, das Haupt festlich mit Kränzen geschmückt.
Einzig der Gottheit werde gedient . .
Fluren besing ich und Götter der Flur. Sie lehrten die Menschen . .
Spielt! Schon schirret die Nacht das Gespann, und dem Wagen der Mutter
Folgen in munterem Chor Sterne mit goldenem Glanz.
(Ludite: iam nox iungit equos currumque sequuntur
Matris lascivo sidera fulva choro).

Sonst drängt der Strom der Empfindung die eigentliche Schilderung des Landschaftlichen, der Tages- und Jahreszeiten zurück [25]). Man braucht das Naturgefühl nicht mehr indirekt zu erschliessen, sondern die Dichter dieser Zeit sprechen selbst ihre Vorliebe für die Natur, speziell für das idyllische Landleben ganz bewusst aus. — Nur mit wenigen Strichen schildert er Zeit und Ort, wie I, 3, 93: 'Dies bitt' ich, dass diesen beglückenden Tag uns Führt mit dem Rosengespann heiter Aurora herauf': Hoc precor, hunc illum nobis aurora nitentem Luciferum roseis candida portet equis! vgl. II, 5, 59 und 75; die Iris schildert I, 4, 43, den Cydnus 7, 13:

Oder besing' ich dich, Cydnus, der sanft du mit ruhigen Wellen
Schleichest in bläulicher Flut still in dem Bette dahin?
Oder den eisigen Taurus, der hoch mit dem luftigen Scheitel
Ragend in Wolken hinein, bärtige Kiliker nährt?

An te, Cydne, canam, tactis qui leniter ulvis
Caeruleus placidis per vada serpis aquis,
Quantus et aetherio contingens vertice nubes
Frigidus intonsos Taurus alat Cilicas?

Auch Bilder sind selten wie I, 4, 18: . . 'Es verdriesse dich nicht . . Wilde Löwen machet die Zeit dem Menschen gehorsam, Und mit dem Tropfen höhlt starrende Felsen die Zeit. Und es reifet das Jahr auf sonnigen Hügeln die Trauben, Und in sicherem Lauf bringet die Sterne das Jahr' . . . (Longa dies homini docuit parere leones, Longa dies molli saxa peredit aqua: Annus in apricis maturat collibus uvas, Annus agit certa lucida signa vice). V. 29: 'Ach, wie schnell entschwinden die Purpurfarben der Erde, Ach, und wie schnell verweht, silberne Pappel, dein Laub' (Quam cito purpureos deperdit terra colores, Quam cito formosas populus alba comas.) I, 5, 76: 'Freu dich des Glücks, weil du noch darfst; dein Kahn schwimmt noch in heiterer Flut' (In liquida nat tibi linter aqua).

Lygdamus (Ps.-Tib. III) bietet wenig Originelles. C. 3 führt den Gedanken von II, 2 nur breiter aus: 'Was nützt aller Prunk, was alle Schätze, Paläste, Säulen, Muscheln — Neid haftet an alledem, Bin ich mit dir nur vereint, wird süss mir die Armut'. Aber die Pointe fehlt, eben die zarte Empfindsamkeit Tibullischen Naturgefühls. An Catull erinnert 4, 85: 'Haben ja nicht dich erzeugt die gewaltigen Wogen der Meerflut . ., Scythiens barbarisches Land auch nicht und die schaurige Syrte'. — Auch er giebt voreilige Wünsche und Schwüre sowie die bösen Träume den lauen Winden und dem Gewölk in der Luft 4, 95; 6, 27 und 49. Mit üblichem Farbenkontrast malt der Vergleich 4, 29:

Ihm entstrahlte ein Glanz gleich dem der Latonischen Luna,
Und auf schneeiger Haut zeigte sich purpurnes Rot . .
Sowie die Mädchen zum Kranz Amaranth einflechten den weissen
Lilien, wie sich mit Rot färben die Äpfel im Herbst:

Candor erat qualem praefert Latonia Luna
Et color in niveo corpore purpureus, . .
Et cum contexunt amarantis alba puellae
Lilia et autumno candida mala rubent.

Eine Schüler-Arbeit aus dem Kreise Tibull's ist das erste Gedicht des vierten Buches, während die übrigen zu dem Reizendsten und Lebensvollsten gehören, was die römische Poesie kennt; sie atmen eine seltene Glut der Empfindung und sind vollendet in der Feinheit der Komposition. Unter all den Geliebten der Elegiker und des Horaz haben doch nur Lesbia und Sulpicia wirklich individuelles Leben[26]). Voll leidenschaftlicher Angst ist das liebende Mädchen Sulpicia um den Geliebten erfüllt, der auf die Eberjagd gegangen c. 3:

Schone meines Geliebten, o Eber, der du die Weiden
Oder des waldigen Bergs finsteres Dickicht bewohnst.
. . Ginge zu Grund doch der Wald, stürben die Hunde doch all!
Welch ein rasender Sinn, den verwachsenen Berg mit dem Fangnetz
Zu umspannen und selbst sich zu verletzen die Hand . . .
Und doch, wär's mir vergönnt, mit dir, o Cerinthus, zu schweifen,
Gerne durch Berg und Thal trüg' ich die Netze dir nach.
Selber forscht' ich der Spur des leichtgeschenkelten Hirsches
Und entliesse den Hund gern von dem eisernen Ring.
Dann gefiele mir Wald und Forst, und sie sollten mich schelten,
Dass ich, Geliebter, mit dir neben den Netzen geruht:

. . Sed tamen, ut tecum liceat, Cerinthe, vagari,
Ipsa ego per montes retia torta feram,
Ipsa ego velocis quaeram vestigia cervi

Et demam celeri ferrea vincla cani.
Tum mihi, tum placeant silvae, si, lux mea, tecum
Arguar ante ipsas concubuisse plagas . .
Läuft dann auch der Eber ins Garn, schon wieder entkommt er,
Stören soll er uns nicht feuriger Liebe Genuss.
Ohne mich aber sei Venus dir fern, gefalle Dianen,
Und mit züchtiger Hand stelle geschäftig das Netz.
Und wenn irgend ein Mädchen sich drängt in unsere Liebe,
Fallen möge sie mir unter das reissende Wild.
Doch du lasse dem Vater die Lust, im Walde zu jagen,
Hörst du! und kehre du selbst mir an den Busen zurück.

Diese einer zärtlichen liebevollen Besorgnis entsprungene, reizende Epistel bekundet zugleich, dass die Römer dieser Zeit nicht völlig — wie häufig behauptet worden — der 'cura venandi' (v. 5) und des 'venandi studium' (v. 23) d. h. also der Liebhaberei für den Jagdsport bar gewesen sind, welche allerdings zunächst der republikanischen Zeit fremd war und erst allmählich unter dem Einflusse der hellenisierenden Strömung Modesache bei der vornehmen Jugend wurde.[27]) —

Mit rührender Innigkeit bittet der Dichter c. 4 den Phöbus, die Krankheit von der lieblichen Maid zu nehmen, auf dass sich in Kummer Cerinth nicht verzehre:

Und was Schlimmes es giebt, was Trauriges immer wir fürchten,
Führ' es in reissendem Lauf hin zu dem Meere der Strom!
Et quodcumque malist et quidquid triste timemus,
In pelagus rapidis avehat amnis equis.

In eine andere Herzensaffaire führt uns IV, 13, das in vollendeter Schönheit von einer Kraft und Innigkeit des Gemütslebens und von einer alles überwindenden Macht der Liebe zeugt, wie es bei einem römischen Dichter kaum zu erwarten ist:

Nie soll irgend ein Mädchen mich deiner Umarmung entfremden! — beteuert er . . Aber o könntest du nur mir einzigem reizend erscheinen, Und missfielest du sonst. — würde gesichert ich sein. Neider, ich brauch' euch nicht! Fern sei mir der Ruhm bei dem Pöbel; Wer klug ist, der freut still sich im Innern der Brust.

Also vermag ich beglückt in entlegenen Wäldern zu leben,
Wo kein menschlicher Fuss wandelt betretenen Pfad.
Du bist Trost mir im Leid, du bist in der dunkelen Nacht mein
Licht, und an einsamem Ort giltst du für mich eine Welt.
Mag nun der Himmel sogar dem Tibullus ein Liebchen entsenden,
Wird umsonst es gesandt, Venus verlieret das Spiel . .

Sic ego secretis possum bene vivere silvis,
Qua nulla humano sit via trita pede.
Tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra
Lumen et in solis tu mihi turba locis . . .

Fürwahr doch ein Bekenntnis unerschütterlicher, tiefinnerster Zuneigung, wie sich dessen kein Dichter unter uns Deutschen, dem Volke der Innerlichkeit und der Treue, zu schämen brauchte! Ausserdem wird die Einsamkeit nicht mehr wie bei Vergil als Heilmittel für die Liebesleidenschaft gesucht, sondern ihr Reiz wird durch diese erhöht. —

Von härterem Guss als Tibullus ist Propertius, ein Elegiker voll kräftigster Individualität und feurigster Leidenschaftlichkeit; aber meist überwiegt der Verstand und die Reflexion die Phantasie, so dass er im Vergleich zu Tibullus nicht blos gelehrter, sondern auch reflektierter, sentimentaler erscheint. Aber wenn die geniale Frische einer momentanen Stimmung den mythologischen Apparat zurückdrängt, sprüht der Dichter von sinnlicher Lebensfülle und weiss einen vollen, männlich

energischen Ton anzuschlagen. Das elegische Moment seiner Dichtungen beruht auf dem mit moderner Sentimentalität empfundenen Gegensatz von Kultur und Natur und der elegischen Betrachtung einer verderbten Gegenwart im Vergleich zu einer glücklicheren Vergangenheit. So ruft er I, 2: 'Was, mein Leben, frommt's, herschreiten in prangendem Haarputz, Und in zierlichem Bausch tragen das koische Kleid' . .

Dass der Natur Liebreiz mit erhandeltem Prunk du entstellest,
Dass du die Glieder nicht lässt strahlen in eigenem Glanz?
Blicke die Farben nur an, die der prangenden Flur sich entringen,
Wie sich von selbst Epheu schöner und üppiger schlingt,
Wie an einsamen Grotten der Hagbaum fröhlicher aufschiesst,
Wie unlenksam der Quell selber die Wege sich bahnt,
Wie sich die Ufer von selbst mit natürlichen Steinchen bemalen,
Süsser, als jegliche Kunst lehret, das Vögelein singt.

Adspice quo submittat humus formosa colores
Et veniant hederae sponte sua melius,
Surgat et in solis formosius arbutus antris,
Et sciat indociles currere lympha vias.
Litora nativis conlucent picta lapillis,
Et volucres nulla dulcius arte canunt.

In dem Unbehagen an der verbildeten Kultur empfindet er den Reiz der unberührten jugendschönen Natur, wie sich aus der Schilderung des Waldquells ergiebt, in dem Hylas sein feuchtes Grab findet 20, 35:

Siehe! darüber, wohin nie künstliche Pflege gedrungen,
Hingen vom einsamen Baum tauige Äpfel herab;
Lilien sprossten umher auf rings umwässerter Wiese,
Schneeig; darunter gemischt sprosste der purpurne Mohn;
Bald nach kindlicher Art mit zartem Finger sie brechend

Dacht' an die Blumen er mehr. als den gebotenen Dienst.
Bald auch bückt' er sich dann nichts ahnend zur lieblichen Welle,
Und er vertändelt beim Trug schmeichelnder Bilder die Zeit.

(Quam supra nullae pendebant debita curae Roscida desertis poma sub arboribus Et circum inriguo surgebant lilia prato Candida purpureis mixta papaveribus).

Im Reichtum, im Golde sieht er die Quelle des Verderbens: 'Ach wie wollt' ich, es wäre zu Rom kein Reicher, es könnte Selber der Feldherr noch wohnen in Hütten von Stroh'! III, 16, 19. Drum preist er das züchtige Land, auf dem kein Verräter weilt und wo Cynthia einsam die Berge beschauen, einsam des Landmanns Vieh und den spärlichen Ackerbesitz betrachten kann (III, 19), und ruft (IV, 13), nachdem er mit Abscheu die Mädchen getadelt, die durch Gold und Muscheln und Purpur zu erkaufen sind, v. 25:

O wie glücklich vordem des Landvolks friedliche Jugend!
Ernten von Feld und Wald waren ihr Schätze genug.
(Felix agrestum quondam pacata iuventus,
Divitiae quorum messis et arbor erant . .)
Damals schenkte man wol von dem Zweig' entschüttelte Quitten
Oder ein Körblein mit purpurnen Beeren gefüllt.
Veilchen auch pflückte die Hand, die gemischt mit der Lilie Schimmer
Durch den geflochtenen Korb glänzten, zur Gabe gebracht.
Trauben auch bot man dar in die eigenen Blätter gehüllet,
Oder ein Vöglein buntscheckig mit schillerndem Flaum.
Damals hat solch schmeichelnd Geschenk in der heimlichen Grotte
Manchem Bewohner des Hains Küsse vom Mädchen erkauft.

Und mit dem Felle vom Reh hat das liebende Paar sich bedecket,
Zum natürlichen Pfühl sprosste das schwellende Gras.
Fröhlichen Schatten verlieh, die ringsum hangende Fichte . . .

Oft schildert er idyllisch-erotisch das Glück solcher Grotten, so III, 30, 25: 'Du Cynthia, weile gern in bemooster Höhe tauigen Grotten mit mir'! vgl. IV, 6, 71; V, 9, 29: 'Zierlich umgrünte das Haus die Pappel mit ragendem Laubdach, Und in dem Schatten versteckt sangen die Vögel ihr Lied'; V, 4, 3: 'Üppig schloss sich ein Hain um die epheuumsponnene Grotte, Und dicht rauschte das Laub um den lebendigen Quell, Hier war das rankige Haus des Silvanus . . . Da wo über die Welt man jetzt, die besiegte, Gericht hält, Stand der Sabiner Geschoss' —: ein beliebtes Motiv dieser Zeit, das sich an die Ruinenpoesie in der griechischen Anthologie anschliesst, vgl. V, 1:

Fremdling, was hier du siehst, wo Roma unendlich sich ausdehnt,
Eh' Äneas kam, war es nur Hügel und Gras.

In sein stolzes Bewusstsein von der Grösse Roms und in das begeisterte Lob der Schönheit Italiens (IV, 22) mischt sich mehr oder weniger deutlich der herbe elegische Gedanke vom ewigen Wechsel und der unaufhaltsamen Vergänglichkeit irdischer Dinge, sowie von der Gottentfremdung seiner Zeit; so IV, 13, 47:

Jetzt ist verlassen der Hain, es trauern die heil'gen Altäre,
Gold nur allein wird verehrt, Frömmigkeit kennt man nicht mehr. —

Die höchste Vollendung zeigen auch bei Properz diejenigen Elegien, in welchen, möglichst ungehemmt durch mythologische Floskeln, die Empfindung der leidenschaftlichen Liebe zur Cynthia sich in freiem Strom ergiesst und mit einem tiefen, fast modernen Gefühl für das Stillleben und das Reizvolle in der Natur sich paart. Ein zartes Bild aus des Dichters Liebesleben

entrollt uns I, 3, wo er ans Lager der Schlummernden tritt, mit Kränzen das lockige Haar schmückt —

Siehe da blickte der Mond durchs Fenster entgegen dem Lager,
— Neidischer Mond, warum hast du nicht länger geweilt? —
Und sein flüchtiger Glanz eröffnet die schlummernden Augen.

Donec diversas percurrens luna fenestras,
Luna moraturis sedula luminibus,
Conpositos levibus radiis patefecit ocellos.

Mit 'entzückender Lust' denkt er in dem an Gallus gerichteten Gedicht (c. 10) an die Nacht zurück, 'da dieser in Liebe entflammte im Arme des Mädchens — mitten am Himmelsgezelt glühete Luna's Gespann' . . (et mediis caelo luna ruberet equis). — Voll eifersüchtiger Sorge weiss er die Geliebte in Bajae: 'Denkst in schweigender Nacht du sorgend denn wohl des Geliebten, Bleibt in dem Herzen dir wohl auch noch ein Plätzchen für mich? . . Wolltest du lieber dich doch dem geringeren Ruder vertrauend Schweben im niedlichen Kahn auf dem Lucrinischen See . . Als dass du liehest dein Ohr dem schmeichelnden Flüstern des andern, Sanft nachlässig am Rand stillen Gestades gestreckt'! Vgl. c. 14. Zart wünscht er am Geburtstage der Geliebten IV, 10, dass selbst die Natur mitfeiere: 'Ohne Gewölk entfliehe der Tag; still ruhen die Stürme, Und sanft gleitend zum Strand lasse die Welle vom Dräu'n. Mög' ich am heutigen Tag der Trauernden keinen erblicken, Und selbst Niobe's Fels halte die Thränen zurück; Möge vom Wehegeschrei ausruhend Alkyone rasten, Und um des Itys Tod jammern nicht, die ihn gebar': Transeat hic sine nube dies, stent aere venti, Ponat et in sicco molliter unda minas . . . Voll Anschaulichkeit und Wärme der Empfindung ist I, 17. Der Dichter fährt im Sturm auf dem Meer — 'wohlverdient, weil ich mein Mädchen verliess, Klag' ich den Vögeln der See jetzo verlassen mein Leid' . . . (Nunc ego desertas adloquor alcyonas),

das Dräuen der Winde hält er für Strafe, die Cynthia ihm gesandt, der Sturm und Meer gehorchen, 'Wende doch du nur zur Milde die wütenden Klagen, Strafe genug sei dir Nacht und ergrimmetes Meer .. Tod und Verderben dem Mann, der Kiel und Segel erfunden, .. Der auf der zürnenden See wagte zu reisen zuerst'!

Ah pereat, quicumque rates et vela paravit
Primus et invito gurgite fecit iter!

'Aber ihr Töchter der Flut, ihr Kinder der lieblichen Doris, .. Hat einst Amor im Flug auch euere Wogen berühret, Schont des Genossen und lasst ruhig die Ufer ihm sein'. — Verbittert durch die Treulosigkeit der Geliebten klagt der Einsame dem stillen Walde sein Leid c. 18:

Hier, wo einsam der Ort dem Klagenden Schweigen verheisset,
Hier, wo die Öde des Walds Zephyrus' Wehen beherrscht,
Hier mag jetzt straflos ich heimliche Schmerzen verkünden,
Wenn der verlassene Fels Treue zu halten versteht:

Haec certe deserta loca et taciturna querenti
Et vacuum zephyri possidet aura nemus;
Hic licet occultos proferre inpune dolores,
Si modo sola queant saxa tenere fidem.

In seinem Schmerz will er selbst der schweigenden Natur nicht mehr trauen. Und doch! Die Bäume und die zwitschernden Vögel sind Zeugen für die Wahrheit seiner Empfindung:

Ihr sollt Zeugen mir sein, wenn einst je Bäume geliebet,
Buch' und Fichte, geliebt von dem arkadischen Gott,
Wie ihr aus schwankenden Schatten zurück mir töntet die Worte,
Wie in den Rinden so oft Cynthia's Namen ich schrieb . . .
Dafür, Götter des Quells, dafür sind eisige Felsen
Und auf verwachsenem Pfad dorniges Bette mein Lohn;

Und was immer ich mag in jammernden Klagen erzählen,
Einzig dem zwitschernden Chor darf ich's der Vögel vertraun.
Aber, wie du auch seist, stets, Cynthia! soll durch die Haine
Tönen dein Nam', er soll schallen am einsamen Fels.
. . Sed qualiscumque es, resonent mihi 'Cynthia' silvae
Nec deserta tuo nomine saxa vacent.

Wir sehen, Properz ist nicht weit von moderner Empfindsamkeit entfernt, ein gelehriger Schüler des Callimachos-Akontios! — Rührend innig ist das Bekenntnis II, 9, 41:

Stern', euch ruf' ich zu Zeugen; dich, Reif in kühlender Frühe, . .
Dass so lieb als Du mir nichts im Leben gewesen . .
Einsam will ich sein, kann ich der Deine nicht sein.
Sidera sunt testes et matutina pruina . .
Te nihil in vita nobis acceptius umquam . .
Solus ero, quoniam non licet esse tuum.

Auch in der Einsamkeit, auch im Wald, wo er dem Wilde nachstellt, vergisst er ihrer nicht III, 19, 29: 'So kann weder des Walds Einöde von dir mich entfernen, Weder der irrende Strom, moosigen Hügeln entstürzt'. In alle Fernen will er ihr folgen c. 26, 29: 'Denkt mein Mädchen mir auch durch die fernesten Meere zu reisen, Ihr nur folg' ich, ein Wind trägt uns Getreue davon. Einerlei Küste wird uns, ein Baum uns schützen im Schlafe; Oft aus einerlei Quell schöpfen wir durstig den Trunk'.

Seu mare per longum mea cogitet ire puella,
Hanc sequar et fidos una aget aura duos.
Unum litus erit sopitis unaque tecto
Arbor, et ex una saepe bibemus aqua.

Auch als sie gestorben, lässt sie dem Dichter noch (vgl. V, 4, 35) keine Ruhe V, 7: 'Manen sind etwas doch, nicht alles ist aus mit dem Tode . . Cynthia ist

mir erschienen' . ., mystisch zaubert sie ihm das Glück verschwiegenen Bundes in die Erinnerung zurück und klagt: 'Es wurden die Worte des Truges Eitelen Stürmen des Süds, nimmer gehöret, zum Raub . . niemand schloss mir die ersterbenden Augen, Auch das war dir zu viel, Hyacinthen zu streuen, die nichts dir kosten? . . Säubre von Epheu das Grab, der mir mit der zänkischen Dolde dicht durchschlungenem Haar fesselt das zarte Gebein, Wo mit Früchten gekränzt der Anio schattige Fluren Netzt, . . Setz mir zu würdiger Inschrift: Cynthia ruht allhier, das goldene Mädchen von Tibur, Gott Anienus, dein Strand erntet von neuem ein Lob'. Er selbst wünscht für sich, wenn er gestorben (IV, 16, Schluss), einen waldigen Platz, fern vom Wege der profanen Menge, und Kränze der Liebe; Dornen für das Grabmal der Kupplerin V, 5, 1. — Ausserordentlich oft findet er für sein Liebesleben ein passendes Gegenbild in der Natur, besonders in der Form wie I, 15, 29: . . 'Eh' soll kein Strom ins unendliche Meer sich ergiessen und des Jahres Lauf sich verkehren, als sich wendet die Liebe': Muta prius vasto labentur flumina ponto Annus et inversas duxerit ante vices, Quam tua sub nostro mutatur pectore cura. So III, 15, 31: 'Eher mit trügender Frucht wird höhnen den Pflüger der Acker, Eher mit dunkelm Gespann ziehen die Sonne daher, Eher die Flüsse zum Quell aufwärts die Fluten ergiessen Und auf trockenem Grund eher verdorren der Fisch, Als je anders wohin ich trage die Schmerzen der Liebe', vgl. II, 3, 4 (Hor. Epod. 16, 31); III, 32, 49: 'Eher ja könntest du wol austrocknen die Strömung des Meeres Oder mit menschlicher Hand heben die Sterne herab, Als dass die Mädchen von Rom du hinderst am schändlichen Treiben', vgl. IV, 19, 5. Liebesschwüre trägt der Wind, tragen die Wellen dahin (III, 28, 8), oder er wünscht, dass die reichen Geschenke glücklicher Nebenbuhler der rasende Sturm in die Lüfte entführe — 'werd' es zu Staube dir doch, werd' es zu Wasser gemacht' (III, 16, 43, vgl. V, 7, 21, I, 16, 34). II, 5, 11 heisst es: 'Nicht von des Aquilo Wehen wird so die

karpathische Meerflut, Nicht von dem wechselnden Süd schwarzes Gewölk so bedrängt, Als ein Wörtchen so leicht umwandelt des Liebenden Zürnen' und 9, 33: 'Nicht vom wechselnden Sturm wird also die Syrte verändert, Noch vom tobenden Süd also geschüttelt das Laub Als ein zürnendes Weib!' Liebe und Schifffahrt werden parallelisiert II, 4, 19, III, 14, 29: 'Jetzt enteile, mein Schiff, zu dir, mein Licht, aus des Ufers Brandungen! Oder es soll mitten noch scheitern im Meer'? IV, 24, 15: 'Siehe! mit Kränzen geschmückt hat den Hafen berühret mein Kiel nun, Glücklich den Syrten entfloh'n; schon ist der Anker gesenkt'; Dichtung und Schifffahrt IV, 9, 3 und 35, vgl. 3, 22. — Der Nimmersatte bekennt III, 22, 35: 'Sieh, bald dienet der Mond, bald dienet dem Himmel die Sonne, So ist zu wenig für uns immer ein Mädchen allein'. 'Bald naht ewige Nacht', ruft er wie Catull III, 15, 24, 'nimmer dann kehret der Tag . . Drum so lang es noch tagt, von der Frucht des Lebens genossen! Wie die Blätter von den welkenden Kränzen gefallen, So kann uns Liebende . . Schon in des Todes Gemach schliessen der morgende Tag'. So mahnt Acanthis V, 5, 57: 'Weil noch Frühling im Blut (dum vernat sanguis), weil frei noch von Runzeln dein Alter, Nütze die Zeit, die vielleicht morgen den Reiz dir zerpflückt; Rosen, die länger zu blüh'n versprochen im duftigen Pästum, Sah' ich am Morgen vom Gluthauche des Südens verwelkt': Vidi ego odorati victura rosaria Paesti Sub matutino cocta iacere noto; vgl. V, 2, 45. —

In alledem erkennen wir leicht den Schüler der griechischen Dichter hellenistischer Zeit, die nicht müde werden, mit Naturunmöglichkeiten zu spielen oder das Meer mit seinen Winden und Schiffen zum Symbol ihrer Liebe zu machen, sowie die Rosen und Kränze zum Sinnbild der Vergänglichkeit. Sinnlich raffiniert schildern sie die Schönheit des weiblichen Körpers, am liebsten im gleissenden Mondlicht oder im Farbenkontrast, wie auch Properz das Gesicht der Geliebten in der blendenden Weisse malt II, 3, 10: 'Lilien glänzen nicht gleich meiner Gebieterin Haut', und dann fortfährt: 'Wie der

mäotische Schnee mit hiberischem Mennig sich streitet,
So wie ein Rosenblatt schwimmet auf lauterer Milch[1]:

Lilia non domina sint magis alba mea;
Ut Maeotica nix minio si certet Hibero
Utque rosae puro lacte natant folia. —

Oder er vergleicht ihren Teint dem rosigen Frührot IV, 24, 7 (color . . roseo collatus eoo), und ihre Augen sind Fackeln und Sterne (Oculi, geminae, sidera nostra, faces), wie auch Tib. IV, 2, 5 von der Sulpicia singt:

Will der verzehrende Amor die Götter in Flammen versetzen,
Steckt an den Augen von ihr doppelte Fackeln er an,
Illius ex oculis, cum vult exurere divos,
Accendit geminas lampadas acer amor.

Aber wenn uns auch Properz und die römischen Elegiker überhaupt in vielen ihrer üblichsten Motive an die hellenistischen Dichter erinnern, wenn sie alle auch von ihnen ihre wirkungsvollsten Farbentöne entnommen haben, wir finden letztere doch immer in der Mischung mit durchaus individuellen, persönlichen Gemütszuständen; und es wird deutlich, wie die römischen Dichter von Catull an immer selbständiger ihren Vorbildern gegenüber werden und mit hervorragendem Talent in immer flüssigerer Form das Werk der Alexandriner geradezu fortsetzen, ja die Reproduktion nicht selten in höherem Masze zur echten Produktion umgestalten, als diese selbst. Der Farbenglanz, der über den Dichtungen eines Tibull und Properz liegt, ist echt römisch. Die Kultur des Hellenismus ist ein Ferment der innerlich verwandten römischen geworden und dient im allgemeinen Entwicklungsprozesse des menschlichen Geistes als ein zum spezifisch Modernen hintreibendes Moment. —

Die römische Elegie gipfelt in Ovid, und bei wem tritt diese romantische Mischung von Hellenismus und Römertum, von antiken und modernen Elementen deutlicher hervor als bei diesem reichbegabten, geistsprühenden Kinde einer frivolen, sinnlichen, materialistischen Zeit? Nach Art und Sitten, bekennt er

A. am. (III, 122), passen wir: ich und die Zeit. 'Die Stärke seines Talentes liegt in der unvergleichlichen Leichtigkeit eines breiten und geistreichen Pinsels, in der Beweglichkeit und unversieglich strömenden Fülle sicherer und sinnlich reicher Gestaltungskraft, welche in dem übermütigen Behagen ihres üppigen Phantasiespieles vielleicht nur bei Ariosto ihres Gleichen findet' (Erwin Rohde). Die Elegie des Ovid bezeichnet in technisch-formaler Hinsicht zwar den Höhepunkt, aber die leichte Manier, der flüssige Stil, die eminente Virtuosität, neue Melodien aus Tönen neu und frappant zusammenzusetzen, die ihn als Reminiscenzen an seine Vorgänger und an seine eigenen Dichtungen umklingen, und ein deklamatorisches Pathos überwiegen doch die wahrhaft schöpferische Kraft. Nicht mehr ist die Gelegenheit, ist der lebensvolle Moment die Mutter der Elegie, sondern die erfindende Phantasie, die nicht selten die Empfindung durch antithetisch pointierten Witz und durch Selbstironie vernichtet und die nackte Gemütlosigkeit an ihre Stelle setzt. Die Liebeselegien sind oft nur in Vers gesetzte Suasorien oder Kontroversen über fingierte Situationen eines fingierten Liebeslebens. Mag er aber auch oft nur mit krasseren Farben das Genre der Triumviri Amoris weiter ausmalen, manches Interessante und Originelle bietet er uns doch, so auch in den Naturschilderungen und Vergleichen, die er nach alexandrinischer Sitte zu häufen liebt — wie I, 7, 53:

> Leblos sah ich sie stehn; ich sah erbeben die Glieder,
> Wie wenn der Pappel Haar leise durchsäuselt der Wind,
> Wie von Zephyr's milderem Hauch das schwächliche Rohr bebt,
> Wie wenn der lauliche Süd streift die gekräuselte Flut:

. . Ut cum populeas ventilat aura comas: Ut leni zephyro gracilis vibratur arundo, Summave cum tepido stringitur unda noto; vgl. Heroid. XI, 75, XIV, 37; A. am. I, 553. Der mit raschem Gefäll entgleitende Bach ist ihm ein

Bild der flüchtigen Jugend (I, 8, 49), das von des Stromes reissendem Wirbel erfasste Schiff — seiner eigenen Liebesschwäche (II, 4, 7); vgl. 9, 31 und 10, 9; der Geliebten Antlitz leuchtet wie der Mond oder wie Rosen mit schneeigen Lilien gemischt (II, 5, 37). Bildlich ruft er II, 14, 23: 'Raubst du die Traube noch grün von üppig beladener Rebe? Reisst du mit grausamer Hand sauer die Früchte vom Baum'? vgl. III, 7, 33. Auch er flucht dem betrüglichen Meer, das der Geizhals im Schiffbruch mit seinem verlogenen Mund trinken möge (II, 10, 33) —, 'hätte doch Argo scheiternd des Meeres bittere Wogen geschlürft' 11, 5; das Elysium schildert auch er in der dem Catullischen 'Passer' nachgedichteten Klage über den Tod des Papageis II, 6, sowie die bessere Zeit des Saturn III, 8, 38 ff — vgl. die Schilderung der Freuden auf dem Lande Rem. am. 186 ff., der Jagd 199 ff; bemerkenswert ist besonders v. 241:.. centum solatia curae Et rus et comites et via longa dabit. —

Seinen Geburtsort Sulmo im Pelignerlande, in den ihn Heimatliebe, sein landschaftlicher Natursinn und die Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit und ungestörtem Zusammensein mit der Natur häufig zurückführten [28]), preist er II, 16, weil er gesund, von Gewässern umsäumt, kühl und fruchtbar sei (Pars me Sulmo tenet Peligni tertia ruris Parva, sed inriguis ora salubris aquis . .) Bäche durchgleiten das Gras, das sich beugt und wieder emporhebt, Um dem befeuchteten Grund schattigen Rasen zu leih'n'; aber die liebliche Flur dünkt ihm wie Scythien und Kilikien, da seine Geliebte fern ist; wäre sie mit ihm, möchte er selbst die stürmischen Alpen (ventosas Alpes vgl. Hor. Ep. I, 11) erklimmen oder die Syrten durchziehen 'Liebt doch die Ulme die Reb', und die Rebe verlässt nicht den Ulmbaum: Weshalb werde so oft ich von der Herrin getrennt? Und doch schworst du zu bleiben . . Bei dem Augenpaar, meinem Gestirn . . Leichter als fallendes Laub ist ein Wort von Mädchen gegeben, Wird von Wogen und Wind dahin und dorthin verstreut . . Schirre den Wagen! . . Bückt auf dem Weg, wo sie

naht, euch nieder, ihr schwellenden Hügel, Seid ihr, Pfad' in des Thales Windungen, glatt und bequem! (. . At vos, qua veniet, tumidi subsidite montes, Et faciles curvis vallibus este viae). Wie geschickt und effektvoll verquickt hier Ovid die raffinierten Motive der Pflanzenliebe, der federleichten, windigen Liebesschwüre und des Zaubers, den das Mädchen auch auf die tote Natur übt! — III, 6 bittet der zur Geliebten eilende den Strom, die Flut ein Weilchen zu hemmen, doch dieselbe wächst nur noch höher an; und ärgerlich ruft der Dichter: 'Dir wünsch' ich, wie du's verdienst, unlauterer Giessbach, dass dich die Sonne versengt, ja auch der Winter dich dörrt'. Im Hain, dem gottbewohnten — vgl. III, 13, 7, A. am. III, 687 —, den ein unbehauener Wald umschliesst, ein heiliger Quell durchrieselt, umwölbt von hangendem Tufstein und durchtönt vom süssen Gesang der Vögel (vgl. I, 13, 1), nahen ihm die Musen der Tragödie und Elegie (III, 1). Doch das Phantastischste ist die visionäre Allegorie in c. 5. Es ist Nacht; der Traum entführt den Dichter zum Walde schattiger Eichen, in deren Gezweig die Vögel zwitschern; des Waldes Dach dämpft nicht voll die Sonnenglut, welcher der Dichter entfliehen will; siehe, da steht im Grase, das bunt mit Blumen gemischt ist, ein Rind von blendendstem Weiss; ein Stier streckt sich neben ihm auf rasigem Grund; plötzlich senkt sich eine Krähe herab und bohrt der schneeigen Kuh den Schnabel in die Brust und fliegt mit dem glänzenden Haare davon; die Kuh entweicht, aber es haftet ihr schwärzlich ein Fleck an der Brust. — Und des Traumbilds Lösung? Die unentfliehbare Glut ist die Liebe, die Kuh die Geliebte, der Stier der Dichter selbst, die Krähe ein kupplerisch Weib, das ihn trennt von der Geliebten, aber des Treubruchs Schmach hat dieser die Brust befleckt. — 'Also sprach der Erklärer. Mir floh das Blut aus erstarrtem Antlitz, und dunkele Nacht stieg vor dem Blick mir empor' (Et ante oculos nox stetit alta meos). Mit reflektierter Kunst, die ja die ganze Elegie

nicht verleugnet, klingt der Schluss zurückdeutend an den Anfang an: Nox erat! —

Auf derselben Basis rhetorischer Deklamation und berechneter Stimmungsmalerei wie die Elegien stehen auch die Episteln, die Heroiden. Nur das Markanteste der ersten sechzehn mag hier Platz haben. Önone ruft dem Paris Heroid. V ihr Liebesglück ins Gedächtnis zurück, wie sie im Schatten geruht zwischen den Herden auf dem Blätterlager oder auf schwellendem Heu unter dem niedrigen Dach, wie sie zusammen gejagt (vgl. IV, 36 ff), wie er den Namen Önone in den Stamm der Buche geschnitten — 'Neben dem Rande des Stroms .. sieht man die Pappel Stehen, in welcher die Schrift unserer Liebe gedenkt; Pappel, o grüne du fort, die hart an dem Ufer du wurzelst Und auf runzligem Bast trägest den folgenden Vers:

Kann, wenn Paris Önone verliess, er zu atmen ertragen,
Möge sodann rückwärts Xanthus ergiessen die Flut.

Er ward treulos . ., und es fing der veränderten Liebe eisiger Winter mir an: Pessima mutati coepit amoris hiemps. Anmutig ist die kurze Morgenschilderung X, 7: 'Frührot war's, wo eben das Feld ein krystallener Reif deckt Und in der Büsche Versteck Zwitschern der Vögel beginnt',

Tempus erat, vitrea quo primum terra pruina
Spargitur et tectae fronde queruntur aves.

An Tibull erinnert das zarte Bekenntnis XIII, 103:

Ob sich Phoebus verbirgt, ob hoch er die Länder beleuchtet,
Stets bist du mein Schmerz während des Tags und der Nacht.

Sive latet Phoebus, seu terris altior exstat,
Tu mihi luce dolor, tu mihi nocte venis.

Doch am sentimentalsten und selbst für Ovidische Denkart extrem gebärdet sich Sappho in der wahrscheinlich unechten Heroid. XV, v. 137. Wenn der Morgen sie aus süssem Traume weckt und das Gefühl der Verlassenheit ihr doppelt schwer auf die Seele wälzt, eilt

sie hinaus: 'Grotten besuch' ich und Wald, als könnten sie mir helfen, die Zeugen des einst genossenen Glücks (Antra nemusque peto, tamquam nemus antraque prosint, Conscia deliciis illa fuere meis), Wiederum find' ich den Wald, der oft uns beiden ein Lager Darbot, über uns her breitend das schattige Laub . . Ärmlich erscheint mir der Ort, welchen nur Er so verschönt;

An dem zerbogenen Gras den befreundeten Rasen erkenn' ich,
Unserer Körper Gewicht hatte die Halme gekrümmt.
Drauf hinsinkend berühre den Platz ich, wo du gelegen;
Jetzt saugt Thränen zuvor wonnig erschienenes Kraut.
Ja, auch scheint das Gezweig laublos an den Bäumen zu trauern,
Nirgends von Vöglein tönt liebliches Zwitschern hervor.
Nur die Nachtigall klagt ob des Sohnes Geschick . .

Cognovi pressas noti mihi caespitis herbas:
De nostro curvum pondere gramen erat.
Incubui tetigique locum, qua parte fuisti,
Grata prius lacrimas combibit herba meas.
Quin etiam rami positis lugere videntur
Frondibus et nullae dulce queruntur aves.

Das Empfindsame, Reflektierte dieses Ergusses tritt so recht deutlich hervor, wenn wir ihm das rührend naive Lied unseres Walther entgegenhalten: Under der linden an der heide, da unser zweier bette was, da muget ir vinden schone beide gebrochen bluomen unde gras; vor dem walde in einem tal, tandaradei! schone sanc diu nahtegal! Die Mitempfindung der Natur aber erinnert uns an die bukolische Poesie der Griechen, an Nonnos und Musaios; vgl. Ps. Verg. Lydia 16ff[29]).

In Wahrheit con amore hat der Dichter seine 'Kunst zu lieben' entworfen, eine Galerie poetischer Bilder, von denen jedes ein kleines Kunstwerk ist und von feiner, psychologischer Beobachtung durchaus konkreter, erlebter Vorgänge des damaligen Roms zeugt. In eigen-

tümlichem Effekt kontrastiert der pathetische, pomphafte Lehrton, die überall eingestreute Gelehrsamkeit aus Sage und Mythenwelt mit dem frivolen Gegenstande, mit den lediglich auf sinnlichen Genuss zielenden Liebeskünsten. Wie überhaupt das Detail mit elegantester Zeichnung, in flüssigstem Stil dargeboten wird, so sind auch die eingewobenen Gleichnisse und Metaphern aus dem Naturleben vortrefflich und erreichen sogar bisweilen einen höheren, edleren Ideenschwung, als dem Ovid sonst eigen ist.

Reizende Mädchen giebt es in Rom wie Saat um Gargara, wie Trauben um Methymna, wie Fische im Meer, wie Vögel im Walde, wie Sterne am Himmel (I, 55, vgl. II, 51. 7); wie Ameisen oder Bienen wimmeln die Frauen im Theater (93); Gelegenheit, um mit ihnen anzuknüpfen, giebt es wie Sand am Meer (254); und eher ja schweigen die Vögel im Lenz, im Sommer die Grillen . ., eh' ein Weib sich sträubt, wenn der Jüngling ihr schmeichelnd nachstellt (2, 71); gleich dem zerbrechlichen Eis schmilzt im Verzuge der Zorn (371); 475: 'Was ist härter als Fels, was ist so weich wie die Welle? Weiches Gewässer durchhöhlt dennoch das harte Gestein'; nur mit Nachgiebigkeit durchschwimmst du den Fluss (II, 181), nicht weht immer der Wind günstig dem schwankenden Kiel (III, 101), [30]): 'Pflegst gut du die Trauben, sprudelt der Wein, hoch spriesst, pflegst du den Acker, die Saat; [31]) pflücke die Blume! Pflückst du sie nicht, so fällt schmählich von selber sie ab' (III, 79); die Farben der Gewänder gleichen der wolkenlosen Luft oder der Flut, dem Krokos, den Myrthen und Rosen . . (173); und Procris erbleicht wie das herbstliche Laub erbleicht an dem Weinstock, wenn er, der Trauben beraubt, welkt bei beginnendem Frost (703), vgl. 162; so grimmig ist nicht der Eber oder die Löwin oder die Viper wie ein betrogenes Weib (II, 373). Eine auffallend edle Gesinnung ist aber der schönen Stelle II, 113 aufgeprägt:

Schönheit ist nur ein gebrechliches Gut; wie die Jahre sich mehren,

Schwindet sie hin und es zehrt eigene Dauer sie auf.
Blühen die Veilchen ja nicht, noch blüh'n Hyacinthen beständig,
Und nach der Rose Verlust starret entblättert der Dorn.
Dir auch werden sich bald, o Schönster, die Haare verfärben,
Dich auch werden den Leib furchend die Runzeln durchziehn.
Stärke den Geist deshalb, dass er dauert; verbünd' ihn mit Schönheit,
Denn er bleibt dir allein bis zu dem Leichengerüst.
Achte die Sorge nicht klein, dass mit edelen Künsten das Herz du

Bildest! (Forma bonum fragile est.. Nec violae semperve hyacinthina lilia florent, Et riget amissa spina relicta rosa)..
Verwandt ist III, 62:

Es gehen die Jahre nach Art des fliessenden Wassers,
Eilet die Welle dahin, so rufst du nimmer sie wieder;
Eilet die Stunde dahin, kehrt sie dir nimmer zurück.
Die Zeit flieht . . Und die da folgt, ist nie gut wie die frühere war.
Hier das fahle Gesträuch, ich sah es als blühende Veilchen,
Hier an dem struppigen Dorn pflückt' ich mir Rosen zum Kranz.

(. . eunt anni more fluentis aquae . . Hos ego, qui canent, frutices violaria vidi: Hac mihi de spina grata corona data est). —

Vor seinem Exil noch verfasste Ovid die Metamorphosen, dies bunte Mosaik mythologischer Erzählungen bald heiterer, bald düsterer Art, von einer bewundernswerten Mannigfaltigkeit, indem üppige Liebesgeschichten, phantastische Märchen, humoristische Fabeln mit 'gemütvollen Stillleben' und pomphaften Schilderungen von Schlössern, Tempeln, Hainen, Thälern und

Wäldern abwechseln. Es war eine beliebte Manier bei den Alexandrinern, erotische Erzählungen in Verwandlungssagen einzukleiden, 'denen die schliessliche Verwandlung der Hauptperson in irgend einen Baum, eine Blume, ein fliessendes Wasser, einen Stein oder gar ihre Versetzung unter die Sterne einen gar nicht unangenehmen Anflug eines immer sinnreichen, durch ein tiefes Mitfühlen heimlichen Naturlebens beseelten, märchenhaften Phantasiespieles verleiht', das auf 'poetische Deutung auffallender Eigenheiten bestimmter Tiere, Pflanzen und sonstiger Naturgegenstände hinauslief' (Rohde). Es entsprach durchaus dem empfindsamen Naturgefühl des Hellenismus, leidenschaftliche Affekte auch den wechselvollen Naturerscheinungen zu vindizieren oder eine überwallende Empfindung, wie z. B. die höchste Verzweiflung oder ein Leid, das in der Menschenbrust keinen Raum mehr finden kann, in die tote Natur zu tauchen, im öden Gebirge, im kalten Felsen erstarren oder in der ruhelosen Welle fortgleiten, im ewig klagenden Vogel und im ächzenden Rohr ausklingen zu lassen. Auch in den Metamorphosen des Ovid, der den hellenistischen Dichtern so seelenverwandt, aber manchem an sprudelndem Witz, an Phantasie und Geist weit überlegen ist, wird die Welt der Götter- und Heroensage von 'jener eigentümlichen Atmosphäre einer anmutigen, idyllischen, galanten, sentimentalen, auch wohl sinnlich begehrlichen Empfindung' überzogen. Das Kolorit ist echt römisch, echt Ovidisch, die Form elegant, anmutig, die Darstellung, besonders der Gemütsbewegungen, fesselnd, wenn auch oft rhetorisch dieselben ins Breite malend und verwaschend.

Zahllos sind die Gleichnisse und Metaphern aus der Natur; immer wieder begegnen Vergleiche wie: schneller als der Wind, als ein Sturzbach, als ein Meteor u. ä.; der galante Cyklop häuft die verliebten Komplimente XIII, 789: 'Weisser bist du, Galathea, als Blüthenschnee des Liguster, frischer als Blumenauen, schlanker als die Erle, blendender als Krystall, mutwilliger als ein Böcklein, weicher als Schwanenflaum . ., doch wilder als

der Giessbach, trugvoller als Glatteis' u. s. f.; hinschmelzen in Angst wie Eis im flüchtigen Sonnenstrahl oder entbrennen, wie wenn Glut in die Kräuter gelegt wird, begegnet II, 808; zornrot wie die rosige Morgenwolke ist Diana III, 183, VI, 58; Thisbe schaudert zusammen wie die Meerflut unter dem Windhauch IV, 135; wie beim Nahen des linde wehenden Favonius in der Sonne die in Eis erstarrte Welle zerfliesst, so verwandelt sich Byblis von Thränen verzehrt in eine Quelle IX, 661; Hyacinthus sinkt, wie wenn einer Violen und Mohn oder Lilien im Garten knickt X, 190; wie aus dichtem Gewölk das strahlende Bild der Sonne siegend hervor sich drängt, verwandelt sich aus einem Greise der jugendfrische Vertumnus und umarmt die Pomona XIV, 768. Der umflechtende Epheu, die ins Meer mündenden Flüsse, die wasserreiche Wolke, der Blitz, Felsen und Eisen, Ähren und Laub und Sand am Meer, vor dem Habicht fliehende Tauben etc. werden zum Gegenbild menschlichen Handelns und Leidens; auch Beseelungen sind häufig, wie der Zorn des Meeres, das Schweigen der Nacht, die im Rohr klagenden Winde, die schmeichelnden Wogen, die verstummenden Wellen (conticuere undae V, 574); vor allem ist schön die Schilderung VII, 184: 'Sobald im vollesten Glanze der Vollmond auf die Erde herabschaute, wandelte Medea durch die mitternächtliche Stille (mediae per muta silentia noctis), Menschen und Vögel und Tiere hatte tiefe Ruhe befallen: rings schweigt die Hecke geräuschlos, rings das unbewegte Laub, es schweigt die tauige Luft, nur die Sterne blinken' (homines volucresque ferasque Solverat alta quies: nullo cum murmure saepes, Inmotaeque silent frondes, silet umidus aer: Sidera sola micant, vgl. XI, 5, 92 ff); niederknieend ruft sie die Nacht an, die Vertraute der Geheimnisse (arcanis fidissima), die Gestirne und den goldenen Mond, Winde und Berge . . . — Zum Orpheus nahen Eiche, Linde, Buche und Lorbeer etc. . ., 'auch du kommst, krummfüssiger Epheu, und du, weinlaubige Rebe, und von ihr umschlungen, o Ulme' X, 86. Den erschlagenen beweinen die

Vögel, die wilden Tiere, die starren Felsen, die Wälder, die vor Trauer das Laub abwerfenden Bäume XI, 44. Es kämpfen die zwieträchtigen Winde und rühren das unwillige Meer auf v. 491; im Meersturm zerbricht die Welle den Mastbaum und schaut, über die Beute stolz, sich bäumend als Siegerin herab auf die Wogen (spoliisque animosa superstes Unda velut victrix sinuataque despicit undas v. 522). Die mythischen Personifikationen figurieren mit grossem Pomp, so I, 264 der Notus mit dem scheusäligen Haupt pechschwarzen Dunkels: den greisen Haaren entströmt die Flut, Nebel lagern auf seiner Stirn u. s. f., vgl. VI, 690; ein lieblicheres Bild bietet der umkränzte Frühling mit den Jahreszeiten am Throne des Phöbus II, 64. — Farbenreich sind auch sonst Naturschilderungen wie die der Schöpfung, der Überflutung, der weiten Flächen, die Phaethon überschaut, des Seesturms XI, 481 u. s. f.

Manche idyllische Momente sind wirkungsvoll verwandt, wie in der Schilderung des goldenen Zeitalters, in dem noch nicht die behauene Fichte in die flüssige Woge tauchte, in dem die Erde alles freiwillig hergab —: ewig waltete Lenz, und sanft mit lauem Gesäusel fächelten Zephyrus' Hauche die saatlos keimenden Blumen (I, 89); prächtig anschaulich wird das Tempe-Thal geschildert, durch das der Peneos vom Pindus herabstürzend mit schäumenden Wogen einherrollt, 'in gewaltigem Fall von flüchtigen Dämpfen umwallte Wolken zusammenziehend, die hohen Wälder mit Gischt übertauend und weithin mit Getöse alles übertönend' (summisque aspergine silvis Inpluit et sonitu plus quam vicina fatigat I, 568); das Thal Gargaphie III, 155, heilig der Diana, bietet eine waldige Grotte, 'durch keine Kunst geschaffen: die Natur hatte mit eigener Schöpferkraft die Kunst nachgeahmt [32]) (arte laboratum nulla: simulaverat artem Ingenio natura suo), denn sie hatte aus lebendem Bimstein und leichtem Tuf den natürlichen (nativum) Bogen gewölbet, rechts murmelt ein Quell, von grasreichem Borde umgürtet'; v. 407 wird wieder ein silberheller Quell mit blinkenden Wellen gepriesen, den nie ein Hirte oder

eine Herde, ein Vogel oder ein Tier oder ein vom Baume herabgefallener Ast berührt hat; ringsum ist Rasen und dichter, keinen Sonnenstrahl hindurchlassender Wald — vgl. den waldbeschatteten See Pergus V, 385 und XI, 235 und den Lethestrom v. 603 ff. —; dorthin lockt die Schönheit des Ortes den Narcissus (faciemque loci fontemque secutus). Im schimmernden Spiegel des Wassers schaut er mit unersättlichem Blick den trügenden Reiz seines eigenen Bildes und fragt die Wälder, ob je einer unglücklicher geliebt, den sie in heimlichen Lauben geborgen; in echt rhetorischer Deklamation und mit sentimentalem Pathos wühlt er in seinen Empfindungen, zerschlägt sich die Brust — weissrot wie ein Apfel! und schwindet hin von innerer Glut verzehrt wie der Frühreif unter den Strahlen der Sonne (ut intabescere . . matutinae pruinae Sole tepente solent 488)! Mit mehr oder weniger Raffinement der Erotik und der Affektmalerei entwirft er das Schicksal der Daphne (I, 452 bis 567), der Syrinx (689—712), des Aktäon (III, 138 ff.), des Daphnis (IV, 276), von Arethusa und Alpheus (V, 573), Prokne und Philomele (VI, 424—674), Boreas und Orithyia (VI, 679—721), Byblis (IX, 454), des Cyparissus (X, 106—142), Hyacinthus (X, 162—219), Ceyx und Alcyone (XI, 410—572), Glaucus und Scylla (XIII, 900 bis XIV, 74); Picus und Canens (XIV, 370), Pomona und Vertumnus (XIV, 609). In all diesen reizenden Märchen schimmert eine sinnreiche Natursymbolik durch das romantische Erzählungskolorit hindurch. — Wie idyllisch empfindsam ist die Liebe des Cephalus zur Waldeskühle, der vom Jagen ermüdet im Schatten sich ausstreckend ruft: 'Kühlendes Lüftchen, komm (aura veni VII, 813), komm, liebliche Freundin, Trösterin, spiele mir hold um den offenen Busen, o meine Wonne (tu mihi magna voluptas); du machst, dass ich den Wald liebe und die Einsamkeit (tu facis, ut silvas, ut amem loca sola); o lass mich deinen Hauch mit lechzendem Mund einatmen, du Süsse!' Im eifersüchtigen Wahn, der Gatte mache einer Nymphe diese Liebeserklärung, entleibt sich. Procris. — Berühmt ist das Idyll von Philemon

und Baucis (VIII, 611—724), diesen frommen Landleuten, die ihr arbeitsames, fried- und glückvolles Leben zugleich beschliessen, indem unter Abschiedsgrüssen sie zu Bäumen werden. Ein lockendes Bild von dem herrlichen Leben in schattigen, stets kühlen Grotten, in Obst- und Weingärten und erdbeerreichen Wäldern, im Besitz von Schafen und Zicklein, von Gemsen und Hasen, entwirft der verliebte Polyphem der spröden Meernymphe XIII, 808. —

Wie der Dichter die Metamorphosen mit der Vergötterung der Äneaden und der Verherrlichung des Augustus beschliesst, so sind auch ein durchaus patriotisches Werk die Fasti, dieser für die Sacralaltertümer hochwichtige Kalender von Festen und Himmelserscheinungen, der jedoch für eine Untersuchung über das Naturgefühl dieser Epoche nur wenig Interessantes bietet, wie die idyllischen Schilderungen heiliger Haine, in denen das numen der Gottheit wohnt (III, 295, VI, 9), von Grotten aus lebendem Bimstein an geschwätzig murmelndem Quell (III, 17, IV, 427, II, 315), eines heiligen See's in der Waldschlucht (III, 263) oder besonders des einfachen Lebens der Naturvölker (II, 291 ff.) und der guten alten Zeit, da Saturnus noch regierte, noch eine kleine Hütte den Mars entsprossenen Quirinus barg, noch im engen Tempel Jupiter mit dem thönernen Blitze stand, das Kapitol im Laub der Bäume, nicht in Edelsteinen prangte und der Senator selbst seine Schafe weidete (I, 195). — Die hellenistischen Dichter klagen im Hinblick auf die Trümmer einer grossen Vergangenheit über die Hinfälligkeit alles menschlichen Werkes; hier bei Ovid begegnen wir — wie schon bei Properz — der elegischen Stimmung: 'Einstmals, da an der Stelle der stolzen Roma noch unbehauener Wald grünte, noch ein Weideplatz für wenig Rinder oder feuchte Sümpfe sich hinzogen, waltete noch die Gerechtigkeit und Scham (pudor) und Friede im kleinen Volke' (I, 242, II, 391, III, 179, VI, 261, 401 ff.) Neben der Ruinenpoesie pflegten die Alexandriner auch eine Gräberpoesie; Ovid bekennt II, 533: 'Ehre den Gräbern!' (est honor et tumulis); die wahre Pietät gegen die Verstorbenen adelt auch geringe Gaben

wie Kränze, Früchte, Salzkörner — (Parva petunt manes, pietas pro divite grata est Munere). —

Die Tristien, die lediglich Stimmungsbilder des verbannten, trostlosen Dichters enthalten, sind ein interessantes Dokument seiner hochgradigen Innerlichkeit, seiner modernen Empfindungsweise. Wohl sind sie monoton und variieren immer wieder das gleiche Thema der Klage und schwemmen nicht selten durch mythologische Deklamationen die wahre Empfindung des Heimwehs, der glühenden Sehnsucht nach Rom, nach den Freunden, nach der Gattin (III, 2, 21; 4, 56, IV, 7, 45 etc.) hinweg, aber die Tiefe des Innenlebens und die sinnige Parallelisierung des Geistigen und Natürlichen hat in der römischen Literatur kaum ihres Gleichen. So interessiert uns mehr als die allerdings in lebendiger Anschaulichkeit entworfene Schilderung des Sturms auf hoher See (I, 2) und auch als der rührende Abschied von den Seinen in der letzten Nacht — mit den knappen, aber vortrefflichen Zeilen I, 3, 27: 'Jeglicher Laut war jetzt entschlummert von Menschen und Hunden Und von der Höhe gebot Luna den Rossen der Nacht' — die dem Meere abgelauschte schöne Metapher, die stimmungsvolle Verquickung von Geist und Natur I, 11, 9:

> Wunder mich selbst nun nimmt's, dass unter des Herzens und Meeres
> Wogengetümmel doch nie geistige Kraft mir entsank:
>
> Ipse ego nunc miror, tantis animique marisque
> Fluctibus ingenium non cecidisse meum;

ja sein Herz tobt noch wilder als die von dem Sturm gepeitschte See v, 33: Cumque sit hibernis agitatum fluctibus aequor Pectora sunt ipso turbidiora mari. Die geistige Kraft hält ihn allein noch aufrecht, sie allein hat er gerettet, als sein Lebensglück in Trümmer ging: 'Alles an uns ist sterblich, einzige Ausnahme sind Güter des Herzens und Geistes; siehe, beraubt wie ich bin der Heimat, eurer, des Hauses, da man entrissen mir hat, was sich entziehen mir liess: Hab'

ich in mir doch den eigenen Geist zum Geleit und Genuss noch' III, 7, 43:

. . . Nil non mortale tenemus
Pectoris exceptis ingeniique bonis,
En ego, cum patria caream vobisque domoque
Raptaque sint, adimi quae potuere mihi,
Ingenio tamen ipse meo comitorque fruorque.

Doch diese Seelenstärke versagt ihm oft; unablässig klagt er über die Öde des Ortes, über das schlimme Klima, das ihn krank macht, und wünscht sich den Tod; immer wieder vergleicht er die Unzahl seiner Leiden, die seinen Geist gebrochen (III, 14, 33), mit den Sternen, den Büschen im Walde, den Gräsern des Marsfeldes, den Muscheln, den Blüten, Mohnkörnern, Fischen, Vögeln u. s. w.;[83]) auch sein Leib welkt, wie das Laub im Herbst sich entfärbt (III, 8, 30). In dem Lande des ewigen Winters, wo Frost und Nordsturm keine Trauben reifen, ja nicht Baum und Strauch auf kahlen Gefilden gedeihen lassen (III, 10), malt er sich voll rührender Sehnsucht den Frühling Italiens aus (c. 12), wo nun, da das Eis vor dem Westwind verging, die Knaben und Mädchen Veilchen zu suchen gehn, die Wiesen bunt sich färben, die Vögel zwitschern, die Reben treiben:

Frigora iam zephyri minuunt . .
Iam violas puerique legunt hilaresque puellae,
Rustica quas nullo terra serente vehit
Prataque rubescunt variorum flore colorum:
Indocilique loquax gutture vernat avis.

'Ich kenne nur Schnee, den die Frühlingssonne geschmolzen, Fluten nur, die nicht mehr brechen im starrenden Teich'. Keine Anregung, keine Einsamkeit tröstet ihn (nec quo secedam locus est III, 14, 41) — denn ewige Angst herrscht zu Tomi vor den wilden Nachbarvölkern —, sondern nur die Muse; sie bietet stärkende Labung, sie bringt die Sorge zur Ruhe (IV, fin.: tu curae requies); er wühlt in seinem Schmerz: 'Weinen ist eine gewisse Lust' (est quaedam flere voluptas IV, 3, 37). Wenn nur Augustus ein Tröpflein nehme

von der Fülle der Schmerzenssee! wünscht er V, 2, 20; die Zeit scheint ihm stille zu stehen c. 10 —

Traun in dem Weltlauf herrscht ein seltsam neuer Naturbrauch,
Der mit dem Gram im Bund alles so lange mir macht. —

Noch monotoner als die Tristien wirken die Briefe Ex Ponto, da sie, an verschiedene Freunde gerichtet, stets das Gleiche wiederholen; zugleich mischt sich in wahres Gefühl (I, 3, 35; 4, 49) die kriechende Schmeichelei (z. B. I, 9, 33; II, 1; III, 3, 99!) und ein Gewinsel um die Gnade des Gottes Augustus! Unablässiger Gram zehrt an seinem Innern, das wie das Bächlein zertaut, welches dem Schnee entrinnt I, 1, 67: mens mea tabida facta

De nive manantis more liquescit aquae. [34])

Möchte mir doch das Glück werden, ruft er resigniert I, 8, 49, dass ich hier ein Fleckchen bebaun dürfte: Selber am Felshang gern, wenn ich dürfte nur, kletternde Ziegen Würd' ich am Stabe gelehnt weiden und Schafe so gern — dass ewigem Gram nicht ganz hingebe mein Herz sich. — Er ist ein Schiffbrüchiger, kein rettender Hafen winkt ihm (II, 2, 30), [35]) vergebens fleht er die Freunde an, dass sie der Anker seien des zerschlagenen Nachens (III, 2, 6); sein Genius ist vom Schlamme der Leiden verderbt (IV, 1, 19 limo vitiata malorum); sein letzter Trost ist III, 2, 31:

Während der Leib entseelt anheimfällt düsterer Urne,
Flüchten sich Ehre und Ruhm über die Flammen hinaus. —

In Ovid hat die römische Poesie ihren Höhepunkt erreicht. Die Sonne, die allerdings Licht und Wärme wesentlich von einer grösseren — der griechischen — borgte, steht im Zenith und sinkt nun langsam hinab. Neben Ovid strahlen gleichzeitig noch kleinere Geister, die auch an Lehrgedichten ihre Kraft erprobten; doch während des Gratius Faliscus' Cynegetica ein durchaus trockenes, langweiliges Machwerk sind, erhebt sich Manilius in seinen Astronomicon libri V bisweilen zu hohem Schwunge einer erhabenen Naturanschauung;

eine Lust ist es ihm, da der glückliche Frieden es vergönnt (I, 13), sich aufzuschwingen zu den unendlichen Himmelsräumen, wo der Gott sich am herrlichsten zeigt, zu den Schicksal bestimmenden Sternen (v. 37); keine grössere Wonne giebt es, als tief in des Weltalls innersten Kern zu dringen und die Natur im geheimsten Verschluss zu belauschen (v. 18 und 95): 'Nichts im gewaltigen Kreise des Alls ist mehr zu bewundern, als dass alles dem Zweck sich fügt und bestimmtem Gesetze (v. 475: Nec quicquam in tanta magis est mirabile mole Quam ratio et certis quod legibus omnia parent); hieraus strahlt mir der klarste Beweis, dass göttlicher Machtwink Lenk' und regiere das All, und dass selber ein Gott sei, Dass nicht danke die Welt ihr Bestehen dem schaffenden Zufall'; vgl. v. 527. Begeistert preist der Epilog des vierten Buches die Würde und geistige Kraft des Menschen, der die Welt erforscht und, ein Teil des göttlichen Vaters (des Himmels), ihn selbst erkannt hat. 'Oder ist es zweifelhaft, dass ein Gott in unserer Brust wohne, und dass die Seelen zum Himmel zurückkehren, von dem sie gekommen (886); unterworfen hat sich der Mensch Erde und Meer, und als Sieger schlägt er die Sternenaugen zu den Sternen empor' (victorque ad sidera mittit Sidereosque oculos), 'durchforscht den Himmel und erkennt: alles lenkt, durchdringt und bewältigt die Vernunft' (ratio omnia vincit 932) vgl. II, 60 ff, 106 ff. Mit rhetorischem Pomp schmückt er Episoden aus wie die vielgerühmte von Andromeda (V, 538—607), deren Jammergeschick nicht blos die Alkyonen, sondern auch das Meer und der durch Felsen wehklagenden Tons rauschende Wind betrauern; doch der Retter naht; entflammt von Liebe beneidet Perseus die Klippen, an denen die Schöne hängt, und preist glücklich die fest um die Glieder sich schmiegenden Ketten! —

In der Prosa der augusteischen Zeit übernimmt die Geschichtsschreibung die Führung. Man hat Livius den Vergil der Geschichte genannt, und in der That verhüllt die grossen Mängel der Forschung ein zarter

Schleier persönlicher Liebenswürdigkeit und dichterischer Wärme der Empfindung, aber ein poetischer Landschaftsmaler wie Vergil ist Livius nicht gewesen; wenig besagen die paar Schilderungen von Schlachtenorten, Flüssen, Meeren oder Gegenden wie des Tempe-Thales (44, 6), dessen steile, hohe Wände kaum einen schwindelfreien Anblick gestatten (sine vertagine quadam simul oculorum animique), 'auch schreckt der Schall und die Tiefe des mitten durchs Thal fliessenden Peneus' .. Wie Vergil (Georg. I, 463 ff.) die Natur in Mitleidenschaft zieht, als der grosse Caesar gestorben, so dass die Sonne hinter rötlichem Dunst erbleicht u. s. f., liebt es Livius, die Ereignisse durch die abstrusesten Prodigien, durch schauervolle Naturvorgänge vorzubereiten und sympathetisch zu illustrieren; brennende Himmel und Meere, Blitze aus heiterer Luft, Doppelsonnen, Erdspaltungen bilden gar häufig den unheimlichen Hintergrund der Thatsachen, besonders jedoch die dämonischen Laute in dem Dunkel der schweigenden Haine. Der romantische Zauber der Alpenwelt ist aber überhaupt der Zeit noch nicht aufgegangen (vgl. Hor. Epod. 1, 11; Ov. Am. II, 16); Livius lässt den Hannibal (XXI, 30) seine Soldaten damit trösten, dass die Alpen Gebirge wären wie die Pyrenäen, also wohl übersteigbar, da keine Länderstrecken den Himmel erreichen; doch der nahe Anblick der hohen Berge, die Schneemassen, die sich fast mit dem Himmel vermischen, die formlosen Häuser oben auf den Felsen u. s. f. erneuern den Schrecken (c. 32 tamen ex propinquo visa montium altitudo nivesque caelo prope immixtae, tecta informia imposita rupibus . . terrorem renovarunt); c, 34, 8 zeigt Hannibal auf einem Gipfel, von dem weit und breit eine Rundschau sich bot (unde longe ac late prospectus erat), seinen Soldaten Italien, die am Fusse der Alpen liegende Poebene mit der Erklärung, nun stände der Weg nach Rom ihnen offen (cetera plana, proclivia fore); doch mit unsäglicher Mühe marschieren die Truppen auf den schlüpfrigen Gletschern, auf den steilen Pfaden, über nackte Gipfel, bis sonnige Hügel und

Thäler mit Wäldern und Bächen sie aufnehmen (37, 5). Aber mit keinem Wort wird weiter dieses Kontrastes und der Stimmung der Truppen gedacht. —

Die augusteische Zeit war das goldene Zeitalter der römischen Poesie, aber sie bezeichnet auch zugleich eine neue Epoche in der bildenden Kunst. Erhob sich die Malerei auch nie über eine handwerksmässige dekorative Wandmalerei, so lassen doch die in Rom und Umgegend sowie die in Pompeji und Herculanum gefundenen Landschaftsbilder den der Entwicklung der Poesie analogen Charakter einer sentimental-idyllischen Naturbetrachtung erkennen, da auch sie wesentlich auf hellenistischer Nachahmung beruhen. Sie füllen somit, wie die Elegiker in der hellenistischen Poesie, eine empfindliche Lücke in der griechischen Kunst aus — wie auch die Gemäldebeschreibungen des älteren Philostratos, — die man wol kaum mit Friederichs als abstruse Erfindungen des Rhetors ansehen kann —, deren Originale einen eminenten landschaftlichen Sinn müssen verraten haben; ich will hier nur an die 'Sümpfe' (I, 9) erinnern: 'Es ist ein stiller, abgeschlossener Raum, der von menschlicher Kultur noch nicht berührt worden ist. Selbst die Brücke über den Fluss ist von der Natur gebildet. Nur Tiere, Eroten und Hirten beleben das Ganze. Alles hat etwas Heimliches, Verstecktes, von der weiten Welt Abgelegenes; es ist ein idyllischer Winkel; es ist ein Bild, das in poetischer Auffassung keiner neueren Landschaft nachsteht' (Brunn). —

Unter den römischen müssen besonders die esquilinischen Odysseelandschaften in ihrer Gesamtheit einen prachtvollen Schmuck gebildet haben, da in ihnen selbst das Kolorit, die Farbenperspektive von guter Beobachtung zeugen; ich hebe hier nur die Schilderung des 7ten Bildes aus der trefflichen Darstellung von Wörmann[36]) kurz heraus: Ein kolossales Felsenthor zeigt den Eingang in die Unterwelt, die in tiefem Schatten liegt; ein breiter Lichtstreif fällt auf den reichlich vom gespensterhaften Riesenschilfe umsprossenen Plan am Strande des Acheron und beleuchtet

das Widderopfer des Odysseus mit einem geheimnisvollen Lichteffekt, wie er unter den erhaltenen antiken Gemälden nicht zum zweiten Male vorkommt; der am Horizonte hellweisse Himmel nimmt an Dunkelheit zu, wie er sich vom Meer zu den Felsen herüberspannt; aus dem Schatten drängen die Schatten. 'In der That haben wir eine grandios und einfach komponierte und höchst effektvoll beleuchtete, wirkliche Landschaft vor uns, in welcher der figürliche Bestandteil nur als Staffage wirkt und zugleich durch seine Beleuchtung und die Farbe der Gewänder die landschaftliche Stimmung fördert; in der That kann man hier von einer bedeutenden landschaftlichen Stimmung reden, die höchst talentvoll mit der dekorativen Stimmung identificiert ist'. Wie diese Odysseelandschaften ein Beispiel zu den von Vitruv VII, 5 genannten 'Ulixis errationes per topia' sind, so liegt ein treffliches Beispiel zu den von Plinius Nat-Hist. XXXV, 116—117 dem Ludius zugeschriebenen 'Gartenanlagen' (topiaria opera) in der Villa ad Gallinas der Livia in Prima Porta bei Rom vor. Hier hat das sentimentale Naturgefühl des in engen Mauern eingeschlossenen Städters durch kunstreiche Dekoration 'mit naturalistischer Treue' einen geräumigen Saal in eine durch allerlei graziös sich schaukelnde oder zwischen den Zweigen flatternde oder im Blau des Himmels schwebende Finken, Ammern und Drosseln belebte Parklandschaft ohne Staffagefiguren umgewandelt; 'die in dem Zimmer weilenden Personen waren gewissermassen die lebendige Staffage der sie umgebenden Baumgruppen'[37]), die in anmutigsten Wald- und Parkbaumarten aus reichem Blumenflor sich erheben. Ähnliche Dekorationen begegnen auch unter den zahlreichen Landschaften der kampanischen Wandmalerei[38]). Der idyllische Charakter herrscht auch in den mythologischen Kompositionen vor, und mit feinem Verständnis ist oft der innige Wechselbezug der Handlung und der umgebenden Natur zur Darstellung gebracht; andere sind durch irgend welche Zeichen menschlichen Wirkens belebt oder dem Kultus geweiht, mit heiligen

Bäumen, Sacellen u. dgl., von den einfachsten bis zu 'grossen idyllischen landschaftlichen Kompositionen aufsteigend, die zu den schönsten unter den kampanischen Landschaftsbildern gehören und 'den ahnungsvollen Dämmerschein des Geistes', den man der antiken Landschaft oft abgesprochen hat, umgewandelt zeigen in eine sonnenklare, bewusste und konkrete Beseelung der Landschaft mit dem Geiste der Gottheit, deren Heiligtum die Einsamkeit schmückt[39]. Häufig wird 'das ländlich idyllische Dorfleben', dessen Mittelpunkt ein sacellum ist, noch durch Ruinen gesteigert; also auch der Kunst war dies elegische Moment ebenso wenig fremd wie der Poesie. Strandbilder[40]), Villen-, Garten-, Tempel-, Insellandschaften, ägyptisierende Landschaften[41]); Tierstücke und Stillleben[42]) erzielen oft mit wenigen Strichen 'ein Ganzes von romantisch ansprechendem Eindruck'; auch grandios wilde Landschaften sind häufig. Besonders interessant ist, wie einige Hausbesitzer Pompeji's ihren hervorragenden Sinn für die Natur durch die Fülle von Landschaftsbildern verraten, die fast sämtliche Wände der einzelnen Zimmer bedecken, wie in der casa della picola fontana[43]). —

Jedenfalls bekundet die Landschaftsmalerei der vom Hellenismus beeinflussten Römer, trotz der technischen Mängel in der Perspektive und in der charakteristischen Individualisierung sowie in der Abtönung der Farbenreflexe, durchaus markante Ansätze und Keime unserer modernen Malerei, die um so bewundernswerter sind, als das rein handwerksmässig Dekorative — wie in unserer Tapetenmalerei — das leitende Motiv blieb. — Auch die Mosaikdekorationen auf Fussböden, wie sie teils um Rom, teils in Kampanien gefunden worden, zeigen landschaftliche Bilder von 'abgeschlossener und packender Wirkung'; ja der spätere Zopfstil brachte selbst in plastischer Dekorationsarbeit kleine Landschaften hervor, wie die Brunnengruppe in der Villa Borghese und zahlreiche Marmorreliefs idyllischen Genres aus dem Wald-, Hirten- und Tierleben. —

Viertes Kapitel.

Die gesteigerte Sentimentalität der Kaiserzeit.

Die augusteische Epoche ist die Wende vom freien Republikanertum zum tyrannischen Despotismus. Die Kaiserzeit trägt in ihren literarischen Erscheinungen mehr oder weniger den Stempel des Servilismus; jedes selbständige geistige Leben wird systematisch ertötet. Die schöne flüssige Form der augusteischen Poesie dauert noch fort, aber der Gedankengehalt ist entweder einem lediglich rhetorischen, künstlichen Pathos oder der moralischen Entrüstung über die Gebrechen der Zeit entsprungen. Tiefere Gemüter werden in ihr Inneres zurückgedrängt; aber mit dieser gesteigerten Innerlichkeit und Sentimentalität verbinden sich nur zu oft kriechende Heuchelei und Affektation, die besonders im Prosastil durch Manieriertheit, Verkünstelung und gesuchte Pikanterie sich bekundet. Mit der immer tiefer eindringenden Empfindsamkeit wächst auch das Gefühl und das Verständnis für die Natur. Das Leben in ländlicher Stille, auf den Villen wird eine notwendige Ergänzung des städtischen Lebens, ein Heilmittel für so viele Übel, welche eine überreife Kultur mit sich brachte; die landschaftliche Schönheit wird voll und ganz entdeckt und die unverfälschte Natur wird bewusst aufgesucht und besungen im Kontrast zur Unruhe und Unwahrheit des politischen und socialen Lebens und als erfrischende Abwechslung nach dem Nerven erregenden und zerrüttenden Genussleben. Die erhöhte wissenschaftliche

Bildung steigert das Interesse an der Natur. — Auch in dieser Hinsicht ist der Philosoph Seneca der interessanteste und geistvollste Repräsentant seiner Zeit. In wunderbarer Weise paaren sich in ihm ein eminenter Verstand, vielseitiges Wissen, lebhafte Phantasie und ein idealer Sinn für alles Edle und Hohe, für alles Gute, Wahre und Schöne mit herzloser Eitelkeit, kühler Rhetorik und sittlichen Mängeln des Charakters. Kein zweiter Römer zeigt wie er die Selbstzersetzung des Römertums. Der Most einer fast modernen Weltanschauung, einer fast christlichen Moral zersprengt die alten verbrauchten Schläuche antiker Denkart. Nebeneinander her laufen echt christliche Anschauungen von einem allweisen, allgütigen Schöpfer und die stoisch-pantheistischen von einer unkörperlichen, in gewaltigen Werken schöpferischen Vernunft und einem göttlichen, alles Grosse und Kleine in gleichmässiger Wirksamkeit durchströmenden Hauche. Und so identificiert er Natur und Gott. Man wird an die Bekenntnisworte des Göthe'schen Faust erinnert, wenn man de benef. IV, 8 liest: 'Nenne es Natur, Schicksal, Geschick, alles sind doch nur Namen für denselben Gott, der bald so, bald so seine Macht äussert'. — Eine hochgradige Innerlichkeit des Gemütslebens ist allen Darlegungen Seneca's aufgeprägt. Wie schon Ovid, bekennt auch er (ad Helviam cap. 8, 4), dass das Beste dem Menschen kein Kaiser, keine Verbannung rauben kann: 'nämlich diese Welt, das Grösste, das Schönste, was die Natur hervorgebracht hat, und diesen die Welt betrachtenden und bewundernden Geist, der das Herrlichste ausmacht, was in ihr ist, uns eigen und unverlierbar' (quicquid optimum homini est, id extra humanam potentiam iacet, nec dari nec eripi potest; mundus hic, quo nihil neque maius neque ornatius rerum natura genuit, animus contemplator admiratorque mundi, pars eius magnificentissima, propria nobis et perpetua et tamdiu nobiscum mansura sunt, quamdiu ipsi manebimus). Wohin auch den Menschen die angeborene Lust, den Ort zu wechseln, zu wandern, selbst in unwirtliche Gegenden (vgl. c. 6),

oder der Wille anderer treibt: zwei herrliche Dinge gehen immer mit uns: die Natur, die überall ist, und die Tugend, die uns eigen ist. 'So lange meinen Augen der Anblick des Himmels, dessen sie nicht satt werden, nicht entzogen wird . ., so lange ich den Mond und die Sonne und das nächtliche Sternenheer schauen darf . ., so lange ich mich, soweit es Menschen vergönnt ist, in himmlische Sphären schwingen, so lange ich den Geist, der nach dem Schauen verwandter Naturen strebt, immer über der Erde halten kann: was liegt mir dann daran, worauf mein Fuss trete?' Den Polybius tröstet er in seinem Kummer mit dem Gedanken (c. I, 20), dass alles ausser den unabänderlichen Naturgesetzen dem Wechsel unterworfen und das Leben einzelner im Hinblick auf das Ganze wertlos sei — denn, führt er ad Marciam fin. aus, es wird einst nichts stehen bleiben, wie es jetzt steht; die Zeit wird alles darnieder werfen, und mit sich fortraffen . . .

Wie einen Aristoteles und Cicero, weist auch ihn das regelmässige Aufunduntergehen der Gestirne auf eine göttliche Ursache hin; aber diese ist christlich gefasst als die Vorsehung eines Einzelwesens, die providentia (vgl. de provid. Einl.) eines liebenden Gottes, einer vernunftvollen Natur. Pflicht des Weisen ist es (vgl. de otio c. 32), mit sinniger Betrachtung sich in die Natur zu versenken; 'ihrer Kunst und Schönheit gemäss hat sie uns zu Betrachtern des grossen Weltschauspiels bestimmt, denn sie hätte den Genuss von sich verloren gegeben, wenn sie all das Grosse, so Herrliche, so fein Geordnete, so Liebliche und mannigfach Schöne einer menschenleeren Einöde dargeboten hätte' (curiosum nobis natura ingenium dedit et artis sibi ac pulchritudinis suae conscia spectatores nos tantis rerum spectaculis genuit, perditura fructum sui, si tam magna, tam clara, tam subtiliter ducta, tam nitida et non uno genere formosa solitudini ostenderet) . . In ihre Mitte hat sie uns gestellt und uns den Umblick nach allen Seiten gegeben . ., aber den Menschen drängt es, das Dunkle

der Ursachen alles Seins zu erforschen, und 'unser Gedanke durchbricht die Festen des Himmels und begnügt sich nicht zu wissen, was sich darstellt, sondern strebt dem nach, was über die Welt hinausliegt'. — Schon aus diesen Aussprüchen geht hervor, wie auch bei Seneca es sich bewahrheitet, dass ein lebhaftes, intensives Verständnis für die Schönheit der Natur aus der wissenschaftlichen Betrachtung und Erkenntnis der Naturerscheinungen erwächst, dass ein so bewusst empfundenes und so direkt ausgesprochenes Gefühl für die Reize der umgebenden Welt eine hohe Bildung des Geistes und des Herzens bedingen; und weiter: dass, wer die Götter in ihrer Vielheit entthront, sich den Einen als den höchsten Künstler und Schöpfer aus den Wunderwerken der Natur erschliesst oder ihn sich dieser immanent als die höchste Vernunft vorstellt. — Der Grundgedanke der philosophisch-religiösen oder moralischen Naturbetrachtung Seneca's ist immer wieder der, dass die Erforschung der unabänderlichen Naturgesetze und das bewundernde Anschauen der einzelnen erhabenen und lieblichen Erscheinungen, besonders des ewigen, sternbesäeten Himmels den Menschen über sich selbst, über die Schranken des Irdischen hinweghebt und zur Selbstüberwindung, zur Tugend führt. Es liegt eine gewisse 'Faustſtimmung' über der prächtigen Einleitung seiner 'Naturbetrachtungen': 'Zu ahnen, dass es etwas Höheres noch giebt als das Sichtbare, und dem nachzuforschen, führt über die Dunkelheit, in der wir wallen, hinaus dahin, von wo die Klarheit kommt. Das Leben ist mehr als sich nähren und den kränklichen Leib erhalten'. — Wer gedenkt nicht jenes berühmten Monologs Hamlet's? — 'O welch' ärmliches Geschöpf ist der Mensch, wenn er sich nicht über das Menschliche erhebt! . . Das ist vollkommenes Glück, wenn der Mensch alles Übel unter seine Füsse tritt und sich emporschwingt und in die innere Tiefe der Natur eindrängt. Dann ist es ihm Wonne, unter den Sternen wandelnd den prächtigen Fussboden der Reichen zu verlachen und die ganze Erde mit ihrem

Gold, die Säulenhallen, die geschorenen Laubgänge und die in die Häuser geleiteten Flüsse . . Wenn er so auf die Erde herabschaut, spricht er bei sich selbst: Das ist das Pünktlein, um das sich so viele Nationen mit Feuer und Schwert reissen? . . Das ist nichts anderes als ein Hinundherlaufen von Ameisen, die auf ihrem engen Plätzlein arbeiten . . Ein Pünktlein ist es, auf dem ihr schiffet, auf dem ihr krieget, auf dem ihr Königreiche abgrenzet . . Droben sind die ungeheueren Räume, in die, als seine eigentliche Heimat, der Geist, wenn er alles Unreine von sich abwischt, sich emporschwingt . . Ruhig schaut er der Gestirne Auf- und Niedergang und bei ihrer Harmonie die Verschiedenheit ihrer Bahnen . . Da lernt er die Gottheit erkennen, die Seele des Alls, kraft seines edleren Teiles, des Geistes; an der Gottheit aber ist nichts als Geist, nichts als Vernunft' —: Fürwahr ein edles, hohes Glaubensbekenntnis von Erhabenheit und Tiefe der Naturanschauung! — Was wär' ein Gott, der nur von aussen stiesse? ruft Göthe. Seneca sagt: 'Erst dann wird der Gottheit ihre ganze Grösse zuerkannt, wenn sie allein alles ist, wenn sie ihr Werk von aussen und innen beherrscht; und die Natur, die das Allerschönste, Geordnetste und Planmässigste ist, zu betrachten, unablässig zu erforschen, heisst über seine sterbliche Natur hinausgehen und lehrt, dass alles beschränkt ist, wenn man die Gottheit zum Maszstab genommen hat'. —

So also erhebt und demütigt zugleich die Natur den Menschen! Dieser echt moderne Gedanke ist der Faden, an dem er seine einzelnen Untersuchungen aufreiht; derselbe durchbricht immer wieder die sonst nüchterne Darstellung und die stoischen Weisheitslehren. Auch schwungvolle Schilderungen begegnen uns, wie die des Weltuntergangs (III, 30) und des ausgezeichneten Naturschauspiels der Nilkatarakte (IV, 2). In allen pulsiert ein warmes Herz voll Bewunderung für die Erhabenheit und Schönheit der allgewaltigen Natur, die in allen ihren Manifestationen, sowohl den ungewöhnlichen — für welche die grosse Menge meist nur Sinn

hat VII, c. 1 — als auch den alltäglichen, so deutliches Zeugnis für die göttliche Vernunft ablegt. — Auch die Briefe bergen manches geistreiche, signifikante Wort, das uns bei einem Manne des Altertums frappiert; aber Seneca ist eben ein moderner Mensch! Es ist empfindsam oder zeugt von einer ausgeprägten Innerlichkeit, wenn er (ep. 12) durch die Baufälligkeit seines Landhauses, das einst unter seinen Augen entstanden ist, und durch die verschrumpften, laublosen Platanen, die er selbst gepflegt und deren erste Blätter er gesehen hat, an sein eigenes hohes Alter gemahnt wird. — Reisen nützt nichts, führt er ep. 28 aus, wenn der Mensch seine Fehler nicht ablegt, nicht zur Selbsterkenntnis und zur Tugend gelangt; denn sich kann er nicht entfliehen, schiffe er auch über weite Meere oder wechsle er den Himmelsstrich; 'aber legst du deinen Trübsinn ab, so wird dir jeder Ort angenehm sein, denn nicht für einen Winkel sind wir geboren, unser Vaterland ist diese ganze Welt'. — Hier möge sich eine der interessantesten Stellen des Seneca über das Reisen anreihen, da sie in ihrer Bedeutsamkeit nicht genügend bisher gewürdigt worden ist. Es ist ein seit Humboldt's und besonders seit Friedländer's Ausführungen allgemein gültiges Dogma geworden, dass den Alten der Sinn für das Abgeschiedene, Wilde, kurz für die Romantik einer Gebirgslandschaft völlig fremd geblieben sei. Aber wie sich so manches andere empfindsame und romantische Gefühl bei den Griechen und Römern wenigstens anbahnte und im Keime vorliegt, so auch dieses. De tranquill. an. 2, 13 schildert Seneca es als eine Eigentümlichkeit des Kranken, nichts lange zu dulden und die Veränderung als Heilmittel zu gebrauchen. 'Daher werden weite Reisen unternommen und die Gestade durchstreift, und bald versucht sich der immer dem Gegenwärtigen feindliche Wankelmut zu Meere, bald zu Lande. Jetzt wollen wir Kampanien besuchen! — Schon habe ich die lieblichen Gegenden zum Überdruss; die Wildnis möchte ich sehen; lasst uns das Waldgebirge Bruttiens und Lucaniens durch-

streifen! Irgend etwas Anmutiges wird sich doch in den Einöden finden lassen, wobei die verwöhnten Augen von der ewigen Rauhheit schauderhafter Gegenden sich erholen! — Auf nach Tarent! Wir wollen seinen gepriesenen Hafen besuchen' u. s. f.: Nunc Campaniam petamus. iam delicata fastidio sunt. inculta videantur: Bruttios et Lucaniae saltus persequamur. aliquid tamen inter deserta amoeni requiratur, in quo luxuriosi oculi longo locorum horrentium squalore relevantur: Tarentum petatur laudatusque portus et hiberna coeli mitioris regio . . . Es leuchtet hieraus jedem Unbefangenen ein, dass es den Römern der damaligen Zeit nicht völlig fremd war, die wilde Gebirgslandschaft zur Abwechslung aufzusuchen als Kontrast zu der anmutigen, und auch in ihr einen gewissen Reiz zu finden! — Gewiss haben wir hier nur einen schwachen Ansatz unserer modernen Empfindungsweise zu konstatieren — aber dieser ist doch unleugbar da! Das von lieblichen Eindrücken verwöhnte und ermüdete Auge wandte sich auch dem Schaurigen, Wilden, Öden zu [44]). Aber gemäss der Grundanschauung, die im Einklang mit Dichtern und Prosaikern Quintilian in der viel citierten Stelle (III, 4, 27) dahin formuliert, dass die Schönheit (species) den ebenen, den anmutigen, den am Meere gelegenen Gegenden (planis, amoenis, maritimis,) zuzuerkennen sei, blieb dieser Zug zur Wildnis ein beschränkter, ja er wird — wie auch sonst bei den Alten die zuerst auftauchende Empfindsamkeit schrankenloser Naturschwärmerei — von Seneca selbst als ein krankhaftes Symptom hingestellt. — Bajae meidet Seneca trotz aller Gaben, die dem Ort von der Natur verliehen sind, weil die Üppigkeit ihn zu ihrem Tummelplatz gemacht hatte (ep. 51) und 'eine allzu anmutige Gegend das Gemüt weibisch macht . ., während die strengere Lebensart in einer rauheren Gegend den Geist stärkt und ihn für grosse Unternehmungen tüchtig macht; Marius, Pompejus und Caesar bauten zwar Landhäuser in der Gegend von Bajae, aber sie setzten dieselben auf die höchsten Gipfel der Berge; es däuchte ihnen

kriegerischer, von hoher Warte auf die zu ihren Füssen liegende weite Landschaft niederzuschauen' (ex edito speculari late longeque subiecta). Seneca erzählt ep. 55, wie auf der Spazierfahrt die Reize des Ufers ihn anlockten, das sich zwischen Cumae und der Villa des Vatia in einer Bucht hinzieht und zwischen dem Meere auf der einen und dem acherusischen See auf der anderen Seite gleichsam eine schmale Strasse bildet. 'Vatia war, dünkt mich, kein Thor, dass er diesen Ort sich wählte, um hier die Musse eines thatenlosen Greises zu verleben'. Einmal, ep. 67, beginnt er sogar wie moderne Briefschreiber: 'Der Frühling — um mit einem alltäglichen Gegenstande zu beginnen! — hat angefangen, sich aufzuthun, allein da er schon daran war, in den Sommer überzugehen, wo er heiss werden sollte, ist er wieder kühler geworden' —, doch hält auch er dergleichen noch nicht einer längeren Rede wert. Geistvoll ist der ausgeführte Vergleich des Lebens mit einer Meerfahrt ep. 70: 'Während wir auf dem reissenden Strome der Zeit hinschifften, entzog sich zuerst die Kindheit unseren Blicken; es folgte die Jugendzeit . ., und nun beginnt zuletzt das gemeinsame Ziel der Menschheit sich zu zeigen: es sei eine Klippe, glauben wir in unserer Thorheit! ein Hafen ist's; . . . den einen hält die Unthätigkeit der Winde mit neckendem Eigensinn hin, mit dem Verdruss einer langweiligen Stille; einen andern trägt ein andauerndes Wehen auf's schnellste ans Ziel'. — Wie schon bei der Beschreibung der Villa des Vatia der Moralist hervorhob, dass nur das Gemüt einen Ort verschönere, dass es Traurige in dem reizendsten Landhause und Heitere in der Einöde gäbe, so vergleicht er ep. 86 die Einfachheit einer Scipionischen Villa mit dem Luxus der Gegenwart; aus Quadersteinen gebaut, an einem kleinen Walde, von einer Mauer umschlossen, mit Thürmen, einem Garten und Wasserbehälter für ein ganzes Kriegsheer; das Badegemach eng und klein: das ist das Villenbild aus der guten alten Zeit — jetzt müssen sich an den Hallen Gemälde hinziehen; herrlich verziert sind die Decken; überall sind Statuen,

Säulen, sprudelnde Wasser, weite Fenster, damit man von der Wanne die Aussicht über Fluren und Meere hat! Doch vor allem in ep. 89, 21 geisselt er die Unersättlichkeit seiner Zeit, die Latifundien auszudehnen, mit weiten Parken Meere zu umgürten: 'Soll es keinen See mehr geben, über welchen nicht die Giebel eurer Landhäuser hereinragen, keinen Strom, dessen Ufer ihr nicht mit euren Bauwerken einfasset? Wo irgend das Meeresgestade in eine Bucht sich hineinzieht, alsbald legt ihr dort die Fundamente eines Baues; allerwärts sollen eure Paläste strahlen, bald auf hohe Berge gebaut, zu unermesslicher Aussicht über Land und Meer, bald auf der Ebene zu Bergeshöhe aufgeführt' . .: Quousque nullus erit lacus, cui non villarum vestrarum fastigia inmineant, nullum flumen, cuius non ripas aedificia vestra praetexant? Ubicumque in aliquem sinum litus curvabitur, vos protinus fundamenta facietis nec contenti solo, nisi quod manu feceritis, mare agetis introrsus. Omnibus licet locis tecta vestra resplendeant aliubi inposita montibus in vastum terrarum marisque prospectum, aliubi ex plano in altitudinem montium educta . .

Wie glücklich dagegen jene kulturlosen Völker! ruft er ep. 90[38]); 'die Mutter Natur nährte sie . . der Wald schützte sie . .; über ihnen hing kein kostbares Getäfel mit Schnitzwerk; sie lagen im Freien; aber die Gestirne zogen über ihnen hin und das prachtvolle Schauspiel der Nächte; das Firmament vollbrachte das grosse Werk seines Umschwungs im Stillen; bei Tage wie bei Nacht öffnete sich ihnen der Anblick dieses herrlichen Wohnhauses': Non inpendebant caelata laquearia, sed in aperto iacentes sidera superlabebantur et insigne spectaculum noctium. Mundus in praeceps agebatur silentio tantum opus ducens. Tam interdiu illis quam nocte patebant prospectus huius pulcherrimae domus. —

Ein echt religiöses Naturgefühl findet den erhabensten Ausdruck in ep. 41: 'Gott ist dir nahe, er ist bei dir, er ist in dir . . es wohnt in uns ein heiliger Geist . .

wenn du einen Wald voll uralter, ungewöhnlich hoher Bäume findest, welcher mit seinen dichten, übereinander gewachsenen Ästen und Zweigen dir den Anblick des Himmels entzieht, so weckt die Erhabenheit dieses Haines, die stille Abgeschiedenheit, die wunderbaren Schatten dieses freien und doch so dichten Gewölbes (illa proceritas silvae et secretum loci et admiratio umbrae in aperto tam densae atque continuae) in dir den Glauben an eine Gottheit; ebenso erregen eine tiefe, nicht von Menschenhand gemachte, sondern von Naturkräften ausgehöhlte Grotte und die Quellen grosser Flüsse in des Menschen Herz religiöse Ahnungen; ebenso ein Mann, der furchtlos und leidenschaftslos, von den Stürmen des Lebens unberührt blieb; auch ihn belebt eine himmlische Macht; wie der Sonne Licht zwar auf die Erde trifft, aber dort ist, von wo es ausstrahlt, so ist eine grosse und heilige, zu unserer näheren Erkenntnis des Göttlichen gesandte Seele zwar im Verkehr mit uns, aber unzertrennlich von ihrer Heimat: dorthin ist ihr Blick und ihr Streben gerichtet'. Genug! Jede Zeile ist hier bezeichnend. Der Zauber des Abgeschiedenen, auch des Heimlichen, den das Laubgewölbe auf empfindsame Gemüter ausübt, der Gegensatz von Natur und Kunst, und endlich das fein pointierte Gleichnis: alles das sind Symptome einer tiefen Innerlichkeit. Ineinander ranken pantheistische Anschauungen, die im romantischen Schauer des Walddunkels und der Felsschlucht ebenso wie im Menschlichen, wo es sich wahrhaft edel, gross und selbstlos zeigt, einen Hauch des Göttlichen erkennen, und wunderbare Ahnungen von dem Kommen einer ganz dem Lichte zugewandten, gottgesandten Seele! —

Die Tragödien des Seneca, welche nur Zerrbilder der griechischen Muster genannt werden können, sind Zeugnisse einer zügellosen Phantasie, die in Aufwendung eines rhetorischen Pathos, schillernden Witzes, blendender Effekthascherei erstaunliche Geschmacklosigkeiten und Ungereimtheiten zu Tage fördert. Die Naturschilderungen sind in grellen und düsteren Farben ge-

klext, ohne Wärme der Empfindung, ohne Wahrheit und individuelles Kolorit, die Grenzen der Poesie und der Malerei im Sinne Lessing's über alles Mass überschreitend; der Hinweis auf folgende Stellen mag genügen: Herc. 125 ff. (Nacht: iam rara micant sidera, vgl. Thu. 794), 666 ff. und 838 (Eingang in die Unterwelt), Thuesta 650 (Hain, vgl. Öd. 543), Öd. fr. 12 (Cithaeron), Phön. 240, Phädra 10 ff. (Attika), 1016 (Meeressturm), Öd. 37 ff. (Dürre). Zahlreich sind die Vergleiche und Metaphern nach Euripideischem Muster (Thu. 455, 491, 577, Phädra 772, Öd. 940), die Anrufung von Gottheiten und ihrer Natursphäre (Herc. 596, Thu. 776, 1072, Phädra 417, 967: o magna parens natura deum); auch sentimentale Beseelungen sind sehr häufig, Herc. 1059: die Natur soll mittrauern! lugeat aether ..; beim Nahen der Furie erbleicht der Baum, sinkt vom Zweig der Apfel etc. (Thu. 110); die schauerlichsten Naturwunder bilden immer wieder die geheimnisvolle Folie zu den Ereignissen. —

Wer von der reich besetzten, in der Fülle einer übersprudelnden Phantasie und eines pikanten Witzes glänzenden Tafel des Ovidius herkommt und Seneca's Tragödien, sowie seines Neffen Lucanus Pharsalia liest, der wird den Unterschied zwischen einem poetischen Talent, das sich allerdings zuweilen mehr als wünschenswert in pathetischen Deklamationen ergeht, und der reinen nackten Rhetorik erkennen, die jenes göttlichen Funkens dichterischer Begabung fast gänzlich bar ist. Lucan ist Redner, aber kein Poet. Wohl hat er Vergil, auch Ovid studiert, aber der Hauch echter Sympathie mit der Natur, der durch die Gleichnisse und Schilderungen des ersteren weht, ist in den seinigen nicht zu spüren; sie sind frostig, nüchtern, gelehrt-geographisch und mitunter mit stoischen Betrachtungen durchflochten. Wenig individuell sind die meisten Vergleiche[45]. Erträglich sind folgende: 'Besser in friedlicher Musse lebst du allein die Tage dahin, gleichwie unerschüttert Himmelssterne sich ewig in ihren Kreisen bewegen' (sicut coelestia semper Incon-

cussa suo volvuntur sidera lapsu II, 267); III, 362: 'Windes Gewalt erschlafft, ins Leere der Lüfte verwehend, wenn nicht wider ihn kämpft mit gedrängten Stämmen die Waldung; und hochflammendes Feuer erlischt, dem nichts in den Weg tritt; so ist Mangel an Feinden verderblich mir'; oder V, 336 mit gelehrtem Anstrich: 'Meint ihr, dass Cäsars Lauf, weil ihr entflieht, zu gefährden möglich sei? So möchten die sämtlichen Ströme der Erde drohen, dem Meere die Quellen, die sie ihm gebracht, zu entziehen: dennoch würde die See darum nicht sinken, so wenig als sie jetzt durch die Wasser sich hebt'. — Geschmacklos heisst es IV, 217: 'Wie das wogende Meer, wenn Boreas' Hauche verweht sind, heiser stöhnt, so erleichtern die Seherin häufige Seufzer'!! — Auch die Schilderungen sowohl der Örtlichkeiten [46]) als auch der Tages- und Jahreszeiten sind wenig poetisch, z. B. II, 719: 'Schon kündete Phöbus' Nahen veränderte Farbe der Luft; noch rötet der weisse Schein sich nicht, noch entreisst er das Licht den nächsten Gestirnen; doch erlischt die Pleias bereits' ..: Iam Phoebum urgere monebat Non idem Eoi color aetheris, albaque mundum Lux rubet et flammeas propioribus eripit astris: Et iam Pleias hebet .. Die Lichtreflexe der aufgehenden Sonne auf dem Meer finden III, 521 Erwähnung: 'Als nun die Morgenstrahlen der Sonne im Meere sich brachen', .. Ut matutinos spargens super aequora Phoebus Fregit aquis radios ... Für das Schaurige hat der Dichter eine gewisse Vorliebe, die besonders in der berühmten Schilderung des Druidenhains hervortritt (III, 399), 'welcher die dunkelnde Luft umzieht mit verschlungenen Zweigen und, vorbauend der Sonne, die kühlen Schatten umherwirft (Obscurum cingens connexis aera ramis Et gelidas alte submotis solibus umbras) ... Scheu tragen die Vögel, auf diesem Gezweige zu ruhen, Und zu lagern darunter Getier; nicht Windesgewalt beugt Hier Waldwipfel, noch Wetterstrahl aus schwarzen Gewölken, Und da den Lüften sogar der Bäume keiner das Laub beut, Stehn sie in ihrem Schauer umher (non ullis frondem

praebentibus auris Arboribus suus horror inest); aus Felsengewölben Sprudeln dunkele Quellen, und ernste Göttergebilde Ragen da unförmlich und kunstlos' . . . So malt der Dichter wirkungsvoll die 'verenda maiestas' des Ortes. Forciert und im Grausen wühlend sind die Schilderungen der Überschwemmung (IV, 99—120), der schaurigen Höhle der Zauberin Erichtho (VI, 642), der Syrten (IX, 304, 382 ff.), der Wüste mit ihren vier Dämonen: serpens, sitis, ardor, arenae (IX, 402 463 ff.) Nicht ungeschickt gelangt das Unheimliche der Meeresstille zum Ausdruck V, 424 ff.: 'Phöbus war versunken ins Meer. die ersten Gestirne Stiegen empor, und der Mond warf seine Schatten . . Still liegt ringsum das Meer (aequora lenta iacent[47]) von tiefem Erstarren gefesselt . ., grausig ist des Oceans Ruhe, ringsum träge, in düsterer Tiefe liegt die Flut; als ob die Natur erstarrt sei, Rastet die öde Fläche, und das Meer, vergessend der alten Ordnung, strömt nicht wechselnd zu Land und zurück in sich selber, Bebt nicht schaudernd empor, blitzt nicht vom Bilde der Sonne . . . nirgend Gewölk, nirgend der Wellen Drohen':

> Saeva quies pelagi, maestoque ignava profundo
> Stagna iacentis aquae: veluti deserta rigente
> Aequora natura cessant pontusque vetustas
> Oblitus servare vices non commeat aestu,
> Non horrore tremit, non solis imagine vibrat . . .
> Nubila nusquam undarumque minae.

Der Sturm bricht los 541 ff., 597—649, bei welchem Cäsar, dem Aufruhr der Elemente Trotz bietend, auf schwanker Barke sich aufs Meer wagt mit den kecken, historischen Worten: 'Brich mitten hinein in die Stürme.. in Gefahr ist das Meer und der Himmel, aber nicht das Schiff, das den Cäsar trägt . ., verborgen ist dir so unendlichen Wütens Grund, es reicht durch Flutengewog' und des Himmels Empörung hülfreich mir Fortuna die Hand' (quaerit pelagi caelique tumultu Quid praestet fortuna mihi). — Im Blute schwelgt die Darstellung der grausen Schlachtenscenen VII, 789 ff., modern aber ist der stoische Gedanke v. 810[48]): 'In den ruhigen Schoss

nimmt alles auf die Natur' (placido natura receptat Cuncta sinu) und pantheistisch das Bekenntnis des Cato IX, 578: 'Was ist des Göttlichen Sitz als Erd' und Meer und der Luftkreis, Himmelsstern' und die Tugend? was suchen wir weiter die Götter! Jupiter ist, was immer du siehst und wo du dich regest'; gemäss X, 208 besitzt die fruchtbare Venus die Samen aller Dinge (fecunda Venus cunctarum semina rerum Possidet); das Dasein von Göttern beweist inmitten libyscher Öde der grünende Wald IX, v. 522 (esse locis superos testatur silva, per omnem Sola virens Libyen). — Des Dichters Abgott ist Pompejus; ihn begleitet sein Lied (IX, Anf.) zu den Gefilden der Seligen, schwingt sich — wie Seneca — mit ihm auf zu des Donnerers Himmelsgewölbe, . . dort erquickt er sein Herz an dem reinen Licht, bewundert die Wandelsterne und die ruhigen Feuer, Sieht der Sterblichen Tag, wie dunkele Nacht ihn danieder drückt . . .

Wir fanden bei den Griechen einen Ansatz von romantischem Naturgefühl in den Wunschliedern, die in Vogelgestalt zu den Himmelshöhen zu entschweben und von hoher Warte herab auf die sonnenbeglänzten Fluren herabzuschauen begehrten; bei den Römern begegnet in anderer Form uns also Ähnliches; ich rechne zu den Vorstufen des Romantischen bei Lucan auch die Vorliebe für das Wilde, Einsame, majestätisch Schauervolle in der Natur — wenngleich er die Alpen nur als kalte, schauervolle bezeichnet I, 183, 302 —, ferner seine Skizzen der Lichtreflexe auf den glitzernden Wellen und dem das Bild der Sonne zitternd wiederspiegelnden Meer sowie der dichten Laubkronen, durch welche die Strahlen sich mühsam hindurchbrechen, und der ausgehöhlten, über dem Meer hangenden Felsen, die stets herabzustürzen drohen und mit ihren Wäldern die Flut überschatten IV, 455:

> Impendent cava saxa mari: ruituraque semper,
> Stat (mirum) moles: et silvis aequor inumbrat.

In den Nilkatarakten erblickt er die Zornausbrüche des Stroms über die seinen Lauf hemmenden Felsmassen

X, 315: 'Wüsten durchschneidest du in sanft gleitendem Fall. Wer hielte dich dann so gewaltigen Zornes fähig, o Nil? Und doch, wann felsiger Abhang Deine Gewässer empfing und stürzenden Laufs Katarakte, Und, sonst nirgend gehemmt bisher, entgegnender Felsen Widerstand dich entrüstet: zum Himmel spritzest du Schaum dann; alles erbebt von den Wellen; der Berg heult laut, und bestürmend Deckt sich mit grauem Schaum die überwundene Stromflut': . . Quis te, tam lene fluentem Moturum tantas violenti gurgitis iras Nile putat? Sed cum lapsus abrupta viarum Excepere tuos . . Indignaris aquis: spuma tunc astra lacessis: Cuncta fremunt undis: ac multo murmure montis Spumeus invictis canescit fluctibus amnis. —

Vergil ist der nach allen Richtungen nachgebildete, vergötterte Heros der Literatur dieser Zeit; auch seine Liebe zum Landleben findet einen begeisterten Nachhall. Durch ihn, sowie durch den Vorgang eines Cato und Varro angeregt, schrieb Columella seine Bücher de re rustica, ein gründliches, erschöpfendes Lehrgebäude vom Feld- und Weinbau, Baumzucht und Gartenanlage etc. aufführend; Liebe zur Natur und ein warmes Gefühl für die hohen Vorzüge des Landlebens beleben die Darstellung; auch er stellt gerne (praeff. I, X, XII) die einfachen Zustände der Vorzeit der Unnatur der Gegenwart gegenüber, wie eine Rückkehr zur Natur die stoischen Popularphilosophen (z. B. Musonius)[49]) in dieser Epoche und als das höchste Glück den Frieden auf dem Lande im Verkehr mit der freien Natur, mit den Tieren des Feldes und Waldes predigen. Auch das Genre der Idylle wird zur Zeit des Nero gepflegt. Es ist eine interessante Stufenfolge: Theokritos — Vergilius — Calpurnius und Nemesianus. Es ist lehrreich, aus verschiedenen Literaturen und Zeiten verwandte Geister oder Dichtwerke gleicher Gattung zusammenzustellen. Der verschiedene Charakter verschiedener Kulturen offenbart sich so auch im Kleinen.

Während die griechische Literatur von Anfang an einem Waldquell gleicht, der aus dunklen Gründen frisch

und krystallklar hervorquillt und immer neue Nahrung aus heimischem Boden saugend zu mächtigem Strome anschwillt und in breitem Bette sich ergiesst, ist die römische von Anbeginn ein in mühsamer Kunst mit fremdem Wasser gespeister Springquell — aber im Verfall ähneln sich beide Literaturen: die Epigonen suchen Stoff und Kraft bei den Dichtern der Blüteperiode; jedoch bei den Römern wird somit das, was selbst nur Nachbild war, zu einem angestaunten und nachgeahmten Vorbild. Dieser Prozess vollzieht sich in stetig absteigender Linie bis ins Mittelalter hinein; was an Geist fehlt, sucht man durch die technisch vervollkommnete Form zu ersetzen; aber der Gehalt wird immer von neuem wieder verdünnt, verwässert; die Nachahmung wird zur Karikatur. So sind auch die Idyllen des Calpurnius bizarre Übermalungen seiner Vorbilder, — doch singen die Hirten im Schatten der Bäume am kühlen Quell nicht blos von Faunus oder ihrer Liebe, sondern sie sind zugleich treue Dolmetscher der höfischen Gesinnung des Dichters. Es wirkt komisch, die früher mit Geschmack ausgeführten Motive in Calpurnianischer Verkünstelung wieder zu treffen. Wie einst beim Orpheus, sammeln sich beim Wettgesang des Idas und Astacus (II, 10, ed. Bährens poet. lat. m. III) 'jede Art von Kleinvieh, jede Art von wilden Tieren, alles, was an Vögeln mit schweifenden Fittigen die Luft schlägt, alle Hirten, Faunus selbst und die Satyrn; aber auch Dryaden mit trockenem (!) und Najaden mit feuchtem (!) Fusse'; natürlich halten die eilenden Flüsse im Laufe inne, und die Winde lassen ab, im zitternden Laube zu wühlen, und Schweigen breitet sich über die ganzen Berge:

. . Desistunt tremulis incurrere frondibus euri
Altaque per totos fecere silentia montes.

Und was ist ferner aus der zarten Liebeserklärung geworden, welche die Natur in den Zauberbann der Schönheit stellte! Der verliebte Jollas, der natürlich die Worte der Geliebten in die Rinde schneidet (v. 43 . . nam cerasi tua cortice verba notabo Et decisa feram

rutilanti carmina libro), seufzt III, 51: 'Ohne dich erscheinen, wehe mir Unglücklichem! schwarz die Lilien, und nicht schmecken die Quellen, und sauer ist der Wein dem Trinkenden, aber wenn du kommst, werden auch wieder weiss die Lilien, werden die Quellen schmecken und die süssen Weine getrunken werden'. 'Wenn man den Namen des Cäsar nennt, ruft er IV, 97, sieh, wie die Wälder schweigen; obwohl der Wind drängt, ruhen unbewegt die Zweige' . . (Aspicis ut virides audito Caesare silvae Conticeant? memini, quamvis urgente procella Sic nemus inmotis subito requiescere ramis) . . 'ja seit er herrscht, sind kräftig die Lämmer, voll die Euter, reichlich die Wolle und die Gräser'! . . Auch im einzelnen wird der gerade, einfache Ausdruck möglichst gemieden, das Barocke tritt an seine Stelle. Wie geziert sind Stellen wie II, 57: 'Wo der perlende Quell die grünen Wellen treibt und mit zitterndem Bach an Lilien vorübereilt' (virides qua gemmeus undas Fons agit et tremulo percurrit lilia rivo) vgl. IV, 2; erträglich ist die Frühlingsschilderung V, 16: 'Wenn im jungen Lenz die Vögel zu tirilieren beginnen und die zurückkehrende Schwalbe ihre Nester baut . ., dann sprosst auch der Wald mit sich verjüngenden Knospen': Vere novo cum iam tinnire volucres Incipient nidosque reversa lutabit hirundo . . vernanti germine silva Pullat . ., oder die Morgenschilderung v. 55: 'Und es leuchten im Grase die Perlen des Frühtau's': Matutinae lucent in gramine guttae. — Wie Calpurnius es als erfreulich schildert (Anf. IV), unter der Platane am geschwätzigen Bach in der Kühle zu ruhen, so lädt nach den Worten des carm. bucol. I, 3 der Einsiedler Handschr. (Bährens poet. lat. min. III, 60) die heimliche Lust des keuschen Hains zum Singen ein (et casti nemoris secreta voluptas Invitat calamos), oder zum Lagern die mit zitterndem Schatten deckende Ulme und das Gras der Wiese II, 12 (quae spargit ramos, tremula nos vestiet umbra Ulmus).

Den Calpurnius plündert und übertrumpft zwei Jahrhunderte später der geschwätzige Nemesianus (Bäh-

rens III, 176 ff.); da begegnet wieder fast mit denselben Worten die Kirschbaumrinde (I, 29), der weit und breit schweigende Hain (v. 32). Zart (!) ruft er: 'Die friedlichen Stiere, siehe, wie sie fern die Gräser abrupfen!' Und dies idyllische Bild begeistert ihn zum Anrufe des Allvaters Äther, des Wassers, der Erde und der Luft . . Von seinem Preise des Meliböus säuselt die Platane und die Pinie (v. 72); die Wälder antworten, alle Gebüsche reden von ihm (silvestris te nunc platanus, Meliboee, susurrat . . te nostra arbusta locuntur); ja — mit recht abgedroschener Phrase — schwört er: 'Ehe werden die Robben auf trockenem Gefilde weiden und der Löwe im Meer leben, die Taxusbäume süssen Honig schwitzen, der traurige Winter Ernte, der Sommer Oliven, der Herbst Blumen, der Frühling Trauben bringen, — man sieht, er weiss auch mit eigenen Mitteln zu variieren! — als je meine Flöte schweigt vom Lobe des Meliboeus'. —

Auch das Erotische kommt zu seinem Recht. Als die schöne Donace von ihren harten Eltern eingesperrt ist, klagen die verliebten Knaben Idas und Alcon um die Wette. 'Wo find' ich, ruft der erstere, die mit rosigen Händen Lilien pflückende?' . . (roseis stringentem lilia palmis?) (II, 24.) Die Herde zeigt rührende Sympathie mit den Leiden der Hirten! Seine Kühe haben schon drei Tage keinen Grashalm berührt, aus keinem Strom getrunken, die Kälber stehen leckend an den trockenen Eutern ihrer Mütter und erfüllen den Äther mit zartem Gebrüll . . Bleicher als Buxus, ganz ähnlich dem Veilchen irrt er umher; schwarz erscheinen ihm die Lilien, bleich die Rosen . . 'aber wenn du kommst' u. s. f. ruft er nach der Manier des Calpurnius. Alcon preist auch umsonst v. 80 seine Reize, die einst Donace selbst gelobt, mit effektvollem Farbenkontrast (!): die purpurnen Wangen und den milchweissen Nacken! u. s. f. In unglücklicher Liebesleidenschaft durchirren auch Lycidas und Mopsus c. IV die Wälder und flüchten sich in die Einsamkeit; v. 12 heisst es modern sentimental: 'In einsamem Walde entblössten sie ihre Wunden und

sangen in die Wette ihre süssen Klagen': Sic sua desertis nudarunt vulnera silvis Inque vicem dulces cantu dixere querellas. — Lycidas warnt den spröden, harten Jollas v. 20: 'Nicht wirst du immer so schön sein, auch die Gräser verlieren die Blumen, der Dorn die Rosen, nnd nicht immer leuchten die Lilien, und nicht lange behält ihr Haar die Rebe und den Schatten die Pappel!' Seine schöne Meroe bittet er v. 38: 'Komm hierher, die Sonnenglut ruft in den Schatten . ., schon singt kein Vogel mehr mit sangreicher Kehle, keine schuppenreiche Schlange zeichnet mit gewundenem Zuge den Boden: allein singe ich, es widerhallt von mir der ganze Wald, und nicht stehe ich nach im Gesang den sommerlichen Cicaden' (solus cano. me sonat omnis Silva, nec aestivis cantu concedo cicadis) u. s. f. —

Der Neronischen Zeit und zwar wahrscheinlich dem Lucilius Junior, einem jüngeren Freunde des Seneca, gehört das Gedicht Ätna an (Bährens II, p. 88ff.); der matte, didaktische Tenor wird zuweilen durch warme, begeisterte Episoden unterbrochen, so besonders v. 224ff., wo er im Sinne von Lucrez, Cicero und Seneca die über alles Kleinliche hinweghebende Lust der Naturbetrachtung preist und ausführt: nicht solle man blos nach Art der Tiere mit den Augen die Wunder schauen, sondern menschenwürdig sei es, die Ursachen der Dinge auszuforschen, den Geist zu weihen, das Haupt zum Himmel zu erheben, zu wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält (v. 276 scire quid occulto terrae natura cohercet, vgl. v. 228). Den verborgenen Mirakeln in der Natur nachzuspüren, das ist nach seiner Ansicht ein göttlicher und wohlthuender Genuss des Geistes (251 divina est animi ac iucunda voluptas), ein Genuss, der uns zu den Göttern emporhebt, die wir in Kleinem unselig uns quälen und von Mühe aufgerieben werden (torquemur miseri in parvis terimurque labore). Mit vielen Worten beschreibt er den Ätna, 'das ungeheure Werk der Künstlerin Natur' (691), in seinem Zürnen, donnerähnlichen Rollen, im fürchterlichen Flammen- und Lavaspeien . ., doch immer

wieder drängt das Doktrinäre, die Bekämpfung thörichter Vorurteile, sich vor; mit dem Grauenvollen eines Gewitters und der Angst einer plötzlich vom Feinde überfallenen Stadt malt er am Schluss die Schrecken eines Ausbruchs, bei dessen Not und Gefahr einstmals so schön sich die menschlichste Tugend, die Pietät gegen die Eltern, gezeigt habe, als zwei Brüder ihre greisen Eltern aus der brennenden Heimat trugen und zum Lohn allein gerettet wurden (606 ff.). —

Das kolossale Werk des älteren Plinius, die naturalis historia, ist mit dem immensen Fleiss des unermüdlichen Kompilators ein redender Beweis für die Worte des Lucilius, dass es eine Lust sei, zu forschen nach den Gesetzen der Natur. 'Eine wahre, aus dem Innern quellende Begeisterung kann nicht verkannt werden, wo die Anschauung auf ein grossartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall, auf den wohlgeordneten Kosmos (naturae maiestas) gerichtet ist' (Humboldt). In dem Umfange war in Rom das Studium der Natur noch neu[50]); nur warme Zuneigung konnte zu einem so riesenhaften Unternehmen führen. Auch Plinius ist in seiner Weltanschauung wesentlich Stoiker; die Gottheit ist ihm eins mit der ewigen Welt; die göttliche Weltseele hat ihren erhabensten Ausdruck in den Gestirnen, namentlich in der Sonne, aber auch in der mütterlichen Erde erlangt; an dem harmlosen und wohlthätigen Wirken der Natur und an dem geschäftigen Treiben der Tiere hat er sein inniges Wohlgefallen, aber dieses wird getrübt durch den dunklen Hintergrund einer düsteren Lebensansicht von dem verdorbenen, unglücklichen Menschengeschlecht, über dessen Abfall von der Natur er häufig klagt; so schildert er auch mit tiefem Schmerz den gesunkenen Ackerbau. Die Behandlungsart des einzelnen ist dürre, trockene Nomenklatur oder Beschreibung; nur in den Einleitungen kommt bisweilen ein energisches, schwungvolles Pathos und ein sittlicher Ernst zu erhabenem Ausdruck. —

Die Poesie ist im Zeitalter der Flavier wesentlich die epische, ein Nachhall der Vergilischen Äneis. Weit-

schichtig in der Anlage, geziert, verkünstelt, oft hart und dunkel im Ausdruck, sind des Valerius Flaccus Argonautica ein recht abgeblasstes, mattes Abbild jenes römischen Nationalepos; Gleichnisse (111 an der Zahl), Bilder, Schilderungen lassen sich meist als dem augusteischen Dichter entlehnt belegen, aber trotz alledem ist das Kolorit doch effektvoller, sentimentaler, moderner; auch die Komposition des dem Apollonios entnommenen Stoffes verrät bisweilen feinere Striche, ja die Charakteristik strebt eine psychologische Motivierung an. — Der Stil ist barock; Bilder und Beseelungen sind oft kühn, doch selten mit neuen Gedanken. Den dunklen Schatten der Cypresse nennt er 'die Nacht' (veteris sub nocte cupressi I, 774); das 'aufwallen', 'wogen' (fluctuare) im Zorn begegnet häufig, wie III, 637; der unruhig in Sorgen wogende Geist des Äsoniden schwankt unsicher in den mannigfachen Aufwallungen hin und her V, 302 [51]): Aesoniden varios incerta per aestus Mens rapit undantem curis; die den Schmerz fortführenden Wellen kehren wieder (II, 143 prius unda dolores obruat). Sympathetisch 'seufzen der Rhodope hohe Haine' (I, 728), 'zittert schaudernd der Wald' (II, 412), da die lemnischen Weiber über die Trennung von den Helden trauern; vor der Stimme der Venus beben in Angst der Athos, das Meer und das ungeheure Thracien (II, 201). Als Herkules endlich, von seinem Rasen erschöpft, ruht, 'wird auch den müden Wäldern der Friede zurückgegeben' (IV, 20 fessis pax reddita silvis); mit der weinenden Amymone weinen die Wellen der thessalischen Quelle Messeis (v. 374 flevit Amymone, flerunt Messeides undae) u. s. f. [52]) Nächtliche, sonnenlose Stille herrscht am dunklen Styx: 'schweigend steht das Laub, und regungslos starrt der Frühlingswald auf der Bergeshöhe' (III, 402 Stant tacitae frondes inmotaque silva comanti Horret verna iugo). — Als den Blicken der davonfahrenden Argonauten die Berge Thessaliens entschwinden, alles ihren Augen entrückt wird und Finsternis auf dem weiten, unbekannten Meere sich um sie breitet, da ergreift sie der Schauer der Einsamkeit:

'die Stille der Dinge und das Schweigen der Welt schrecken sie, und die Gestirne und der mit wallenden Schweifen bestirnte Äther' II, 41:

Ipsa quies rerum mundique silentia terrent
Astraque et effusis stellatus crinibus aether;

'wie wenn ein in fremder Gegend verirrter Mann, der den nächtlichen Pfad sucht (noctivagum carpit iter), nicht ruht mit Ohr und Augen, während der Nacht Schrecknisse das ringsum dunkle Feld mehrt und der in grösseren Schatten entgegenstarrende Baum (noctisque metus niger auget utrimque Campus et occurrens umbris maioribus arbor): nicht anders bangten die Männer'. Mögen des Valerius Flaccus Gleichnisse[53]) nur selten neu und meist recht farblos sein, bei diesem lässt sich die individualisierende Zeichnung, das Treffende des Gedankens und Ausdrucks nicht verkennen, sondern das Beängstigende, Geheimnisvolle der stillen, dunklen Nacht, in welcher die Bäume dem Zagenden und Tastenden wie Gespenster erscheinen, ist nicht ungeschickt wiedergegeben. — Können wir nicht auch dies als einen leisen Anklang an das Romantische bezeichnen, wenn auch die Schilderung desselben von dem direkten, bewussten Aufsuchen noch himmelweit entfernt ist!? — Geistiges und Natürliches wird oft miteinander verglichen, wie z. B. III, 465: 'Wie plötzlich Meer und Felsen erglänzen und strahlend sich der Äther öffnet, wenn Jupiter die dunkelnde Wolke verscheucht: so kehrte der Mut den Männern zurück'. — Zart sind Beseelung und Vergleich der Situation angepasst II, 451; als der Alcide und Telamon 'das in schmeichelnder Windung sich krümmende Gestade aufsuchen, trifft ein weinerlicher Laut ihr Ohr, wie wenn die an Felsen sich brechende Welle murmelt': dum litora blando Anfractu sinuosa legunt, vox attigit aures Flebilis, ut scopulis cum fracta remurmurat unda. — Die Zeitschilderungen sind Vergilisch; der anbrechende Tag streut sein Licht über Land und Meer aus, oder Tithonia vertreibt die kühlen Schatten (III, 1, 257) u. s. f., oder es heisst III, 32: 'Nacht war es, und es sangen die Wellen im

sanften Einschnitt des Schiffes, und schon streuten die ersten Sterne leichten Schlaf aus':

Nox erat et leni canebant aequora sulco,
Et iam prima leves spargebant sidera somnos.

Auch dies sind Zeilen, die an das beste Können der augusteischen Dichter erinnern. — Apollonios wird besonders in der Ausmalung der Liebe zwischen Jason und Medea nachgeahmt, aber dieselbe wird von Valerius weit natürlicher motiviert und nicht ohne dramatisches Leben in ihren einzelnen Phasen geschildert. — Ruhelos wälzt sich Medea auf ihrem Lager (VII Anf.); die Nacht sank herab, aber 'nicht tröstlich für die Liebende' (non mitis amanti); ihr Geist glüht, trotz des um sie her herrschenden Dunkels; des Geliebten Bild umschwebt sie beständig; die Schlaflose erquickt der Anbruch des Morgens, 'wie wenn die schlaffen Halme ein sanfter Regen aufrichtet und willkommener Wind sich erhebt, wenn die Ruder schon ermüdeten' (v. 23) . . Als die Liebenden sich in dem mitternächtlichen Dunkel des Hains treffen, stehen sie 'angedonnert' still (404), wie sprachlose Schatten der Unterwelt, 'schweigenden Tannen oder unbeweglichen Cypressen gleich, welche noch nicht der rauhe Südwind geschüttelt' (abietibus tacitis aut inmotis cyparissis Adsimiles, rabidus nondum quas miscuit auster). [54]) Wie er sie in Thränen bebend und ihre in Scham brennenden Wangen sieht, bricht Jason das Schweigen: 'Bringst du irgend welche Hoffnung auf Rettung (spem lucis)?' . . Mit der Liebe zieht auch die Angst in ihre Seele, dass er sie verlassen könne; schon sieht sie ihn im Geist ohne sie über die weite Meeresfläche dahin fahren und die Minyer ihre Segel aufhissen (473); mit rührenden Worten beschwört sie ihn daher: 'O bleibe meiner eingedenk, ich selbst werde nie dich vergessen' . . 'Bei den Sternen droben' schwört er ihr Treue (499). — Mit lebendigen Farben werden die folgenden Ereignisse geschildert; von warmer Empfindung zeugen die Abschiedsworte der Medea (Anf. VIII); mit schwerem Herzen entbehrt sie die Küsse ihres Vaters; 'nicht lieber ist mir jener, dem ich folge; o

dass ich mit ihm von brausenden Wellen verschlungen würde!' (tumidis utinam simul obruar undis!) — Sie entflieht. Bald steigen die Schatten des Argwohns auf. 'Die Gestade des sarmatischen Meeres betrauern sie . . kein Sumpf, kein Strom Scythiens lässt unbeklagt die Scheidende' 207: Illam Sarmatici miserantur litora ponti . . Nulla palus, nullus Scythiae non maeret euntem Amnis. —

Silius Italicus schrieb, wie Plinius sagt, mit mehr Sorgfalt als Geist. Seine Punica sind der in Vergilische Form gegossene und zugleich verwässerte Livius. [55]) Der ganze epische Apparat des Homer und des Vergil wird mühsam in Bewegung gesetzt. Aus wenigen Worten des Livius und aus ein paar Hexametern der Äneis werden lange Schilderungen, sei es nun von Schlachten, Kriegszügen oder Gegenden und Naturphänomenen. Selten schimmert einmal Individuelles hindurch, wie z. B. II, 663: die Tempel Sagunts brennen, 'die Flut erglänzt von dem Abbild der Flammen, und im zitternden Meer zucken die Brände': Ardent tecta deum, resplendet imagine flammae Aequor et in tremulo vibrant incendia ponto. [56]) Mit üppiger Fülle stattet er seine Schilderungen aus; pomphafte Personifikationen, frostige mythische Gestalten treten in stolzer Breite auf; der Tonfall seiner Verse ist immer so voll und schwer wie möglich; an Accius' reiche Wortmalerei erinnert III, 46, wo Hannibal die Flut des Meeres bewundert, wie es in gewaltigen Massen sich aus der Tiefe erhebt, an die Lande sich werfend [57]) . . ., 'losbrechend wallt das Meer über und die versteckten Quellen; entfesselt stürzt sich der Ocean mit brausenden Wellen; da suchen die Tiefen, wie vom grausen Dreizack im Grunde erschüttert, dem Lande den angeschwollenen Pontus aufzudrängen': Proruptum exundat pelagus, caecosque relaxans Oceanus fontes torrentibus ingruit undis; Tum vada, ceu saevo penitus permota tridenti, Luctantur terris tumefactum imponere pontum. — Man staune ob des Schwelgens in stolzen Worten! — So malt er auch mit grosser luxuries die

Schrecken der Alpenwelt (III, 477 ff.), mit ihren wüsten Schneemassen, ihrer in die Wolken sich verlierenden Höhe; im Eis starren die Gipfel, das kein Sonnenstrahl schmilzt; dort giebt es keinen Frühling, keine Ehrengaben des Sommers (nullique aestatis honores); dort hausen nur Winter und Winde (ventique furentia regna Alpina posuere domo). Mit Grausen erklimmen die Karthager die Gipfel, mit Grausen schauen sie in die Tiefe; aber Dunkel umfängt sie, Schneegestöber und Hagelschauer hemmen den Blick, dann starren sie ins Leere wie der Schiffer auf weitem Meere, der nichts als Wassermassen und den Himmel erblickt (v. 535 medio sic navita ponto, Cum dulces liquit terras . . Inmensas prospectat aquas; ac victa profundis Aequoribus fessus renovat sua lumina caelo). —

Das Grausige fesselt überhaupt seine Phantasie oder giebt ihm besonders Gelegenheit, sich in breitem Strome reichen Wortschwalles zu ergehen. Erzählt z. B. Livius XXII, 5, bei der Schlacht am Trasimenischen See sei der Eifer der Kämpfenden so gross gewesen, dass sie das Erdbeben, das viele Städte Italiens teilweise zerstörte, nicht spürten, so macht Silius daraus einen Excurs von mehr denn einem Dutzend Versen V, 611: 'Ein Krachen (fragor)[58]) geht durch die Klüfte, o schrecklich! die Hügel erbeben, die Gipfel zittern, es schwanken auf den pinientragenden Höhen die Wälder, geborsten stürzen die Felsen, es stöhnt in den tief innerst zerrissenen Höhlen die gespaltene Erde' u. s. f. u. s. f.

Ebenso überladen ist die Schilderung des dunklen, lichtlosen Hains (VI, 146 ff.), wo eine riesige Schlange haust und schweigender Schauder die Eintretenden erfasst, so dass in heimlichem Frost die Glieder erstarren und die Nymphen und das Numen des unbekannten Schlundes mit bebender Lippe angerufen werden, vgl. v. 283. Episoden reihen sich an Episoden, meist schon viel behandelte — wie Orpheus XI, 462 ff. —; in den letzten Büchern haspelt er eilig die Ereignisse ab. —

Mit gleichem Behagen, aber mit mehr Witz und Begabung schrieb Papinius Statius. Doch auch er konnte sich nicht besonnen beschränken, sondern der Ehrgeiz trieb ihn, ein gross angelegtes, weitschweifiges, episodenreiches und recht wenig geniessbares Epos zu schreiben — die Thebais. Rhetorisches Pathos und der Schwulst mythischer Gelehrsamkeit lassen nur selten das vorhandene Talent und die von der Dichtung der glänzenden Vorzeit gesättigte Phantasie rein und voll durchbrechen. Die Naturschilderungen sind mit Liebe, aber auch mit ermüdender Breite ausgemalt. Vergilische Farbentöne schimmern auch hier durch. So zeichnet er den Anbruch der Nacht I, 336: 'Und schon hatte in Phöbus', des müden, Gebiet sich erhebend, Titanis, über die schweigende Welt sich verbreitend, Mit dem tauigen Wagen verdünnt den erkalteten Luftraum — wie physikalisch-poetisch! — (Titanis late mundo subvecta Rorifera gelidum tenuaverat aera biga); Vieh und Vögel schon deckte die Ruh', die geizigen Sorgen Löste der Schlummer schon, . . Vergessenheit bringend dem mühevollen Leben . . Schwarz, nicht erhellt vom mindesten Lichtstrahl, deckte die Pole die Nacht; vom Boden sich hebend . . heiseren Mundes drohte der kommende Sturm . ., die Winde brachen los . . es zuckten die Blitze . ., jeglicher Hain zerbrach, es rissen die Stürme die alten Zweige der Bäume dahin, und geöffnet standen Lykäus' nie von der Sonne zuvor noch gesehene Lager des Wildes', — und so geht es fort im wüsten Ritt einer zügellosen, deskriptiven Phantasie; eine ähnliche ausgesponnene Morgenschilderung begegnet II, 134 ff. Ein schauervoller Hain mit der Farbengebung Lucan's findet sich IV, 419, ein pomphaftes Meersturmbild V, 363; das Pelionschiff V, 335 erinnert wieder an Accius u. s. f.[59]) Besonders häufig sind Beseelungen in Anrufen und Schilderungen, von den mythologischen ganz abgesehen, die ausserordentlich oft zur Dekoration verwandt werden. Wie die römischen Dichter weit ärmer an echten und zarten Beseelungen sind als z. B. die Alexandriner,

das geht ganz besonders aus der recht eintönigen Skala bei diesen späten Dichtern hervor [60]). Als Hermes durch die Unterwelt schreitet, 'gewahren ihn staunend die unfruchtbaren Haine . . und der dunkelfarbige Wald; mit Verwunderung sah sich zur Rückkehr Tellus geöffnet' (II, 13 Tum steriles luci possessaque manibus arva Et ferragineum nemus adstupet, ipsaque tellus Miratur patuisse retro). — Als Jupiter redet, halten die anderen Götter 'Gedanken und Worte zurück, anders nicht, als wenn bei längerem Schweigen der Winde die Meerflut erschlafft und in sanftem Schlummer die Ufer ruh'n; die schwülige Luft umfächelt die laubigen Bäume und mit unmerklichem Hauche die Wolken; dann nehmen die Sümpfe ab und die klangreichen Seen, und es schweigen versiegend die Ströme' (III, 255 Non secus ac longa ventorum pace solutum Aequor et inbelli recubant ubi litora somno, Silvarumque comas et abacto flamine nubes Mulcet iners aestas: tunc stagna lacusque sonori Detumuere, tacent exhausti solibus amnes). Das schaurige Totenopfer des alten Sehers im lichtlosen Hain der Latonia 'beseufzt Dirke; Kithäron betrauert's, und die geräuschvollen Thäler befremdet das seltsame Schweigen' (IV, 447 ingemuit Dirce moestusque Cithaeron, Et nova clamosae stupuere silentia valles [61]). Erschöpft ruhen die Winde (V, 420); beim Nahen der Götter 'machen Ströme und Berge Bahn; die Erde frohlocket (superbit) bei ihrem Schritt, und leicht aufatmet der himmeltragende Atlas' (V, 429); es seufzt der Wald u. s. f. Staunen, schaudern, klagen, schlafen, schweigen — das ist die dürftige Tonleiter dieser Beseelungen, die in ihrer Abtönung zu denen eines Vergil, Ovid etc. sich ähnlich verhalten wie die des Nonnos und Lykophron zu denen der hellenistischen Dichter. —

Nur wenige Gleichnisse [62]) sind individuell und zart wie V, 599 von der Vogelmutter, 'der eine Schlange ihr Nest samt Jungen auf schattiger Eiche verheerte: vom Schweigen der sonst so geräuschvollen Wohnung befremdet, hält sie schwebend darüber; vor Schrecken fällt ihr das Futter aus dem traurigen Schnabel, da sie

nur Blut an dem teuern Baum und im Nest umher verstreute Federn gewahr wird', oder VI, 854 von der 'stolzen Cypresse auf Alpenhöhn, die vor des Austers Gewalt den Wipfel neigt, um wieder emporzuschnellen'. Recht sinnig, empfindsam heisst es VII, 222: 'Jener vernahm's, und es kehrte die Freude zurück auf sein Antlitz: so kehrt Rosengebüschen, die Sonnenglut und der trübe Notus entstellte, wenn sich der Himmel erheitert und Zephyrs Hauch die Luft erfrischt, ihr Prangen wieder: die Knospen blicken hervor und im vollesten Schmuck stehen wieder die Zweige' (Ut cum sole malo tristique rosaria pallent Usta Noto, si clara dies Zephyrique refecit Aura polum, redit omnis honos, emissaque lucent Germina et informes ornat sua gloria virgas). Von besonders feiner Beobachtung zeugen die Schilderungen der Lichtreflexe II, 531: 'Er sah von der Höhe des Hügels Schimmern die Schilde der Männer und ihre umflatterten Helme, Da, wo durch lichtere Stellen des Walds, und den Schatten durchbrechend, Zitternd der Schein des Monds auf den ehernen Rüstungen spielte' (Qua laxant rami nemus adversaque sub umbra Flammeus aeratis lunae tremor errat in armis). Hierzu gehört das Gleichnis von den glänzenden Helden VI, 578: 'So, wenn auf ruhiger See die Sterne des Himmels sich spiegeln Und sich ihr zitterndes Bild auf der weit sich dehnenden Flut malt, Schimmert alles im Licht' (Sic ubi tranquillo pellucent sidera ponto Vibraturque fretis caeli stellantis imago, Omnia clara nitent). Es ist der Wirklichkeit fein abgelauscht, wenn es in dem Gleichnisse von den übers Meer ziehenden Kranichen V, 14 heisst: 'Der enteilende Schatten fällt auf Wogen und Fluren' (Umbra fretis arvisque volant). — Doch von der vorteilhaftesten Seite zeigt sich uns Statius in seinem Silvae. Es sind mit fliegendem Griffel hingeworfene Impromptüs; aber daher atmen sie auch die lebensvolle Frische des Moments, der augenblicklichen Eingebung, nicht die Geschraubtheit mühevoller Gelehrsamkeit. Begeistert schildert er (I, 3) die herrliche Villa seines Freundes Manlius Vopiscus bei Tibur, die mit aller erdenk-

lichen Pracht der Kunst ausgestattet — Voluptas machte den Plan, und Venus salbte die Schwelle — und von der malerischsten Natur umgeben war: 'Tag, der lange mir wird im Gedächtnis bleiben! Im Geiste Trag' ich der Freuden so viele mit heim, von der Menge der Wunder, Die ich gesehen, gesättigt. Wie mild die Gegend! Wie hat die Glücklichen Örter geschmückt die Natur! (Ingenium quam mite solo! quae forma beatis Arte manus concessa locis! Non largius usquam Indulsit natura sibi). Es kränzen die eilenden Wasser Ragende Haine; das Laub giebt treu sich im täuschenden Bilde Wieder; dahin mit den Wellen entflieht sein ähnlicher Schatten. Über Gestein stürzt hin sich der Anien oben und unten; Hier nur — ein Wunder, doch wahr — hält ein er mit schäumendem Brausen, Wütendem Schwall, als scheut' er zu stören des sanften Vopiscus Musengeweihete Tag' und Dichtungen schaffende Nächte':

Nemora alta citatis
Incubuere vadis; fallax responsat imago
Frondibus, et longas eadem fugit unda per umbras.
Ipse Anien — miranda fides — infraque superque
Saxeus, hic tumidam rabiem spumosaque ponit
Murmura, ceu placidi veritus turbare Vopisci
Pieriosque dies et habentes carmina somnos. —

Wahrlich doch ein empfindungswarmes Lob und eine liebenswürdige Deutung des in der Nähe der Villa sanfter dahingleitenden Stromes; Natur und Kunst findet er in harmonischem Bunde; die dahinziehenden Wasser tragen das treue Abbild des Laubes. An beiden Ufern des Flusses stehen die Paläste; hier ist 'ewige Ruhe', Schutz vor Stürmen und angenehme Kühlung, auch wenn der Sirius herabbrennt; Marmor und Gold, Mosaiken und Elfenbein schmücken die Gemächer, die mit Wasserleitungen versehen sind (emissas per cuncta cubilia nymphas); von den verschiedenen Zimmern schweift der Blick auf uralte Haine oder auf den gleitenden Strom oder auf schweigende Wälder; überall völlige Stille; hier schweigt geräuschlos die Nacht, und das Wellengemurmel wiegt in Schlaf (. . tota

quies, offensaque turbine nullo Nox silet et nigros imitantia murmura somnos). Der Obstgarten übertrifft den des Alkinoos und der Circe — kurz, der herrliche Besitz ist ein Eldorado, in dem der Dichter dem Freunde ein Alter des Nestor zu verleben wünscht. —

Von ausgesuchter Pracht, aber auch mit den anmutigsten Reizen der landschaftlichen Natur ausgestattet war die Villa des Pollius Felix bei Sorrent, von der uns Statius eine lebhafte Schilderung entwirft (II, 2); er preist 'die wunderbare Ruhe des Meeres'; — 'hier legen ermüdet die Wellen ihre Wut ab und hauchen milder die Südwinde (v. 25); hier wagt weniger der jähe Winter; und wo früher staubiger Sandweg war, ist es jetzt ein Vergnügen, zu wandeln'; die Natur beugte sich dem Willen des Menschen: 'wo du jetzt eine Ebene siehst, war ein Berg, wo du unter Dach wandelst, eine Wildnis, wo du hohe Bäume siehst, war nicht einmal Erde — selbst die Klippen im Meer wurden zu Weinbergen, auf denen in nächtlichem Schatten die Nereide die süssen Trauben pflückt' (100 ff.) Einige Gemächer der Villa hallen wieder vom Rauschen des Meeres (v. 56), andere wissen nichts von brandenden Wogen und ziehen die Stille des Landes vor (haec tecta sonoros Ignorant fluctus terraeque silentia malunt). Die prachtvollsten Gemälde und Skulpturen zieren die Zimmer, und diese bieten die mannichfachsten Ausblicke auf die See und die Inseln; vor allem war eins luxuriös, vom kostbarsten Marmor, mit dem Blick auf Neapel (83 ff.) Glückselig nennt der Dichter den Felix, der auf diesem herrlichen Stückchen Erde, 'fern vom Forum, vom beweglichen Haufen (vgl. III, 5, 85) und über jedes Niedere erhaben, von der hohen Warte des Geistes auf die Irrenden herabschaue und die menschlichen Freuden verlache' (131). —

Den Preis einer herrlichen Platane auf dem Gute des Atedius Melior kleidet er in ein niedliches Märchen von Pan, der eine Nymphe verfolgt, die im See Zuflucht findet; am Rande desselben pflanzt er eben jenen Baum mit dem sentimentalen Weihspruch: 'Leb' du lang' als Pfand und Denkmal unseres Wunsches, Baum,

dass wenigstens du das heimliche Lager der harten Nymphe mit Liebe bewachst; dein Laubdach drücke die Welle; Hat es doch diese verdient; doch bitt' ich dich, wehre den Gluten Himmlischen Feuers und lass sie nicht treffen des Hagels Geschosse; Plätschern allein mit den Blättern im Wasser und trüben es darfst du; Dann sollst du und die freundliche Herrin des Ortes mir lange Lieb sein; beide beschütz' ich und halt' euch frisch bis ins Alter' (. . sed ne, precor, igne superno Aestuet aut dura feriatur grandine, tantum Spargere tu laticem et foliis turbare memento . .).

Wie Statius dem Catullischen Passer-Liede seinen Psittacus (II, 4) nachgepfiffen (vgl. ferner III, 4 mit Cat. c. 68), so ist III, 2 ein Propempticon nach dem Vorbilde des Horaz (I, 3), wo er alle die Nereiden und Meergottheiten bittet, seines Freundes Schiff sanft zu geleiten; und gleich dem Horaz zufrieden mit seinem bescheidenen Gütlein, beginnt er den Frühlingsgruss, den er seinem Septimius von seinem Albanergute sendet, mit den Worten (IV, 5): 'Parvi beatus ruris honoribus' und schildert gleich dem Horazischen 'Solvitur acris hiems', wie nunmehr vor den Sonnenstrahlen der Winter gewichen und das Meer und die Erde glänzen und der Aquilo von Zephyrn gebrochen (Iam pontus ac tellus renident, Iam Zephyris Aquilo refractus); 'jetzt schmückt sich (crinitur) der Baum mit dem Laube des Frühlings; jetzt stimmen neue Lieder die Vögel an' u. s. f. An Alkman resp. Vergil erinnert V, 4 'An den Schlaf', v. 3: 'Es schweigt jedes Vieh und die Vögel und die wilden Tiere, und die gewölbten Gipfel heucheln müden Schlaf; nicht mehr rauschen die wilden Ströme; es schwand die Wildheit des Meeres; und die Wellen ruhen, an die Lande sich lehnend':

. . Tacet omne pecus volucresque feraeque
Et simulant fessos curvata cacumina somnos,
Nec trucibus fluviis idem sonus, occidit horror
Aequoris et terris maria acclinata quiescunt.

Wir sehen: Statius versteht mit kräftigen Strichen zu schildern; seine Liebe zum bescheidenen Landleben, die

Bewunderung der freien wie auch der durch die Kunst gemeisterten Natur, ein fein beobachtendes Auge für Spiegelung oder im Laube spielende Lichter oder die Schatten, welche auf Meer und Feld dem darüber hinziehenden Kranichschwarm nachhuschen: alles das zeugt von einer gesteigerten Innerlichkeit des Empfindens. Seine Skizzen gewähren uns einen Einblick in die Gefühlsweise der damaligen gebildeten Welt und entrollen uns durch die Villenbeschreibungen ein interessantes Kulturbild. —

Wie die bewusste, empfindsame Liebe zur Natur in das Allgemeinleben der römischen Nation aufgegangen ist und sich mit der Anschauungsweise der Zeit völlig verwoben hat, das zeigen sogar die Epigramme des Martial, trotzdem er — dem Charakter nach noch serviler als Statius — sich vor allem den Schmutz der socialen Zustände zum Gegenstande gewählt hat. Ein eifriger Schüler des Ovid, hat er diesem manches Bild, manchen Vergleich aus dem Naturleben abgelauscht, z. B. II, 46: 'Wie mit wechselndem Bunt sich der blühende Hybla bemalet, Wenn die Bienen des Bergs plündern den flüchtigen Lenz'; oft häuft er sie wie III, 65: 'Wie, wenn ein Mägdlein zart in den Apfel beisset, es duftet . ., Wie das Gras . ., die Scholle, vom Sommerregen besprenget . .: Also duftet dein Kuss, Diadumenus,' vgl. XI, 8; oder IV, 13: . . 'Schöner vereinen sich nicht mit den schlanken Reben die Ulmen, Mehr nicht lieben die Flut Lotos, und Myrten den Strand' (Nec melius teneris iunguntur vitibus ulmi Nec plus lotos aquas, litora myrtus amat) u. s. f. Manches Loblied singt der Dichter der schönen Natur, dem reizvollen Strand, dem lockenden Fluss, den Rebenhügeln, den lauschigen Thälern und den bescheidenen, aber behaglichen Landsitzen. — Altinum's Gestade, an Reiz gleich Bajischen Villen, und der über den Tod Phaethons trauernde Wald sollen die Ruhe und Zuflucht seines Alters werden (IV, 25). Ihn fesselt 'die verlockende Flut des muntren Lucrinus und Grotten, worin warm es entquillet dem Tuff' (IV, 57 blanda tenent lascivi stagna Lucrini). Von Tibur

sucht er den Freund Faustinus dorthin zu locken (V, 71), 'wo bewässert und kühl sich Trebula's Thäler herabziehn Und frisch grünet die Flur', nie von Hitze versengt, 'und des äolischen Süd immer befreundetes Haus'. Der laue Strand von Formiae ist dem aus der Stadt fliehenden Apollinaris lieber als Tibur, Antium oder Praeneste, als der Liris und die Lucriner Bäder: 'Hier zügelt sanfter Wind der Thetis Aufwogen, doch stockt die See nicht, sondern stilles Meerregen Trägt hin den bunten Nachen mit der Luft Hilfe, Wie wenn ein Mädchen, das des Sommers Glut abwehrt, Sich mit dem Purpur frische Kühlung zufächelt' X, 30, 11:

Hic summa leni stringitur Thetis vento;
Nec languet aequor, viva sed quies ponti
Pictam phaselon adiuvante fert aura,
Sicut puellae non amantis aestatem
Mota salubre purpura venit frigus.

Berühmt ist das Landschaftsbild vom Vesuv IV, 44:

Eben noch grünten die Höhn des Vesuvs von dem Laube der Reben,
Und in die Kufen ergoss voll sich der herrliche Saft.
Lieber als Nysa's Hügel besucht ihn der segnende Weingott;
Satyrn schwingen sich da fröhlich im tanzenden Chor;
Hier weilt Venus so gern, Lacedämons Fluren verschmähend;
Auch durch Herkules' Fuss waren die Höhen geweiht —
Jetzt ist alles verkohlt, schwarz starret die Erde von Asche;
Selbst die Unsterblichen sehn trauernd ihr grausiges Werk. —

Die Götter bilden hier die Staffage, den Stimmungshintergrund, oder, so zu sagen, den Chor der Landschaft; fein ist der Kontrast der Anfangs- und Schlussverse:

Hic est pampineis viridis modo Vesvius umbris,
Presserat hic madidos nobilis uva lacus —

Cuncta iacent flammis et tristi mersa favilla:
Nec superi vellent hoc licuisse sibi.

Wie Horaz, preist Martial — man weiss nur nicht, ob in wahrem Ernst — ein schlichtes Bauerngut (III, 58), das 'nicht regelmässige Myrtenhaine, nutzlose, ledige Platanen und geschorene Buxhecken auf unergiebigen Flächen weiter Fluren' birgt, sondern der Besitzer 'freut sich wahren bäuerlichen Fruchtfeldes', sowie (VI, 43) die Musse seines eigenen Nomentanischen Gütchens und Hüttchens, 'das nicht die Gefilde drückt': 'Das ist Bajische Sonne für mich und der Lucrinus, Das, mein Castricus, sind eure Schätze für mich' (Me Nomentani confirmant otia ruris Et casa iugeribus non onerosa suis; Hoc mihi Baiani soles mollisque Lucrinus, Hoc mihi sunt vestrae, Castrice, divitiae); vgl. X, 96, und besonders XII, 31 heisst es: 'Dieser Hain und der Quell und der dicht verflochtenen Reben Schatten, der tränkenden Flut künstlich geleiteter Strom, Auen und Rosen so schön, wie im zweimal tragenden Pästum'

Hoc nemus, hi fontes, haec textilis umbra supini
Palmitis, hoc riguae ductile flumen aquae,
Prataque nec bifero cessura rosaria Paesto,

— ernüchternd fügt der ökonomische Römer hinzu: 'Kohl, der im Janusmond, sicher vor Frösten, mir grünt, Und der häusliche Aal' u. s. f.: alles das ist seiner Herrin Geschenk, und er möchte nicht mit Alkinoos tauschen! Anmutig schildert er auch (IV, 64) seines Julius Martialis Gütchen, 'dem die Gärten der Hesperiden weichen, an des Janusberges Rücken gelehnt'; von den Giebeln der zu den klaren Sternen sich schön und freundlich erhebenden Villa schweift der Blick über die Siebenhügelstadt und die Tuskuler und Albaner Hügel, auf Fidenae und die von Wagen und Menschen wimmelnden Strassen! — Gegen den sinnlosen Villenluxus mit Bädern, Säulen und Prunkgemächern u. s. f., der eine Behaglichkeit nicht aufkommen lässt, wendet er sich XII, 50. Interessant ist es, wie man sich auf den Villen die Zeit durch allerhand Sport zu vertreiben suchte; so huldigte man nach X, 30, 17 dem Angeln,

indem man aus dem Zimmer vom Ruhebette aus die Schnur auswarf, bis man den Fisch den Faden herabziehen sah (Sed e cubiclo lectuloque iactatam Spectatus alte lineam trahit piscis). Die leidenschaftliche Vorliebe zur Jagd, die den Spaniern besonders eigentümlich war [63]), tritt uns auch bei Martial in manchem hübschen Jagdbild entgegen; vgl. I, 22, 48, 51, 60; IV, 35. So beneidet er den Licinian, der zum hohen Bilbilis, zum schneebedeckten Gajus, zum süssen Hain Boterdun's wandern will (I, 49): 'Am goldnen Tagus wird der Bäume Schatten dich Beschirmen vor der Sonne Glut (Aestus serenos aureo franges Tago Obscurus umbris arborum); Der frische Bach Dercenna stillt den heissen Durst — Doch wenn im grauen Winter und Decembermond Ohnmächtig heult der heis're Nord, dann kehrst du heim zum sonn'gen Strande Tarraco's — Dort fängst du Rehe, welche weiches Garn verstrickt, Und eingeborne Keiler ab Und holst auf mut'gem Ross den schlauen Hasen ein, Die Hirsche sind des Meiers Jagd'. —

Die tändelnde Liebespoesie im Genre der griechischen Anthologie ist nur selten so zart und fein wie diese; wenigstens übertrifft Martial auch die lascivesten jener Sammlung. Hochpoetisch ist der Vergleich von dem durchsichtigen Stein, der die Traube bedeckt, aber doch nicht verbirgt VIII, 68: 'Durch ein Seidengewand scheint so der weibliche Körper, Jeglichen Stein lässt so zählen der blinkende Bach' (Calculus in nitida sic numeratur aqua).' Die niedlichen hellenistischen 'Wächterlieder' werden bei Martial zum kriechenden Schmeichellied VIII, 21: 'Phosphorus, bringe den Tag: was verzögerst du unsere Freude? Wir erwarten den Herrn, Phosphorus, bringe den Tag' u. s. f. Wenig sagen die Begleitschreiben von Kränzen und Blumen, die er dem geliebten Knaben sendet und die er glücklich preist, weil sie das Haupt desselben umwinden (VII, 89: 'Geh, du glückliche Rose' u. s. f.; vgl. IX, 60) und die Frühlingsschilderung X, 51. Nicht poesielos ist das Lob des Namens Eiarinos, der, 'ein Bruder der Rosen und

Violen, Den lieblichsten Teil des Jahres benennet, Der nach attischen Blumen und dem Hybla Und dem Neste des stolzen Vogels (Phönix) duftet . ., süsser als Nektar' u. s. f. (IX, 11). Echt idyllisch-erotisch ist die Aufforderung IX. 90: 'Auf den blumigen Rasen hingestrecket, Wo geschlängelte Bäche hier und dort sich Funkelnd über die glatten Kiesel stürzen (Sic in gramine floreo reclinis, Qua gemmantibus hinc et inde rivis Curva calculus excitatur unda), Mögest du, allen Beschwerden weit entrücket, Eis im dunklen Römer schmelzen, mit Rosen dich kränzen . ., Mög' ein Knabe von dir allein umarmt sein, Und das keuscheste Mädchen dein begehren' u. s. f.

Wenn sich auch Martial und Statius und Flaccus in vielem an die augusteischen Dichter anschliessen, so sind sie doch unverkennbar in der Färbung des einzelnen um eine nicht unbedeutende Nüance moderner als jene. Sind sie auch weit geringere Künstler: mit den gesteigerten Kulturverhältnissen, mit dem grösseren Raffinement des Empfindens und des Geniessens ist auch die Sentimentalität gestiegen; das in sich selbst sich immer mehr vertiefende Innenleben verrät sich oft nicht blos in einer Zeile, in einem flüchtigen Gedanken, sondern auch in den ausgedehnteren, nicht selten auf guter, sinniger Beobachtung beruhenden Schilderungen. —

Aber auch die Prosa dieser Zeit trägt denselben Stempel der Kulturentwicklung. Spann der Philosoph Seneca die Fäden der Beobachtungsweise Cicero's weiter nach dem Modernen hin, so erblüht jetzt in der That eine poesiedurchwehte, mit dichterischer Anschauung schildernde Prosa.

Der grosse Geschichtsschreiber Tacitus ist zu gross als Charakterzeichner und Moralist, als dass er für die Schilderung der Natur Raum behalte, selbst da, wo man es erwarten könnte, wie ann. IV, 67, als der greise Tiberius sich auf das lachende Eiland Capri zurückzieht, 'das schöne Theater seiner Lüste'; — aber mit keiner Silbe erwähnt Tacitus den Kontrast 'entre ce

paradis de la nature et cet enfer humain'[64]). Aber über der Darstellung der Germania liegt es wie ein Hauch idyllisch-sentimentaler Betrachtungsweise, die — allerdings auf das Menschliche sich beschränkend — die schlichte, kulturlose Natürlichkeit der Germanen den Zeitgenossen als Gegenbild vorhält, wie die Elegiker die Glückseligkeit eines goldenen Zeitalters oder des Elysiums und Horaz die Scythen und Geten gegenüber der Verderbnis Roms in ein ideales Licht rückte. —

Ein lebhaftes Interesse für die Natur bekundet uns Quintilian, der Hauptvertreter der römischen 'Renaissance'[65]), in den zahlreichen Vergleichen[66]) aus Natur und Landwirtschaft, doch vor allem der schwärmerische, ja etwas weichlich veranlagte und in seiner ganzen Denkart recht moderne Plinius der Jüngere. Die Gestalt des Plinius hebt sich lichtvoll und erfreulich von dem düsteren Untergrunde einer traurigen Zeit ab. Von Charakter rein und harmlos, zeigt er ein feinfühliges Verständnis für die Reize der Natur; ja, er bekennt es selbst direkt, dass er an nichts so grosses Vergnügen finde, wie an den Werken der Natur (nam te quoque, ut me, nihil aeque ac naturae opera delectant VIII, 20 fin.). Gemäss seiner zarten Gemütsart hat er ein besonderes Tendre für die Einsamkeit; er liebt die Zurückgezogenheit, das ungestörte Zusammensein mit der Natur und mit seinen Studien. Er fordert seinen Freund Caninius auf, sich der tiefen und ruhigen Abgeschiedenheit der Wissenschaft zu widmen und zu schaffen, was ewig sein Eigentum bleibe (I, 3, 3); oder er fragt ihn II, 8: 'Studierst du? Fischest du? Oder jagest du? Oder thust du alles zusammen? Denn alles das kann man an unserm Larischen See. Der See giebt die Fische, die ihn bekränzenden Wälder das Wild und die tiefe Einsamkeit die Studien (. . lacus piscem, feras silvae, quibus lacus cingitur, studia altissimus iste secessus adfatim suggerunt). So bekennt er dem Tacitus I, 6: 'Ringsum der Wald, die Einsamkeit und die Stille der Jagd selbst — als sonderbarer Nimrod nemlich zieht er mit der Schreibtafel auf die Jagd und

fängt, während er seine Gedanken fixiert, in Netzen drei Schweine! —, alles das reizt mächtig zum Nachdenken', vgl. Tac. dial. de orat. c. 9 und 12. Mit wärmster Begeisterung meldet er dem Minucius Fundanus von der Stille seines Landsitzes I, 9, 6: 'O reines und naturgemässes Leben! O süsse und reizende Musse, fast schöner als jedes Geschäft! O Meer! O Gestade! Du wahrhafter und heimlicher Musensitz! Wie viel dichtet und schafft ihr mir! (O mare! O litus, verum secretumque *μουσεῖον*, quam multa invenitis, quam multa dictatis!) Verlass auch du jenes Getöse, jenes nutzlose Hinundherrennen, jene abgeschmackte Geschäftigkeit und ergieb dich der Wissenschaft und der Muse!' — Sein träumerischer Sinn schwelgt in dem Gefühle der einsamen Stille; auf seiner Villa flieht er bald in ein lauschiges Gemach, wo er nur die weichen Wogen mit leisem Rauschen am Gemäuer branden hört (II, 17, 5), bald in ein anderes, wo es ganz lautlos und heimlich ist und er weder der Sklaven Lärmen noch das Meer noch den Wind hört, noch das Leuchten der Blitze sieht (II, 17, 22). Ein Schlafzimmer ist von dem Schatten einer Platane ganz grün, kein Getöse dringt hinein; die Wände schmücken Malereien, Bäume und auf den Zweigen sich wiegende Vögel darstellend (V, 6, 22). Wie ein modernster, sentimentaler Träumer beginnt er den Tag auf seinem Villenidyll, wie er dem Fuscus schreibt (IX, 36); wenn er früh um sechs erwacht, bleiben die Fensterläden noch geschlossen, denn 'ausnehmend wird der Geist durch die Stille und die Finsternis genährt' u. s. f. Mit einem so empfindsamen Gefühl für Ruhe und Einsamkeit paart sich seine Neigung, zu jagen, zu fischen (IX, 7, 4) und zu rudern (VIII, 8, 3). An allem und jedem, was den Reiz des Landaufenthaltes erhöht, hat er Interesse. 'Was macht Comum, dein und mein Entzücken?' schreibt er an Caninius I, 3, 'was das reizende Landhaus bei der Stadt? was jener Säulengang mit seinem ewigen Frühling? der schattige Platanenhain? der grüne und spiegelhelle Kanal? der See? der Spaziergang?' So mahnt er den

Arrianus II, 1: 'Schreibe mir vom Lande, was deine Bäumchen, deine Weinberge, deine Saaten, deine zarten Schäfchen machen!' Doch vor allem mit wie liebevoller Hinneigung schildert er selbst! Cicero und Seneca verschmähten es, länger bei dem Landschaftlichen zu verweilen. Plinius widmet demselben ganze, lange Briefe. Und diese sind nicht farblose, tote Abzeichnungen der Natur oder nüchterne Berichte, sondern von der innigen Sympathie für die Natur und von jenem träumerischen Sinne für Stille und Einsamkeit durchweht [67]). So entwirft er uns in erster Linie anschauliche Bilder von seinen Villen. Dichter und Prosaiker seit Cicero teilen die Liebe zum Landleben, zu den idyllischen und luxuriösen Landsitzen. Dieselben waren eben das notwendige Supplement des städtischen Lebens geworden; auf ihnen suchte man Genesung von all den Nerven und Geist überreizenden und zerreibenden Anforderungen und Abspannungen einer raffinierten Kultur; dort träumte man weltverloren am wellenrauschenden Meer oder im Schatten der Parkanlagen am sprudelnden Quell oder im blumendurchdufteten, auf Wald und See die prächtigsten Fernblicke bietenden Gemache. Ein trefflicher Führer durch solche malerischen Landsitze ist Plinius. Mit liebevollster Anschaulichkeit schildert er dem Freunde Gallus sein Laurentinum II, 17: 'Du wunderst dich, dass ich eine so grosse Freude an meinem Laurentinum habe. Du wirst dich nicht mehr wundern, wenn du dieses Landhaus, die vortreffliche Lage des Ortes, die Ausdehnung des Ufers kennst'. Es liegt nahe der Stadt und an zwei Strassen. Selbst der Weg zur Villa ist reich an landschaftlichen Reizen: 'bald engt er sich durch Waldungen ein, bald dehnt er sich offen durch weite Wiesengründe aus'. Für jede Jahreszeit bietet sie passende, geräumige Zimmer, ohne besonderen Luxus, doch freundlich; der Speisesaal ist ans Meer gebaut; mittels Flügelthüren und ebenso grosser Fenster hat man nach vorn und den beiden Seiten gleichsam die Aussicht auf drei Meere, im Rücken liegt der Wald und die fernen Berge

(§ 5); in einem anderen spiegelt sich der Glanz der Sonne und des Meeres (§ 10 plurimo sole, plurimo mari lucet). Selbst die im Baderaum Schwimmenden haben den Blick aufs Meer (12), und von den Turmzimmern schweift das Auge über das weite Meer, das lang sich hinstreckende Gestade und die anmutigsten Landhäuser (latissimum mare, longissimum litus, villas amoenissimas prospicit). Von einem zweiten Turm kann man die Sonne auf- und niedergehen sehen. Eine Avenue (gestatio) zieht sich um den Garten herum, mit Buchs oder Rosmarin eingefasst, und eine junge, schattige Rebenpflanzung. Der Garten [68]) ist mit Maulbeer- und Feigenbäumen bepflanzt; auch hier ist wieder ein Saal mit geschlossener Halle, windstill und heiter, mit einer Veilchenterrasse (xystus), an die sich wieder Gebäude mit lauschigen Gemächern anschliessen. . 'Du bist ein ausgemachter Städter', endet Plinius seinen Brief, 'wenn du mein Landhäuschen mit allen seinen Herrlichkeiten nicht aufsuchst'. — Im Thale des Tiber, am Abhange des Apennin lag in nicht minder reizvoller Umgebung die tuscische Villa. 'Stelle dir', schreibt er dem Apollinaris (V, 6, 7), 'ein ungeheures Amphitheater vor, wie nur die Natur es schaffen kann' (Regionis forma pulcherrima. Imaginare amphitheatrum aliquod inmensum et quale sola rerum natura possit effingere): 'eine weite ausgedehnte Gegend wird von Bergen umschlossen; die Berge tragen auf ihrem höchsten Rücken alte und hohe Wälder. Reich und mannigfaltig ist daselbst die Jagd. An dem Gebirge herunter ziehen sich Schlaghölzer, zwischen ihnen erheben sich Hügel mit urbarem und fettem Boden — nicht leicht stösst man auf Felsen, auch wenn man sie sucht —, die auch dem ebensten Felde an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Unter ihnen dehnen sich Weinberge aus, die weit und breit ein harmonisches Bild gewähren und unten mit einer Einfassung von Gebüschen versehen sind. Dann kommen Wiesen und Felder . ., die Wiesen prangen von Blumen und sind wie mit Edelsteinen besäet und bringen den Klee und andere Graspflanzen stets zart und saftig hervor; der Tiber

fliesst mitten durch die Fluren' . . Ein malerischer, romantischer Natursinn, der sich auf das landschaftliche Ganze richtet, bricht deutlich in den folgenden Worten hindurch: 'Diese Landschaft vom Gebirge herab zu sehen, würde dir grossen Genuss gewähren. Du würdest keine wirkliche, sondern eine idealisch schön gemalte Gegend zu sehen glauben: so sehr wird das Auge, wohin es sich wendet, durch Abwechslung und Gruppierung ergötzt': Magnam capies voluptatem, si hunc regionis situm ex monte prospexeris; neque enim terras tibi sed formam aliquam ad eximiam pulchritudinem pictam videberis cernere: ea varietate, ea descriptione, quocumque inciderint oculi, reficientur. 'Mein Landhaus liegt am Fusse eines Hügels, und doch hat es die Aussicht wie von der Höhe: so sanft und allmählich, fast unmerklich erhebt sich der Hügel, worauf es steht; hinter demselben aber, in ziemlicher Ferne liegt der Apennin; von ihm weht bei heiterem und stillem Wetter ein frischer Wind, doch nicht scharf und schneidend, sondern durch die Entfernung gebrochen und gemildert'.

Aber auch die Geschmacksverirrung modernen Natursinnes, die Vergewaltigung der Natur durch die Pflanzen und Bäume zu Figuren zurecht stutzende Scheere, finden wir bereits in der tuscischen Parkanlage, wenn sie auch noch nicht in so abstrusem Masse hervortritt wie im folgenden Jahrhundert und in der Epoche des französischen Rococo [69]). Man glaubt nach Versailles zur Zeit Le Notre's versetzt zu sein [70]), wenn Plinius (§ 16) uns von einer Terrasse meldet, deren Bäume in verschiedene Gestalten geschnitten waren: 'Unter derselben ist ein abhängiges Rasenstück, an dessen Fusse auf beiden Seiten des Wegs verschiedene Tiergestalten in Buchs einander gegenüberstehen . . . Ringsum zieht sich ein Heckengang mit dichtem und mannigfach geschnittenem Gebüsch; um denselben eine Allee in Form eines Circus mit verschieden gestaltetem Buchs und niederen, zurückgeschnittenen Bäumchen. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, welche treppenweise gezogener Buchs versteckt und dem Auge entzieht. Dann

kommt ein Wiesenplatz, durch die Natur ebenso schön als die eben beschriebene Anlage durch die Kunst, endlich Felder, Wiesen und Gehölze'. Von den stattlichen Gebäuden hat man die Aussicht auf die Terrasse, die Waldpartie wie die Baumwipfel des Hippodroms. Dieser enthält eine breite Reitallee mit einer prächtigen Platanencolonnade und mannigfachen Wegen. An den Stämmen der Platanen klettert üppiger Epheu empor und rankt sich guirlandenartig von Baum zu Baum; die Zwischenräume derselben sind mit einer Hecke von Buchs bepflanzt; an der äusseren Peripherie läuft als Grenzpflanzung ein schattiges Lorbeergebüsch. Dort, wo sich der Hippodrom halbzirkelförmig wendet, stehen Cypressen, die mit ihrem schwarzen, dunklen Schatten zu der leuchtenden Rosenpflanzung im Innern des Halbkreises einen wirkungsvollen Kontrast bilden. Auch hier wieder trägt der Buchs tausend Formen (§ 35), Namenszüge u. s. f. Auch sonst bietet der Park kühle, schattige Plätze, Bänke von Marmor, von Wein umrankt, daneben rauschen Springbrunnen und Bäche. — Wer möchte es dem Plinius bei einem so reizvollen Besitz nicht nachempfinden, wenn er mit den Worten schliesst: 'Hier fühle ich mich an Leib und Seele am wohlsten'. — Mag der römische Garten, wie er sich von der Zeit des Lucullus bis auf Plinius entfaltet hat [71]), auch wesentlich im architektonischen Prinzip befangen geblieben sein, so dass er nur geringe Spuren von dem landschaftlichen Prinzip der englischen Anlage zeigt, welche, der Mauer entbehrend, ins freie Feld ausmündet [72]), mag er auch nur die gewöhnlichsten Bäume, Pflanzen und Blumen enthalten haben [73]): auch er ist, wie die mit Rücksicht auf die Fernblicke gebaute Villa 'ein wertvolles Zeugnis für ein bereits intensiv entwickeltes Naturgefühl' (Woksch). —

Eine gleiche Anschaulichkeit wie die Villenschilderungen zeichnet auch andere Briefe des Plinius aus, welche von Naturphänomenen berichten. Am bekanntesten ist die naturwahre Beschreibung des Vesuvausbruches, bei welchem sein Oheim den Wissensdurst mit

dem Leben bezahlte: VI, 16; er vergleicht die aus dem Berge aufsteigende Wolke mit einer Pinie, 'die in einem sehr langen Stamme in die Höhe zu steigen und sich in einige Zweige auszudehnen schien . ., inzwischen leuchteten aus dem Vesuv an mehreren Stellen breite Flammen und hohe Feuersäulen hervor, deren Glanz und Helle durch die Finsternis erhöht wurde'. 'Es war', fährt er ep. 20, 9 fort, 'als ob das Meer sich selbst verschlinge und durch die Erderschütterung gleichsam auf sich zurückgeworfen werde (mare in se resorberi et tremore terrae quasi repelli videbamus); eine schreckliche Wolke zerplatzte, schleuderte schlangenförmige Feuermassen umher und entlud sich in länglichen Flammenbündeln, die wie Blitze aussahen, aber grösser waren' . .

Sehr zierlich spricht sich der Sinn des Plinius für die stillen Reize der Natur in der Schilderung der wunderbaren Quelle aus, die in den Larischen See mündet und deren Wasser in regelmässigem Wechsel steigt und fällt (IV, 30), sowie des Sees Vadimo (VIII, 20) mit seinem cirkelrunden, buchtlosen Umriss, seiner zwischen blau und grün schwankenden Farbe und den mit der jeweiligen Strömung dahintreibenden Pflanzeninseln; sowie besonders der Quelle Clitumnus (VIII, 8): 'Am Fusse eines mässigen, mit einem alten Cypressenhain bewachsenen und beschatteten Hügels entspringt sie; in mehreren Adern hervorsprudelnd bildet sie, sobald sie sich hervorgearbeitet hat, ein Becken, dessen weiter Schoss so rein und spiegelklar ist, dass man die hineingeworfenen Münzen und die heraufschimmernden Kiesel zählen kann (lato gremio patescit purus et vitreus, ut numerare iactas stipes et relucentis calculos possis) . . . die Ufer sind mit einer Menge Eschen und Pappeln bekleidet, welche man in dem durchsichtigen Strome, wie versenkt in seinen grünen Wasserspiegel, nachzählen kann' (§ 4: ripae fraxino multa, multa populo vestiuntur, quas perspicuus amnis ut mersas viridi imagine adnumerat). Tempel liegen umher, Orakel verkünden die Nähe des Gottes; auch Landhäuser baut

man hier, durch die Schönheit des Ortes angezogen. 'Mit einem Worte, du findest nichts, was dir nicht Vergnügen macht'. — Wir sehen: auch in der Prosa ist, wie in der Poesie, der Sinn für den verborgenen Reiz des Landschaftlichen, für den geheimnisvollen Zauber, mit dem die Natur in aller Stille Wald und Wasser umwebt, in bedeutsamer, moderner Weise aufgegangen. —

Hadrian ist der Typus des Rococo in der römischen Kulturgeschichte. Während Quintilian und Plinius Einfachheit und Zierlichkeit in Form und Inhalt anstrebten, indem ihnen Cicero als unerreichbares Vorbild vorschwebte, verrät sich in der Zeit Hadrian's das Greisenalter der Literatur durch die Vorliebe für das Entlegene und Seltsame; Homer ward dem Antimachos, Vergil dem Ennius nachgestellt. Ein hochgradiges Interesse für alles Auffallende, Sonderbare, gemischt mit eitler Ruhmsucht und sentimentaler Empfindungsweise, trieb diesen grillenhaften Dilettanten und archäologischen Schwärmer auf dem Throne der Cäsaren von Land zu Land, so dass man ihn 'den ersten Romantiker unter den Reisenden im Altertum genannt hat'. [74]) Er wollte alle Naturgenüsse, gegen die römische Feldherren sonst so gleichgültig zu sein pflegten, selbst kosten, alle Merkwürdigkeiten der Geschichte mit eigenen Augen sehen. Doch ist es schwer zu sagen, ob blos Wissensdrang oder die Modesucht, denselben zu heucheln, oder aufrichtiger Natursinn ihn trieb, den Ätna zu besteigen und von da den Sonnenaufgang zu geniessen oder vom Berge Casius an der syrischen Nordküste, wo man nach der Angabe des Plinius (V, 22) die Sonne drei Stunden vor ihrem Aufgange im Thal sollte sehen können. Rastlos pilgerte er in seinem weiten Reiche umher, bald nach der Oase der syrischen Wüste, bald nach dem salomonischen Palmyra, bald nach der berühmten

Memnonsäule, nach Trapezunt, wo einst die Zehntausend Thalatta jauchzten u. s. f. — Tiberius fand sein Capri, der weltmüde Hadrian sein Tivoli, dieses non plus ultra einer Villenanlage, die nicht blos Parks, Tiergärten, Seen, ein Tempethal en miniature, sondern auch mit den herrlichsten Skulpturen ein Prytaneum, Lyceum, eine Akademie u. s. f. enthielt. Das todesmatte, überreizte, überlebte Altertum hat in Hadrian Persönlichkeit gewonnen; und als Sinnbild der Zeit kann der Kopf des Antinoos dienen, mit der antiken Grazie und der tödlichen Schwermut in den schönen Zügen. —

Die 'barockeste, mit wunderlichen Arabesken verquickte Spezies des Rococo' Hadrianischer Zeit stellt sich in dem Afrikaner Apulejus dar. Die Romantik phantastischer Wundersucht liegt über seinem Roman 'vom goldenen Esel'. Mit idyllischen Effekten stattet er seine Gartenschilderungen (IV, 2 und V, 1) aus; doch romantisch ist besonders, wie der magische Zauber des Mondlichts in die Stimmung des Helden hineinspielt (XI, Anf.), der erwachend den Vollmond aus den Meeresfluten heraufsteigen sieht und von dem Schauer der Einsamkeit der stillen Nacht ergriffen (nanctus opacae noctis silentiosa secreta) die Himmelskönigin als den Urquell alles Seins mit pomphaften Phrasen preist, durch welche allerdings der Schalk Humor hindurchguckt [75]). In voller Herrlichkeit göttlicher Hoheit erscheint die Angerufene mit tröstenden Worten. Diese machen einen so erhebenden Eindruck auf ihn, dass er wie neugeboren am Morgen vom Lager ersteht (c. 7); die Natur strahlt ihm seine gehobene Stimmung wieder: die schwarzen Schatten der Nacht verscheucht die golden heraufsteigende Sonne, Volksschwärme füllen die Strassen; alles scheint in ausgelassener Heiterkeit zu frohlocken, 'ja selbst das Vieh jeder Art und die Häuser und der Tag selbst mit heiterem Antlitz sich zu freuen' (ut pecua etiam cuiusque modi et totas domos et ipsum diem serena facie gaudere sentirem); den Reif hat der lichte Tag vertrieben, 'so dass auch die sangreichen Vögelchen, von der Frühlingswärme hervorge-

lockt, ihr liebliches Konzert anstimmen und mit schmeichelndem Grusse die Mutter der Gestirne ergötzen': ut canorae etiam aviculae prolectatae verno vapore concentus suaves adsonarent matrem siderum blando mulcentes adfamine; 'auch die Bäume säuseln, in sanftem Regen der Arme lieblich rauschend; der Sturm hat sich gelegt, das Meer besänftigt die Wellen zur Ruhe . ., der Himmel aber strahlet in dem reinen, hellen Glanze des eigenen Lichtes': arboris . . clementi motu brachiorum dulces strepitus obsibilabant magnoque procellarum sedato fragore ac turbido fluctuum tumore posito mare quietas adluvies temperabat, caelum autem nubilosa caligine disiecta nudo sudoque luminis proprii splendore candebat.

Wer möchte in dieser Schilderung die völlig moderne Empfindungsart einer sentimental-sympathetischen Naturanschauung verkennen? Welt und Gemüt, Natur- und Seelenstimmung klingen harmonisch zusammen. Und fragen wir, was den Untergrund eines solchen Aussen- und Innenwelt verwebenden Naturgefühls bildet, so ist es auch bei Apulejus wieder der stoische Pantheismus, wie er in seiner Schrift de mundo sich manifestiert. —

Namhafte Poeten hat die Zeit nicht aufzuweisen; ein Annianus besang die Freuden des Landlebens (Falisca); das bedeutsamste noch ist das Pervigilium Veneris, (ed. Bücheler Lips. 1859), eine rhetorisch affektierte Lenz- und Liebesfeier. Anmutig ist der Anfang: 'Der Frühling kam wieder, der klangreiche Frühling: im Frühling ist Jupiter geboren: im Frühling knüpfen sich Liebesbande; im Frühling vermählen sich die Vögel und löst der Hain sein Laubhaar unter dem fruchtbaren Regen': Ver novum: ver iam canorum: vere natus est Jovis: Vere concordant amores: vere nubunt alites Et nemus comam resolvit de maritis imbribus. In etwas gezierter Weise wird die Vermählung des Äthers und der Erde im knospenden Lenz mit der Geburt der Dione verbunden, die in der ganzen, weiten Natur das treibende Leben weckt (16 ff.) — wie Venus bei Lucrez —; 'die Lande befruchtet die Lust (rura fecundat voluptas), die

Lande spüren die Venus; sie malt purpurn das Jahr mit blühenden Knospen (v. 33) . ., die lichten Tautropfen schimmern als zitternde Thränen (En micant lacrimae trementes v. 38) . . . die Göttliche gebietet den gesangreichen Vögeln 'nicht zu schweigen'; die geschwätzigen Schwäne durchlärmen die Fluten mit heiserer Stimme; dazu klagt die Tochter des Tereus unter dem Schatten der Pappel. — Melancholisch schliesst der Dichter: 'Jene singt, wir schweigen; wann kommt mein Frühling? Wann werde ich wie die Nachtigall werden und aufhören zu schweigen?': Illa cantat, nos tacemus. quando ver venit meum? Quanto fiam uti chelidon et tacere desinam? . . Cras amet qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet. —

Die lyrisch-epigrammatische Poesie dieser späten Jahrhunderte (poet. lat. m. IV ed. Bährens) entbehrt durchaus nicht des dichterischen Schwunges; die Motive früherer Zeiten kehren in gesteigerter Sentimentalität wieder, indem Verwandtes miteinander verflochten wird. Auch hier, wie in der griechischen Anthologie, rinnen idyllische und erotische Empfindsamkeit zusammen. Gar manche dieser kleinen Dichtungen bietet uns ein landschaftliches Naturbild, bei dem das Menschliche in den Hintergrund tritt; andere verschmelzen nicht ohne stimmungsvollen Reiz das Physische und das Pathetische, Geistiges und Natürliches. Der Wechsel der Jahreszeiten giebt vor allen Dingen die Anregung; so der Herbst (no. 75), 'da die Schatten kühler werden und die Platane ihr Laub abwirft (comas iactare) und der Weinstock seine Trauben spendet'; 'nach berühmten Mustern' könnten wir die dem Ovid nachgebildeten lediglich schildernden Tetrasticha über die vier Jahreszeiten benennen (no. 138) — vgl. das 'Lob aller Monate' no. 305 —, über die Morgenröte und die Sonne (139). Ich hebe die Zeilen des Hilasius heraus: 'Gelblich erglänzt Aurora im Schmucke der rosigen Haare, Wenn in der Frühe der Tau labend die Erde benetzt: Dann aus Thetis' beweglicher Flut erhebet sich Titan, der mit dem flammenden Strahl seines Gesichtes mich traf': Lutea fulgebat roseis aurora capillis Et matutino rore

madebat humus. Tethyos undivago tum prosilit aequore Titan, Flammiferus vultus ore micante greges. – Euphorbus singt: 'Aus dem Ocean taucht goldstrahlend die flammende Sonne: Vor ihr weichen des Alls flammende Sterne zurück; Nacht und Finsternis räumen dem Gotte das Feld, und das holde Licht giebt Farben und Schmelz wieder den Dingen zurück.'

Von Rosen tändeln no. 272 ff., am niedlichsten Florus in no. 275, das man 'Bald verwelkt' betiteln kann[76]): 'Dank dem belebenden Hauche des Frühlings kommen die Rosen: Ein Tag zeigte zuerst nur knospende Spitzchen; der zweite Liess schon stärker die kleinen Gehäuse sich schwellen; am dritten Blühten sie schon, und am vierten entfalteten voll sich die Blumen; Pflückt man sie frühe sich nicht, so müssen sie heut noch vergehen': Venerunt aliquando rosae per veris amoeni Ingenium: una dies ostendit spicula florum, Altera pyramidas nodo maiore tumentes, Tertia iam calathos; totum lux quarta peregit Floris opus. pereunt hodie, nisi mane leguntur. — Luxorius reicht den Preis unter den Blumen der rosa centumfolia, die der goldene Sol gefärbt habe; oder sie ist selbst ein Sonnenstrahl, oder die Venus ergoss sich in sie mit allem ihrem Blut; sie ist der Stern unter den Blumen u. s. f. (no. 520). Von sinnigem Naturgefühl zeugen die kleinen Epigramme vom Tau, der krystallen auf den Gräsern funkelt (411), und die Rätsel des Symphosius (440) von Nebel, Eis, Schnee, Blumen und Tieren. Den Regenbogen schildert eine ganze Reihe von Tristichen (no. 136); so der Pompilianus: 'Bricht ein plötzlicher Strahl aus Phöbus' leuchtenden Augen Sich im Regengewölk, dann erscheint uns Iris am Himmel, Hold im bunten Gewand und mit tausendfarbigen Flügeln': Luce repentina cum sol implevit aquosas Adversus nubes, effulget protinus Iris, Picta veste decens et multicoloribus alis. — Sechzig Hexameter singen das Lob der Sonne (no. 543), die der Ursprung alles Lebens, alles Seins ist, was Himmel und Erde und Meer bergen; durchbricht sie das Dunkel, leuchten die Wälder, Felder und Blumenauen; 'dann

liegt in friedlicher Ruhe das weite Meer und die Ströme mit sich verjüngenden Wellen; durch die zitternden Fluten läuft das goldene Licht' (Tunc placidum iacet omne mare et vernantibus undis Flumina: per tremulos currit lux aurea fluctus). — Man beachte hier die Schilderung des Lichteffektes, der über das Wasser hin spielenden Sonnenstrahlen! — Dreissig Anaphern mit Sol, der mit Purpurlicht die Lande überströmt, der da bunt färbt die im fruchtbaren Rasen grünenden Wiesen (Sol cui picta virent fecundo gramine prata) u. s. f., schliessen das Gedicht. — In zweiundzwanzig versus echoici feiert Pentadius nach Art des Meleager die Ankunft des Frühlings (409): 'Ich merk's, der Winter weicht, schon beleben Zephyre den Erdkreis und weht der Südwind mit lauen Güssen: ich merk's, der Winter flieht' (Sentio, fugit hiems; Zephyris animantibus orbem Iam tepet Eurus aquis: sentio, fugit hiems); das Land fühlt die Wärme, mit jungen Keimen sprosst das Feld; fröhlich schwillt das Grün, mit Laub kleidet sich der Baum im sonnigen Thal; schon seufzt melodisch Philomele; rauschend eilt das Wasser vom widerhallenden Berge herab; mit zahllosen Blumen malt den Boden der Hauch des Eous; an dem hohlen Felsen hin hallet das Echo vom Gebrüll der Herden; der Most vom Weinstock schwillt an der nachbarlichen Ulme im vermählten Laube (fronde maritata vitea musta tument); die trauten Dächer besudelt die Schwalbe, ihr Nest bauend; unter der grünen Platane erfreut der Schlaf im Schatten und werden Kränze gewunden (Sub platano viridi iucundat somnus in umbra, Sertaque texuntur s. p. v.) Weltschmerzlich klingt dies Frühlingslied ab: 'Dann auch ist es süss zu sterben, dann lauft ab an der Spindel, ihr Fäden; dann auch ist es süss in Umarmung zu sterben' (Tunc quoque dulce mori, tunc fila recurrite fusis, Inter et amplexus t. q. d. m.) Über die Nichtigkeit und Hinfälligkeit alles dem Wechsel unterworfenen Seins klagt Seneca (no. 1): 'Alles verzehrt und verschlinget die Zeit mit gierigem Rachen, Alles erschüttert sie, nichts lässt sie für immer bestehn.

Flüsse versiegen, die Meere versanden und fliehen die Küsten, Berge versinken, es wankt krachend der Fels und zerbricht; (Flumina deficiunt, profugum mare litora siccant, Subsidunt montes et iuga celsa ruunt). Doch was red' ich von Kleinem? Des Weltalls herrlicher Bau wird Einst in Feuer und Glut stehen und plötzlich vergehen. Alles fordert der Tod' . . Ebenso resigniert klagt Sulpicius (no. 118): 'Alles, was Mutter Natur geschaffen, schwindet, war es auch noch so fest, (Omne quod Natura parens creavit, Quamlibet firmum videas, labascit:) die Zeit löst alles, dass es zerbrechlich und hinfällig wird'. —

Der idyllische Sinn für die kleinen, schlichten Freuden des Landlebens kommt mitunter ganz ansprechend zum Durchbruch; so namentlich beim Petron, der nach Art des Corycischen Gärtners bei Vergil den winzigen, aber friedlichen Besitz preist (no. 81), wo die saftreiche Traube von der Ulme herabhängt, die Obstbäume Kirschen und rosige Äpfel darreichen und der palladische (Oliven-) Hain sich hinzieht . .; im Garten erhebt sich Corycischer Kohl und Malven und sorglosen Schlummer bringender Mohn; bald ergötzt es, den Vögeln Netze zu stellen (contexere fraudem) oder Hirsche zu umzingeln oder den schüchternen Fisch mit der Angel zu locken. 'Solche Listen allein kennt mein geringer Landsitz (Hos tantum movere dolos mea sordida rura); wohlan, verkaufe die Zeiten des fliehenden Lebens für reiche Speisen! Ich bitte, dass ich hier den Rest meiner Jahre verbringe und dass hier mein Ende mich finde'. Heimkehrend begrüsst er jubelnd Land und Meer (no. 84): 'O Gestade, mir lieber als das Leben, o Meer! Glücklich, der zu deinen Landen zurückkehren darf! O herrlicher Tag! . . Hier ist der traute Zufluchtsort für stille Leidenschaften' (O litus vita mihi dulcius, o mare! felix, Cui licet ad terras ire subinde tuas! O formosa dies! . . Haec statio et tacitis fida cupidinibus). Vor dem wilden Meer warnt er (no. 88) und rät, am sicheren Gestade zu wandeln, an das die Wellen Sand und Muscheln treiben, und dies

allein für Meer zu halten (in litore tuto Ludat et hoc solum iudicet esse mare). Das Vergnügliche des Landaufenthaltes schildert — wie Plinius — Martialis (no. 128), wie er früh morgens zu den Göttern bete, die Felder durchstreife, dann studiere, den Phöbus rufe und die Muse locke, dann den Körper öle und in der Palästra übe; schliesslich läuft es auf die recht materielle Zeile hinaus: Prandeo poto cano ludo lavo ceno quiesco. — Ein behagliches Lob singt auch Asmenius seinem Gärtchen (no. 151), in dem sich das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet (Non defit hortis et voluptas maxima Multisque mixta commodis iucunditas): mit dem rinnenden Bach, den schimmernden Blumen, den summenden Bienen, den fruchtbaren Reben, den schattigen Bäumen, den sangreichen Vögeln; 'es ergötzt ein Garten und nimmt dem Geist die drückende Sorge, giebt Kraft den Gliedern und erteilt dem Besitzer vielfältige Freude' (Tribuit colenti multiforme gaudium); vgl. des Luxorius no. 486. — Mit idyllischen Effekten sind auch die mythologischen Märchen ausgestattet, wie z. B. Narcissus (199), Procne und Philomele (no. 203), des Lactantius 'Vogel Phönix' (p. l. III p. 253), ferner 'die Bitte an die Mutter Erde' (anth. lat. ed. Riese I, 18) und 'an alle Kräuter' (ebenda S. 19), sowie der an Äsop erinnernde 'Streit des Frühlings und Winters' (anth. lat. II, 145) mit seinem etwas trockenen Dialog, aber doch warmen Lob der Vorzüge des Lenzes. —

Das sinnliche Moment einer raffiniert gesteigerten Erotik ist einer überreifen Kultur stets eigen, wie ausser den bildenden Künsten namentlich die lyrische Poesie bekundet. So treibt auch manche kecke Blüte lüsterner Frivolität der Spätherbstgarten der Anthologie; in zahlreichen Epigrammen wird die alles übertreffende Süssigkeit des Liebesgenusses in nächtlicher Stille gepriesen und zum Geniessen begeistert, so lange noch das Jugendfeuer glüht (vgl. no. 100). Eine recht romantische, mit Empfindsamkeit ausgeschmückte Situation führt uns Petron no. 107 vor: 'Mich griff eben mit schimmerndem Schnee Julia an; ich meinte, der Glut

entbehre der Schnee: doch der Schnee war Glut! Was ist kälter als Schnee? Doch konnte der deinen Händen entsandte Schnee, o Julia, meine Brust in Flammen setzen. Wo ist noch Sicherheit gegen die Nachstellungen der Liebe, wenn selbst im gefrorenen Nass die Glut verborgen ist? Julia, du allein kannst meine Flamme löschen: nicht mit Schnee, nicht mit Eis, sondern du kannst es nur mit gleicher Glut':

Julia, sola potes nostras exstinguere flammas:
Non nive, non glacie, sed potes igne pari.

Eine glühende, Liebe sprühende Epistel schreibt 'der Liebende der Liebenden' (no. 396): 'Glänzend glühen mit sternenhaften Flammen deine Augen (Candida sidereis ardescunt lumina flammis); dein Hals übertrifft die Rosen, und dein Haar das Gold; der schwellende Mund entnimmt dem Purpur die Röte; das wallende Blut hebt den milchweissen Busen; in der Schönheit von Göttinnen strahlst du, mit deinem himmlischen Körper stellst du die Venus in Schatten . . .; wenn über Lilien du die Schritte lenkst, wirst keine Blume du knicken mit deinem leichten Gewicht; mit Geschmeide mögen sich andere behängen, du kannst auch entkleidet gefallen' u. s. f. Schliesslich haucht er sein Minnegeständnis in dem asyndetischen Stoszseufzer aus: Langueo deficio marcesco punior uror Aestuo suspiro pereo debellor anhelo! [77]). — Sentimental klagt Florus (415): 'Einst setzte ich junge Bäumchen und schnitt in die Rinde den Namen 'meiner Flamme' (ardoris mei); doch ich gewann nicht damit ein Ende oder Ruhe der Leidenschaft: es wächst der Baum; immer stärker wird die Glut; Empfindung belebt die Buchstaben' (Crescit arbor, gliscit ardor: animus implet litteras). — Lüsternes Raffinement paart sich mit idyllischer Sentimentalität in des Reposianus Epopöe 'vom Liebeslager des Mars und der Venus' (no. 420); der Hain ist wie geschaffen zur Liebe; Lotos, Lorbeer, Myrten geben Schatten, auch durch das Laub leuchtende Äpfel fehlen nicht; dicht ist der Rasen; glänzendweisse Lilien kontrastieren malerisch mit purpurnen Blumen (Pingunt pur-

pureos candentia lilia flores v. 38); Rosen duften neben Veilchen und Hyacinthen; 'ein Ort würdig der Liebe; doch nicht glänzt Gold oder Purpur in Hainen; Blumen bilden das Lager, Blumen die Taue des Bettes, Blumen die Polster: den Wonnen der Venus dient die reiche Natur' (Flos lectus, flos vincla tori, substramina flores: Deliciis Veneris dives natura laborat). In diesem Liebeshain legt Mars seine Kriegsrüstung ab; statt der Geschosse führt er Blumen, statt des Schildes Myrtengewinde, statt des Schwertes die Rose (v. 93) u. s. f. Mit Ovidischer Lascivität [78]) malt der Dichter das Schäferstündchen aus und den Reiz der ruhenden Schönen mit den schneeigen Armen und dem wie Sterne blinkenden Busen [79]). Bei solchem Anblick hält Phöbus seine Rosse an; 'o du neidisches, die Frevelthat belauschendes Licht!' (pro conscia facti Invida lux!); ertappt stehen die Liebenden vor solchem Richter, 'als die Sonnenlichter durch die Zweige zitternd gleiten' (ramis cum inserta tremescunt Lumina). — Würdig reihen sich somit diese verräterischen, durch das Laubdach sich stehlenden Strahlen den flammenden Blitzen an, die bei Vergil Zeugen des Liebesbundes der Dido und des Äneas waren; und der Römer schilt hier auf die 'invida lux' wie Meleager [80]) auf das höhnende, schadenfrohe Licht, (φῶς ἐπιχαιρέκακον), das ihm den Morgen und somit das Ende des Minneglücks ankündigt. — Auf schlimme Erfahrungen im Dienste der Venus deutet die Warnung des Pentadius (no. 425): 'Vertraue den Winden den Nachen, doch nicht dein Herz den Mädchen; denn die Welle ist zuverlässiger als Weibertreue':

Crede ratem ventis, animum ne crede puellis;
Namque est feminea tutior unda fide. —

Das dritte und vierte Jahrhundert tragen in erschreckender Weise den Stempel des Verfalls römischer Sitte, römischen Geistes, römischer Kultur. Die alte Welt kämpft den Todeskampf gegen die beiden immer gewaltiger in sie eindringenden, immer sicherer sie zerbröckelnden und untergrabenden Elemente, welche allein die verrottete Menschheit verjüngen konnten, gegen

Germanentum und Christentum. Das letzte Ringen wird durch das wuchernde Unkraut heidnischen Wahnglaubens, wunderthätiger Zauberei und Sterndeuterei gekennzeichnet; oder der pantheistische Zug, der auch den tieferen Gemütern der Zeit eigen ist, symbolisiert das höchste, alles durchdringende Wesen mit der ägyptischen Göttin Isis; sie wird 'die Eine, die alles ist', die Allmutter Natur; oder es wird Sol auf den Jovisthron erhoben, als Herr der Welten, der Anfang und das Ende. Aus der Literatur ist der schöpferische Geist geflohen; beschreibende Lehrgedichte über Astrologie, Geographie, Jagd und Fisch- und Vogelfang werden fabriziert; kein poetischer Hauch durchweht diese Machwerke, mag die Technik der Form oft noch so gewandt sein. Aber wie in der Nacht der lebenslosen Schemen absterbender griechischer Literatur einzelne Sterne blinken, deren Glanz noch den Schein einer grossen Vergangenheit wiederstrahlt, so bietet auch diese trostlose Epoche römischer Kulturgeschichte noch Männer, deren Herz der Vorzeit und dem Glauben der Väter gehört, der Rom einst gross gemacht hat. Zu diesen gehört das Geschlecht der Symmachi, besonders der Q. Aurelius, dessen zierlich glatte, höfliche Episteln an die des Plinius erinnern; sie geben uns ein deutliches Bild von dem etwas weichlich-schwächlichen Charakter ihres Verfassers, der, reichbegütert, bald in seiner Villa bei Rom, bald in denen bei Ostia, im kühlen Tibur, in Samnium und Apulien, ja in Mauretanien weilt; in einer solchen Zeit musste man noch mehr als je, — wenn überhaupt noch Genussfähigkeit vorhanden war — den Reiz der ländlichen Stille oder der entzückenden Landschaft z. B. am Golf von Bajae empfinden. 'Vom Arvernischen See auf buntbemalter Barke hinauszufahren in das Meer nach Puteoli, galt noch immer als wonnevolle Lustpartie; über die ruhige Flut tönte von allen Schiffen Gesang, aus den ins Meer gebauten Villen das Geräusch froher Gelage, und weit draussen das Plätschern mutwilliger Schwimmer' [81]). Hier suchte man Ruhe und Einsamkeit [82]) oder man gab sich mit grossem Eifer dem

Jagdsport hin[83]), bei dem man sich nicht mehr auf einheimische Tiere beschränkte, sondern sich die wildesten Tiere der Provinzen verschrieb, die zu beschaffen dem Stadtpräfekten Symmachus oft Schwierigkeiten genug machte; selbst Kaiser stiegen in die Arena hinab, die, in einen Wald verwandelt, das mannigfachste Wild enthielt. —

Unter den Dichtern glänzen Ausonius und Claudian hervor. Dieser ist der letzte Repräsentant römischer Poesie nach den grossen Mustern Vergil und Ovid; obwohl später als Ausonius, gravitiert er weit mehr nach dem Altertum hin; 'ein letztes Auflodern des alten Römergeistes hat seine Seele begeistert', während Ausonius in seinem prächtigen Idyll gleichsam den poetischen Gruss des Altertums unserem germanischen Vaterlande zusingt[84]). Er ist viel moderner als Claudian, ja er spinnt die Fäden empfindsamer Regungen, die uns in früheren Epochen begegneten, in ein anmutiges Gewebe zusammen, mag der poetische Wert auch mehr im einzelnen, als im ganzen liegen. — Claudian ist ein überaus gewandter Improvisator, 'in einer ästhetisch verkommenen Zeit strahlend im Farbenglanz fast Ovidischer Phantasie und Ausführung'[85]). Die Diktion dieses eminenten Formtalentes bewegt sich auf einem hohen Kothurn stolzer, rhetorischer Phrase, die von der Kleinlichkeit des Gegenstandes oft seltsam absticht. Er weiss sich nicht zu zähmen, und so zerrinnt das Poetische in gespreizte, aufgebauschte Affektation; das Gesuchte mythologischer Gelehrsamkeit überwuchert allenthalben die Darstellung. Mit effektvollem Pomp werden die wohlbekannten Motive ausgestattet; Gleichnisse[86]) werden zu Schilderungen, diese zu Beschreibungen. An die Stelle der poetischen Beseelung tritt nur zu oft die frostige Allegorie, die tote Abstraktion. Als der siegreiche Held sich lagert, kränzt die Erde freudig ihren Herrn, und es heben sich die Kräuter (I, 115), Roma selbst steigt aus den Lüften zu ihm nieder; mitwissend tönt der Fels und schauert der dunkle Hain vor der Majestät der Erscheinung

(Conscia tunc sonuit rupes et inhorruit atrum Maiestate nemus I, 125). Die Insel Delos leckt der Latona freundschaftlich die Füsse, es lacht der Ägäus und bezeugt seine Freude mit sanftem Geplätscher: insula Lambit amica pedes ridetque Aegaeus . . et blando testatur gaudia fluctu I, 189[87]). Die ganze Natur wird in Mitleidenschaft gezogen[88]); selbst die Alpen schmücken sich mit Rosen[89]); die Winde und Wellen singen, lachen und trauern, aber meist in allegorischen Personifikationen, denen der Reiz des naturwahren Mythus fehlt. Mit allen Hebeln alexandrinischer Weisheit wird der alte mythologische Apparat in Bewegung gesetzt[90]); es sind aber tote Koulissenfiguren, wie der Tiberinus (I, 216): undurchdringliches Röhricht trägt sein Scheitel, von den Stierhörnern rieseln murmelnde Bäche, von der Stirn tropft der Regen, der Bart löst sich auf in Wellen u. s. f., oder wie die Nacht, die in ihrem tiefen Schosse alle menschlichen Mühen einschläfert, und der Schlaf, der seine schwarzen Fittige ausbreitet (V, 324), oder wie die grausen Töchter der Nacht: Zwietracht, Hunger, Alter, Krankheit etc. (III, 26).

Mit romantischem Zauber umwebt er das Liebesparadies der Venus auf Cypern (X, 49 ff.); es ist ein schattiger, von keinem menschlichen Fusse betretener Hain, den nicht Regen noch Hagel noch Wind zu verletzen wagen; kein Vogel wird ohne Prüfung seitens der Göttin zugelassen; alles lebt nur der Liebe, selbst das Laub auf den Zweigen und die Bäume sind beglückt durch gegenseitige Minne (Vivunt in Venerem frondes omnisque vicissim Felix arbor amat); die Palmen nicken zärtlich einander zu; es kosen und flüstern die Pappeln, die Platanen, die Erlen; vermählt rinnen die Quellen, und tausend Amoren spielen umher; aber dort hausen auch Licentia, Irae, Excubiae, Lacrimae, Pallor, Audacia, Voluptas, Periuria . ., diese Genossen stürmischer und treuloser Liebeslust; fernab liegen herrliche Lauben, ein Zauberschloss und ein Wundergarten mit Amomum, Zimmet, Cinnamum und Balsam. Wenn Venus über das Meer fährt im Schwarme der Nymphen,

weichen die Nebel, erglänzen auch die Alpen (v. 184) u. s. f. — Ein ähnliches farbenreiches, mit Lüsternheit ausgemaltes Bild von dem Reiche der Frau Venus findet sich XXXI. — Von imposanter Anschauung zeugt die Höhle der Ewigkeit (XXII, 424): den Menschen unerreichbar, ja selbst den Göttern kaum zugänglich, entlässt sie aus ihrem ungeheuren Schosse die Zeiten und ruft sie wieder zurück; eine gewaltige Schlange umgiebt die Höhle; als Wächterin sitzt am Vestibül die uralte Natur mit stattlich schönem Antlitz (vultu longaeva decoro . . Natura), an allen Gliedern hangen flatternde Seelen herab . . . Dorthin kommt Sol; Natura öffnet, und da sieht er sitzen von verschiedenem Metall die Jahrhunderte, die Schar der vergangenen und zukünftigen Jahre.

Mit Naturunmöglichkeiten und Naturwundern spielt Claudian gern [91]) und häufig vindiziert er der Natur in bukolischer Art sympathetische Regungen [92]); am zartesten und modernsten in dem Preise der Serena (XXIX), welche die Horen nährten und die Grazie sprechen lehrte: 'wohin du auch krochest, ergossen sich Rosen und sprossten Lilien' (89 Quacumque per herbam Reptares, fluxere rosae: candentia nasci Lilia) [93]), und wenn sie in sanften Schlummer gesunken, erhebt sich der Purpur des Veilchens als weiches Blumenlager.

Glänzend sind besonders die Schilderungen im 'Raub der Proserpina'; die Beschreibungen sind kleine Kabinetstücke für sich, wie die des Ätna (XXXIII, 160 ff.), des Gewebes, in das die liebevolle Tochter für die heimkehrende Mutter Luft und Erde und Meer und Sterne hineinstickt (245 ff.), und vor allem der reizvollen, blumenreichen Waldwiese von Henna (XXXV, 72), nicht fern vom krystallklaren Pergus-See (101 ff.); hier wird alles zusammengehäuft, was irgend nur zur Schönheit der Landschaft beitragen kann: der fruchtbare Hybla, das weihrauchtragende Panchaia und der duftige Hydaspes werden hier übertroffen; da rieseln Quellen mit flinken Bächen durch tauige Gräser; der schattenkühle Wald mildert die dörrende Sonne; hier wachsen alle Baum-

und Blumenarten u. s. f. Noch viel herrlichere Wiesen und Blumen verheisst der glückliche Räuber der trostlosen Jungfrau (288 ff.). Als Brautführerin steht die sternenblitzende Nacht (stellantes nox picta sinus) im Gemach und segnet das Ehelager. — Wie kalt und nüchtern aber ist diese Personifikation im Vergleich mit der ähnlichen bei Musaios [94]), wo Schweigen das Lager der Liebenden bereitet, Finsternis die Jungfrau schmückt und die Nacht des Brautfestes Rüsterin ist. Der Römer schafft eine leibhaftige, aber leblose Figur, ein Phantom, bei dem Griechen bleibt die Beseelung freier, ästhetischer, schöner Schein! —

Das Deskriptive, Naturbeschreibende überwiegt in den kleineren Dichtungen des Claudian vom Vogel Phönix, vom Igel, vom Zitterrochen, von den Schwefelquellen bei Patavium, vom Nil, vom Smyrnäer Hafen, vom Magnet u. s. f. — In allem zeigt sich jedoch ein Talent, das einer besseren Zeit würdig gewesen wäre. —

Doch unter den beschreibenden Dichtungen der sinkenden Literatur gebührt der Preis der Mosella des Ausonius. Sie ist ein landschaftliches Eidyllion, ein mit Wärme und Liebe entworfenes Bild von den schönen Ufern und Rebenhügeln des malerischen deutschen Stromes, zu dem zu wandern den Dichter nicht die Scheu vor pfadlosen Wäldern zurückhielt, die noch keine Spur menschlichen Fleisses verraten (v. 5). — So schwerfällig oft der Ausdruck ist, so dürr und trocken die didaktischen Aufzählungen der Moselfische (85—149), die Belehrung über den Fischfang (240 ff.) und die Nebenflüsse (351 ff.), so erquickend sind die poesie- und empfindungdurchdrungenen Intermezzi von den Reizen der Flussufer.

Den nebligen Strom der reissenden Nava hat er überschritten, Nivomagus verlassen, wo die Luft so rein und das Licht so heiter ist, 'nicht mehr durch das Gegitter von dichtverschlungenen Zweigen' (consertis per mutua vincula ramis) gehemmt; da erblickt er die anmutige Strömung der in murmelndem Lauf (tacito rumore) gemach hingleitenden Mosel. 'Sei mir gegrüsset, o Strom (Salve amnis!), . . Strom, dessen Hügel umher

bepflanzt mit duftigem Bacchus, Strom mit dem grünenden Saum der mattenreichen Gestade':

Amnis odorifero iuga vitea consite Baccho,
Consite gramineas amnis viridissime ripas.

Mit selten feinem, träumerisch sich versenkendem Verständnis für die im Kleinen, ja fast im Verborgenen so zart sich offenbarende Zauberhand der Natur beobachtet der Dichter die geheimnisvolle und doch so krystallklare, nichts verhehlende Flut (Spectaris vitreo per levia terga profundo Secreti nihil amnis habens v. 55), deren Wellen ebensowenig, wie die spielenden Lüftchen den Aufblick zum heiteren Himmel hindern, es wehren, in die heimliche Tiefe zu schauen: Sic demersa procul, durante per intima visu, Cernimus arcanique patet penetrale fluenti; er beobachtet die in bläulichem Schein hellflimmernden Gestaltungen (caerulea dispersas luce figuras), die feinen Zeichnungen der sanft rinnenden Welle im Ufersand und das Nicken und Zittern der Gräser in der grünenden Tiefe, das Flimmern und Blitzen der Steinchen im Moose des Grundes,

. . Wie sich kräuselt der Sand, durchfurcht von leiser Bewegung,
Wie die Gräser gebeugt auf grünlichem Grunde erzittern:
Und wie nickende Hälmchen in nicht erkünsteltem Quelle
Dulden das sanft sie rüttelnde Nass; es glänzet und blinket
Der Kiesel im grünenden Moose . . '.

Quod sulcata levi crispatur arena meatu,
Inclinata tremunt viridi quod gramina fundo;
Utque sub ingenuis agitatae fontibus herbae
Vibrantes patiuntur aquas, lucetque latetque
Calculus et viridem distinguit glarea muscum;

ebenso v. 72: . . Unter der freudigen Flut der stillen Mosella
Zeigt hingestreuete Steinchen das nicht einfarbige Flussgras:

. . placidae subter vada laeta Mosellae
Detegit admixtos non concolor herba lapillos.

Für das Wellenspiel und die Reflexe der Flut hat der Dichter weit mehr Interesse als für die Werke eitler Kunst — 'geh nun, täfle mit Phrygergestein geglättete Böden . . ., ich will dein Werk bewundern, Natur' (48 f.). Die Rebengelände (naturale theatrum) mahnen ihn an die seiner Heimat, welche die blonde Garonne zieren (160); vom Winzerlied hallt der Fels und der bebende Wald und rings die wogende Strömung (adstrepit illis Et rupes et silva tremens et concavus amnis); doch nicht Menschen allein ergötzt die prangende Landschaft, Satyrn und Nymphen, Oreaden und Faune treiben am Ufer und im Strome ihr ausgelassenes Spiel — sie bilden den Stimmungshintergrund zu dem Landschaftsbilde! — Der romantische Sinn des Dichters für das geheim-Ehrwürdige, das in der dunklen Tiefe verborgen ruht, für das Malerische der im Strome sich spiegelnden Ufer, der im krystallklaren Wasser traumhaft nickenden Reben, deren Bild in der Mitte des Flusses verschwimmt, und der Abendbeleuchtung verrät sich v. 189:

Frei zu geniessen die Pracht ist vergönnt, wenn den schattigen Hügel
Spiegelt der bläuliche Fluss, von Belaubung scheinen zu grünen
Rieselnde Wellen und rebenbepflanzt die lautere Strömung.
Welche Farbe der Flut, wenn dämmernde Schatten herbeiführt
Hesperus und er begiesst mit dem grünenden Berg die Mosella!
Anhöhn schwimmen in rinnender Welle, es zittert die ferne
Rank', und schwellend erscheint die Traube in blinkender Tiefe,
. . inmitten des Flusses das Bild des Hügels verschwimmet,
. . wo im Strom sich vereinen nachbarlich die Schatten:

Illa fruenda palam species, cum glaucus opaco
Respondet colli fluvius, frondere videntur
Fluminei latices et palmite consitus amnis.
Quis color ille vadis, seras cum protulit umbras
Hesperus et viridi perfundit monte Mosellam!
Tota natant crispis iuga montibus et tremit absens
Pampinus et vitreis vindemia turget in undis . .
Per medium, qua sese amni confundit imago
Collis et umbrarum confinia conserit amnis.

Dieses feine Gefühl für Spiegelung und Lichteffekte bricht auch v. 219 in dem Gleichnis von dem Seekampf hindurch, den die dunkle Meerflut in grünlichem Bilde reflektiert (Caeruleus viridi reparat sub imagine pontus), und von den rudernden Knaben, die sich ergötzen, wenn die eigenen Formen und die buntbemalten Barken, von der Glut Hyperions übergossen, die krystallene Tiefe täuschend abspiegelt: Ipsa suo gaudet simulamina nautica pubes, Fallaces fluvio mirata redire figuras[95]). Dem Strand von Sestos, Chalcedon und Ephesos, ja selbst von Bajae vergleicht Ausonius die Reize der Moselufer, wo Villen mit ragendem Giebel sich erheben, an Felsen hangend (283), die Zier des Flusses (fluvii decoramina 320), von denen der Blick über Bebautes und Rauhes (per culta, per aspera 325) weit in die Lande hinausschweift.

Zusammenfassend bekennt er: 'So prangende Schönheit und Anmut Locket — und dennoch erzeugt der Genuss nicht üppigen Aufwand' (tantus cultus nitorque Allicit et nullum parit oblectatio luxum). — Von dem Strom, den er dem Bruder Rhein empfiehlt (430), scheidet er mit dem Gelöbnis:

Dich will bläulichen Seen, dich laut hinrauschenden Strömen
Ich anpreisen, dich ihr, der meeresgleichen Garumna. —

Wir sehen, der schöne deutsche Strom hat es dem römischen Dichter aus Burdigala angethan; mit der Zartheit und träumerischen Beobachtung germanischen Naturempfindens, — als ob der deutsche Strom es ihm

eingegeben —, entwirft er die malerischen Reize der rebenumgürteten, villenbekränzten, sonnenumflossenen, in der krystallenen Flut sich wiederspiegelnden Flussufer. — Ein allemannisches Mädchen, eine schöne Sklavin, wird seines Herzens Herrin. Wie er der Mosella Gestade dem Strande von Bajae vorzog, so nun auch die blonden Haare und die blauen Augen eines deutschen Mädchens jeder römischen Schönheit; um das Bild seiner Bissula zu malen, mahnt er den Künstler, müsse er Rosen und Lilien mischen: Ergo age, pictor, Puniceas confunde rosas et lilia misce.

Germanenland und Germanenminne haben dem Ausonius das Herz gestohlen. — So weist er aus dem sinkenden, absterbenden Altertum in die neu erstehende, auf Trümmern erblühende germanische Welt hinüber! —

Eine ganze Welt liegt zwischen Ennius und Ausonius. Das Kulturleben eines gewaltigen, den Erdkreis beherrschenden Volkes hat sich zwischen diesen beiden Polen der Literatur abgespielt. Wie mannigfache Empfindungstöne mussten angeschlagen werden, sich miteinander vermischen und verweben, um so melodiöse Stimmungsbilder hervorzuzaubern, wie sie in des Ausonius Mosella uns umklingen! Die ganze Skala des Gemütslebens einer reifenden, an geistiger Bildung wachsenden, sich vertiefenden und verinnerlichenden Volksseele findet ihren Wiederhall in diesem Entwicklungsprozess, der von den trockenen oder ganz rhetorischen, mühsam den griechischen Originalen nachgedichteten Schilderungen der Tragiker zu dieser interessanten Reisebeschreibung und ihren malerischen Einlagen anmutigster Landschaftsdichtung hinaufleitet. Es ist ein weiter Weg, den wir durchmessen haben und jetzt noch einmal überschauen wollen, ein Weg, der zwar durch nicht so poesiedurchduftete Gefilde wie bei den phantasie-

vollen Griechen führt, — auch fügte sich nicht wie bei diesen in so genetischer Folge ein Glied an das andere in der Kette des Werdens und des künstlerischen Schaffens —: aber trotzdem lassen sich die Phasen des gesamten Entwicklungsganges sowie das Fortschreiten der einzelnen Anschauungen und Gefühlsweisen deutlich aufzeigen.

Die römische Mythologie wurzelt zu sehr im Verstandesmässigen, manifestiert sich zu sehr im Kultus, in praktischen Ceremonien, als dass sie mehr verraten konnte als das geheimnisvolle Ahnen höherer Mächte in den Regungen des Naturlebens, als das ehrfurchtsvolle Bangen vor Dämonen, die im Waldesdunkel lauern oder in Naturstimmen zu den Menschen vernehmlich reden. Der junge römische Dichtergeist schöpft alle Kraft aus dem reichen Born hellenischer resp. hellenistischer Poesie; die Bestrebungen der Dramatiker sind gleichsam die ersten Gehversuche der römischen Muse; wohl finden sich nicht ganz wirkungslose Schilderungen des Landschaftlichen, Gleichnisse und Metaphern aus dem Naturleben, — doch der Reiz des Naturschönen selbst ist noch nicht aufgegangen; auch das Landleben wird nur vom rein ökonomischen Standpunkte aus betrachtet. Der geniale Lucrez weist andere Bahnen. In seinem grossen Werke 'vom Wesen der Dinge' liegen gar manche Keime, die eine spätere Zeit erst zur Blüte brachte. Er legt den Grund zur Naturerkenntnis, die ein so wichtiger Pfeiler auch des ästhetischen Naturgenusses ist; er zeigt schon die ersten Spuren einer idyllischen Empfindungsweise; aber es ist nicht Sympathie für die Natur selbst, die ihn hinaustreibt in den lachenden Frühling, sondern seine herbe, melancholische Weltanschauung, die ihn den Göttern entfremdet und das Getriebe der Groszstadt fliehen lässt; er weiss zuerst in lebenswahren Strichen die Naturphänomene, besonders die erhabenen, grossartigen, überwältigenden, kraftvoll und markig zu entwerfen. Bewunderung des Ganzen wie des Einzelnen führt ihm den Griffel bei der Zeichnung der farbenreichen Illu-

strationen zu den didaktischen Erörterungen. Cicero schreitet fort auf dem Wege wissenschaftlicher und ästhetischer Naturbeobachtung; nannte Lucrez Berge und Felsen und Wildnis unnütze Schöpfungen der Natur, so zählt Cicero schon zu den bewundernswerten Erscheinungen neben dem Lieblichen auch das Rauhe, Wilde, Weite und die Herrlichkeit des unendlichen Meeres und preist und schildert die Anmut seiner heimatlichen Landschaft, doch vor allem den Reiz der Einsamkeit und Stille auf seinen Landsitzen. Catull ist der erste Lyriker der Römer; bei ihm wird das lyrisch-sympathetische Naturgefühl geboren; hier und da begegnen zarte Vergleiche, stimmungsvolle Beseelungen, und das Landschaftliche liefert den harmonisierenden Rahmen für die Gemütsregung oder wird mit ihr sinnvoll verwoben. Sympathie für die Natur und Liebe zum Landleben bilden einen der Hauptreize Vergilischer Dichtung; mit hoher Kunst und feinem Sinn lässt er die landschaftlichen Arabesken in reicher Ausmalung sich um seine bukolischen wie epischen und didaktischen Gebilde schlingen; ja bisweilen erscheinen Natur und Gemüt als zwei gleichgestimmte Saiten, aus denen harmonische Töne herüber- und hinübertönen. Auch klingt schon das elegische Moment hindurch, das dann bei Horaz und den Triumvirn der römischen Elegie zu einem leitenden, immer wieder hindurchbrechenden Motiv wird, — im Verein mit dem Idyllischen und Erotischen. Des Horaz Dichtung ist wesentlich Gedankenlyrik, so auch in seiner Naturpoesie; das Social-Ethisch-Ökonomische tritt am vollständigsten in dem krystallhellen, freundlichen Quellbilde der Bandusia zurück. Seine aufrichtige Leidenschaft für das Stillleben auf dem Lande setzt gleichsam in die Musik wohllautender Distichen der liebenswürdige Tibull mit dem weichen, träumerischen Poetengemüt. Das empfindsam-Modernste bieten in sympathetischer Naturauffassung sowie in dem Zusammenspiel von Liebe und Landschaft Properz und Ovid. Der Wald mit seinen Bäumen und Vögeln wird der Trost in der Einsamkeit des Ver-

lassenen, oder die Sterne und der Frühtau werden zu Zeugen für die Wahrheit des Empfindens; ja die Bäume selbst kennen, was Liebe ist und wie verlorene Liebe schmerzt; die Rinde trägt den Namen der Geliebten; Hügel müssen sich vor ihr neigen, Ströme im Laufe inne halten; oder gar das Laub soll trauernd sinken, dort, wo das geknickte Gras noch von der süssen Liebesstunde kündet und wo nun die Einsame weint. Vergleiche und Metaphern werden reflektierter, bedeutsamer und sentimentaler; die dahineilenden Jahre gleichen den gleitenden Wellen — Eilet die Welle dahin, so rufst du nimmer sie wieder —. 'Es schwinden, es fallen Die leidenden Menschen Blindlings von einer Stunde zur andern Wie Wasser von Klippe Zu Klippe geworfen Jahrlang ins Ungewisse hinab', — so zieht Hölderlin die moderne Konsequenz des Ovidischen Gedankens. — Die Unendlichkeit des Ichs, die Selbstherrlichkeit des Geistes ist aufgegangen; das eigene Herz wird als das höchste, allein unverlierbare Besitztum erkannt. Selbst die Landschaftsmalerei zeigt diesen 'ahnungsvollen Dämmerschein des Geistes' und stellt sich stimmungsverwandt mit der Empfindungsweise der Dichter dar. — Mit den in jeder Hinsicht gesteigerten Kulturverhältnissen der Kaiserzeit wächst auch die Empfindsamkeit des Naturgefühls; je unerfreulicher die Umgebung ist, desto tiefer versenkt sich der Mensch in sich selbst; die Naturbetrachtung, die wissenschaftliche Erkenntnis der Naturphänomene übt ihren Reiz aus und hebt über alles Niedere der Erdenwelt hinweg: im Anblick der ewigen Himmelsräume, wo die lichten Sterne in steter Harmonie dahin wandeln, und des vom Schauer des göttlichen Numen durchzitterten Hains findet das von der Gegenwart unbefriedigte Gemüt Frieden und Freude. Seneca ist durch und durch Pantheist. Auch Lucan hat eine hohe Vorliebe für jene Stätten und Erscheinungen in der Natur, die geheimnisvoll, majestätisch, wild und erhaben sind.

Wie das Vergilische Idyll durch ungeschickte Dilettanten übermalt und karikiert wird, so leuchtet sein Epos allen Dichtern der Folgezeit als Muster vor; aber

selbst ein Flaccus bietet modernere Farbentöne; doch mit grösserem Talente Statius. Glänzend schildert er den Reiz prachtvoller Villen, und manche feinen Striche verraten ein sinniges Verständnis für die verborgenen Schönheiten der Natur. Auch Martial bietet manch anmutiges Landschaftsgedicht; doch der interessanteste Repräsentant der damaligen Zeit ist der jüngere Plinius mit seiner weichen, schwärmerischen Leidenschaft für die Einsamkeit, für das Träumen im schattig kühlen Gemach, an das die Wogen mit leisem Gemurmel plätschern, oder im Wald und am Bach, mit seinem offenen Auge für das Ganze der Landschaft, für die weiten Fernen sowie für das geheime Weben der grossen Künstlerin Natur an Seen und Waldquellen. Mit Hadrian und Apulejus eröffnet sich das Rococo römischer Literatur; überraschend wirkt die modern gesteigerte Sympathie, welche zwischen dem Helden des goldenen Esels und dem Mondschein und der ganzen lachenden Frühlingsnatur besteht. Römischer Geist klingt noch durch manches Gedicht der Anthologie, das Motive der Vergangenheit verschmilzt und umprägt; das letzte Zusammenraffen des grossen geistigen Erbes verrät das grosse Improvisatortalent Claudian's, während Ausonius auch in der Tiefe und Zartheit seines Naturempfindens zu den Germanen und somit in eine neue Welt hinüberzeigt.

Wer wollte auch im Verfolg der einzelnen Motive eine zum Modernen aufsteigende Stufenleiter der Empfindungsweisen verkennen? Nüchterne, aus dem Griechischen übersetzte Schilderungen werden allmählich zu immer feiner mit der Handlung in Beziehung gesetzten Hintergründen und endlich zu reinen Landschaftsbildern und Beschreibungen. Das Naturerkennen spielt immer bedeutungsvoller in die Gefühlsweise hinein von Lucrez und Cicero bis zu Manilius und Seneca. Das Sympathetische erfährt eine deutliche Steigerung von Catull und Vergil bis zu Ovid und — Apulejus. Die Wildnis ist dem Lucrez ein Greuel; später wird das Schaurige zum beliebten Gegenstand der Schilderung, bis es zur

Zeit Seneca's sogar direkt aufgesucht wird, wenn auch nur des Kontrastes und der Abwechslung willen. Jene stillen, aber so intensiv malerischen Reize des Naturlebens, wie sie in Lichtreflexen sei es auf dem Wasserspiegel oder in den Waldschatten sich verraten, werden mit wachsendem Interesse und Verständnis belauscht von Vergil bis Statius, Plinius und Ausonius. Wie viel empfindsamer wird die Liebe zum Landleben, zuerst im Gegensatze zur Stadt, dann um seiner selbst willen! Die Natur wird eben schliesslich nicht mehr aus ausser ihr liegenden Gründen gesucht und geliebt, sondern lediglich um ihrer eigenen, erhabenen Schönheit und um ihres stillen, wunderbaren, geheimnisvollen Zaubers willen. —

Aber auch unsere Untersuchungen haben wieder klar gelegt, wie sehr die römische Literatur ein Nachhall der griechischen ist; und wer möchte leugnen, dass die grössere Wärme und Ferve des Ausdrucks, die intensivere Innigkeit und die reichere Abwechslung der Empfindungsweisen sich in den Dichtungen der Griechen findet, dass der Farbenschmelz ein ungleich zarterer, duftigerer bei den Hellenen ist? Mag der Römer in seinem angeborenen architektonischen Sinn 'landschaftlich besser komponieren' [96]), nur selten gelingen ihm die rein lyrischen Motive in der Feinheit der griechischen Poesie. Stellen wir z. B. nur die Reihen der Beseelungen, der Vergleiche des Geistigen und Natürlichen u. ä. in beiden Literaturen einander gegenüber, wie viel stimmungsvoller, seelenvoller verschmelzen die Griechen die Regung des Herzens mit dem Landschaftlichen, wie viel beziehungsreichere Analogien weisen sie auf und welche mannigfaltige Fülle der die Natur belebenden Metaphern! Gerade hierin bieten dagegen die Römer eine ärmlich monotone Skala; das Abstrakte liegt zu sehr in ihrem Blut, an Stelle poesievoller Beseelungen tritt zu oft die tote Allegorie. — Aber eins ist auch hinwiederum, hoffe ich, evident geworden: trotz der geringeren Innigkeit des Kolorits füllt die römische Dichtung, besonders die Elegie, nicht nur eine Lücke der griechischen Literatur aus, so dass

uns durch sie erst das völlig Empfindsame des Naturgefühls der hellenistischen Zeit recht deutlich wird, sondern sie haben auch auf dieser von den Alexandrinern ihnen gewiesenen Bahn manchen bedeutsamen Schritt nach dem Modernen hin fortschreitend gethan [97]. Die augusteische Poesie sowohl wie Prosa und Dichtung der Kaiserzeit zeigen manche Empfindungsweisen, die bei den Griechen erst leise anklangen; sie schwingen nun weiter fort und nähern sich unserer heutigen Gefühlsart; so der Sinn für das landschaftliche Ganze und für die weite Ferne sowie für den heimlichen Reiz, der um Wald und Wasser webt, für die Lichtreflexe und für das Dunkel des schattigen, schaurigen Hains; so die Lust, zu rudern, zu fischen, zu jagen, zu träumen und die Leidenschaft, zu reisen, die sogar zu der allerdings noch für krankhaft geltenden Neigung führte, selbst wilde, öde Gegenden aufzusuchen, um grossartig grausige Eindrücke mit lieblichen abwechseln zu lassen. — Kann bei alledem noch das Urteil Friedländer's [98]) bestehen, das auf Grund des — vermeintlichen — Mangels an einer Landschaftsmalerei dahin formuliert wird: 'Vor allem fehlt ganz und gar — und dies ist der wesentlichste Unterschied zwischen der heutigen und der antiken Naturbeschreibung — die Hervorhebung der Wirkungen des Lichts und ihrer Modifikationen durch das Medium der Luft. Nicht dass bei Naturbeschreibungen der Alten klarer Sonnenschein, trüber Wolkenhimmel, Mond- und Sternenlicht unerwähnt bleiben. Aber von dem eigentümlichen Charakter, den die Landschaft und ihre Teile durch die Beleuchtung erhalten, ist nirgend die Rede, nirgend von den verschiedenen Wirkungen der Nähen und Fernen'!? Gewiss blieb dem Altertum das Gefühl für 'all die Abstufungen, die zwischen einem kalten Mondlicht und der Glut der Abendsonne liegen, für die wundervollen Farben, in die sich im Süden morgens und abends der Horizont und ferne Berge tauchen und die vom zartesten Rosa durch alle Grade zum tiefsten Blau gehen' —, in der modernen Vertiefung und Zartheit noch verborgen; aber wer möchte in den betreffenden Schilderungen von Vergil bis Ausonius wenigstens An-

sätze und Keime unseres modernen, malerischen und romantischen Natursinnes verkennen? — Erst eine lange Entwicklungskette führt von dem sinkenden Altertum durch die Renaissance hinüber zu einem Naturgefühl, wie es das Ende des 18ten Jahrhunderts geboren und wie es seine Vertreter in Rousseau und Göthe gefunden hat. Was bei den Alten in der Hülle der Knospe schlummerte, erwacht dann zur vollen, üppig duftenden, ja manche mit ihrem Duft berauschenden Blume. Nicht fremd ist dem Altertum jene 'subjektive Betrachtung, die in den unendlich mannigfaltigen Erscheinungen der Sinnenwelt Spiegelbilder der eigenen wechselnden Zustände erblickt' — wie Friedländer meint [99]) —; aber erst mit der Neuen Héloise und mit Werther ist die ganze, volle, moderne Subjektivität auf den Thron des Fühlens und Denkens erhoben worden; erst von da ab blüht und glüht und duftet die Dichtung von einem Naturgefühl, das entweder in religiöser Andacht in jedem geringsten Teile der Schöpfung eine Offenbarung der Allmacht Gottes preist oder mit schmerzlicher Sehnsucht und mit süssem Träumen in die stille Poesie des Pflanzenlebens, der Wolken, des Schnees und des Reifs, der Dämmerung und des Abendsonnengoldes, der blauen Fernen mit den schimmernden Gletschern, des weiten Oceans oder der smaragdenen Seen am Fusse der Bergesriesen sich versenkt, das in allem und jedem einen Teil der eigenen Seele oder die Hülle eines göttlichen Gedankens erblickt, wie Klopstock singt:

> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
> Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
> Das den grossen Gedanken
> Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Doch wie ein so tief innerliches und erhabenes, ein so subjektives und andachtsvolles Naturgefühl entstanden, welche Brücke sich vom Altertum zu dem Zeitalter Göthe's, Byron's und Shelley's herüberspannt, das darzulegen, [100]) möge — wenn die Götter günstig sind und die Kräfte reichen — späteren Untersuchungen vorbehalten sein.

Anmerkungen.

[1]) Vgl. Mommsen, römische Geschichte[6] S. 27.

[2]) Lotze, Mikrokosmos III[2], 304.

[3]) Preller, römische Mythologie[2] S. 5.

[4]) Preller a. a. O. S. 334; wenn er aber S. 95 im eigentümlichen Gegensatze zu den Urteilen und Vorurteilen früherer Forscher über das Naturgefühl der Alten behauptet: 'Überhaupt hatten die Alten zwar nicht den landschaftlichen Natursinn, der bei uns durch Kunst und Poesie so weit ausgebildet ist; wohl aber hatten sie weit mehr Sinn für das Dämonische in der Natur, wie es sich in der Stille des Waldes, zwischen ragenden Bergen und murmelnden Quellen offenbart und auf jedes empfängliche Gemüt mächtig wirkt': so ist der erste Teil dieser Behauptung dahin zu berichtigen, dass der landschaftliche Natursinn der Alten nur graduell von dem unsrigen verschieden ist, und der zweite dahin, dass ein abergläubisches, dumpfes Ahnen des Göttlichen in der Natur noch gar weit entfernt ist von dem modern-romantischen Naturgefühl, das in dem Wilden, Einsamen und Schrecklichen der Naturerscheinungen ein Dämonisches entdeckt und mit schauervollem Entzücken sich an den gewaltigen Eindrücken weidet. Bei den Griechen sahen wir, wie die Blüte der hellenistischen Sentimentalität an die moderne Romantik heranstreifte; im Laufe dieser Erörterungen wird es sich erst ergeben, ob bei den Römern der Begriff des Naturschönen sich nur auf das Liebliche, Heitere, auf das amoenum beschränkte, wie Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms II, S. 113 ausführt.

[5]) Ribbeck, die römische Tragödie im Zeitalter der Republik. Leipzig 1875.

[6]) Cum sit flavus color viridi et albo mixtus, pulcherrime prorsus spumas virentis maris flavom marmor appellavit.

[7]) Vergl. Entw. des Naturgef.'s d. Gr. S. 36.

[8]) Vergl. E. d. N. d. Gr. S. 46ff., speziell S. 55.

[9]) Vergl. Ribbeck a. a. O. S. 157; wie widersinnig, hölzern und abstrakt sind besonders die Worte: 'siehe auf diese That, ehe sie geschieht'!

[10]) So nach Ribbeck a. a. O. S. 257, nicht Chryses.

[11]) Vergl. Wörmann, über den landschaftl. Natursinn S. 85 und 86; er beginnt seine Ausführungen über die Römer S. 81 mit einer Betrachtung des Kunstsinnes und der Mythologie der Römer, wendet sich S. 84 zu der Naturanschauung Cicero's, woran er kurze Erörterungen über Plautus und Terenz anschliesst; auch das übrige behandelt er nur summarisch; Secretan hebt zwar einige Stellen aus den Fragmenten heraus, schliesst aber cap. I mit der Phrase S. 37: 'Le sentiment de la nature, s'il est permis de s'exprimer ainsi, était encore condensé dans la religion, il n'avait pas encore imprégné la littérature de son bienfaisant parfum'. Im darauf folgenden 2ten Abschnitt verkennt er völlig S. 38 ff. das Wesen des griechischen Naturgefühls; man vergleiche mit unseren früheren Ausführungen Sätze wie folgende S. 39: 'Pour sympathiser avec la nature, précisement parce qu'elle est la nature, il faut s'en sentir plus séparés que ne l'étaient les Grecs' . . . — vergl. S. 119 'Il faut se résigner à en convenir, la principale raison de cette absence de paysage (der Landschaftsmalerei), c'est le manque d'intérêt pour la nature en elle-même, en Grèce plus encore (!) qu'à Rome: la nature ne trouve grâce pour ainsi dire qu'à condition de se personnifier dans la peinture'. Auf die — überall des Korrektivs bedürftige — Betrachtung des griechischen Naturgefühls folgen S. 43 ff. schon diese Überschriften: influence d'Auguste; grand nombre de villas; localités en vogue; voyages nombreux; rapidité relative; auberges; voyages d'affaires, d'éducation, de santé; intinéraire restreint des touristes romains etc., S. 51 Lucrèce, Virgile, Horace. — Im Übrigen ist es nicht meine Absicht, die Resultate der eigenen Untersuchungen mit denen des nicht sehr tief eindringenden Franzosen zu messen, der vor allem in der Verschiebung der einzelnen Epochen gefehlt hat. — Alex. v. Humboldt findet bei den Römern noch spärlicher als bei den Griechen die Äusserungen eines landschaftlichen und poetischen Natursinnes; 'die mehr praktisch nüchterne Anlage, die Sprache mit einer mehr realistischen Tendenz und der entfremdende Hang, griechischen Vorbildern nachzustreben, waren dem entgegen; aber von Vaterlandsliebe getragen wussten kräftige Geister durch schöpferische Individualität, durch Erhabenheit der Ideen wie durch zarte Anmut der Darstellung jene Hindernisse zu überwinden' Kosmos II p. 16. — Die sonst landläufige Ansicht über das Naturgefühl der Römer spricht am drastischsten Hehn (vergl. m. Schr. Naturgef. der Gr. S. 6) aus, Italien[2] S. 55: 'Die Römer betrachteten die Natur immer nur unter dem Gesichtspunkte des Kulturzweckes. Wenn sie freiwillig oder gezwungen den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande vertauschen, da jammern die einen über den Verlust alles dessen, was der Aufmerksamkeit des Menschen würdig ist, die anderen freuen sich der Einsamkeit, in der die Laster und die Geschäfte der Hauptstadt nicht unbequem werden. Die Alpen, die sie so oft zu übersteigen hatten, erscheinen ihnen nicht gross und herrlich, sondern hassenswert, weil unwegsam und gefährlich (Humb. a. a. O. 24); das Meer ergreift sie nicht durch Erhabenheit, sie verabscheuen es als todbringend; vor der Tiefe des Waldes schaudern sie und denken sich dort den Sitz der schrecklichen Göttin, die mit Menschenopfern besänftigt wird . . . Auf ihren Villen suchten und fanden die Römer nicht Umgang mit der Natur, sondern in Gärten

und Gebäuden und unter Sklaven den Genuss gesteigerten Luxus und ungestörter Selbstherrschaft' vergl. S. 249, 258 ff.

Laprade, Le sentiment de la nature avant le christianisme[2] Paris 1866 behandelt I, S. 375—416 die Römer in seiner in N. d. Gr. Einl. charakterisierten Weise; ich hebe aus den allgemeinen Erörterungen Folgendes heraus: 'Il ne fut pas donné aux Latins de contempler la nature dans les splendeurs du monde vierge; Rome ne la connut et ne l'adora qu'en des images venues d'ailleurs'; er sucht stets nach 'l'élement religieux, merveilleux, surnaturel, l'intervention de l'invisible, la présence et l'action de Dieu ou des dieux . . . Les rapports éternels du coeur avec la nature, les harmonies de nos passions, de nos diverses situations morales avec les phenomènes, avec les sites de l'univers, demeurent, il est vrai, entières et toujours vivantes, et avec elles mille ressources de profunde poésie. Mais cet ordre de sentiments, presque toujours mélancoliques, se montre fort peu dans l'antiquité latine' etc., er behandelt besonders Lucrez, Vergil bis S. 407, Horaz 408, Elegiker 410, Ovid 412, Lucan 415.

Hinsichtlich der sonstigen Literatur über unsere Frage verweise ich auf die Einleitung zum ersten Teil über 'die Entw. des N. bei d. Gr.' —

[12]) N. d. Gr. S. 62.

[13]) Vergl. II, 557: Infidi maris insidias virisque dolumque . . Subdola cum ridet placidi pellacia ponti. Lucrez teilt somit die Abneigung gegen die Seefahrt mit den attischen Komikern und manchem Alexandriner; vergl. auch Plaut. Menaechn. II, v. 1 u. Ter. Hec. 416.

[14]) Treffend sagt Laprade a. a. O. S. 379: 'Lucrèce est par-dessus tout un puissant écrivain; la force lui appartient comme la grâce appartient à Virgile; il a le plus grand style entre tous les poëtes latins' — aber auch: 'le poëme de Lucrèce ne peut être lu sans une énorme fatigue' trotz der 'passages admirables, des éclairs de sentiments vrais, des expressions aussi pittoresques que la pensée est fluide et fugitive'. Das Endurteil ist wie immer: 'Dieu et l'âme sont absents de ce poëme . . . Supprimer le divin dans la nature et l'idée de l'immortalité dans l'homme, voilà le dessein de Lucrèce'.

[15]) Programm Rendsburg 1871, S. 28.

[16]) Vergl. XXV, 12: insolenter aestues velut minuta magna Deprensa navis in mari vesaniente vento.

[17]) Vergl. 70, 4 'sed mulier cupido quod dicit amanti, In vento et rapida scribere oportet aqua' mit dem sprüchwörtlichen ἐν ὕδατι γράφειν Plat. Phaedr. p. 276.

[18]) Wol nicht viele werden Laprade a. a. O. S. 392 beistimmen: . . mais lequel des deux l'emporte par la couleur et la grâce pittoresque? La question peut rester indécise. Mais combien plus de grâce intime et de vie morale chez le poëte latin! — Wer möchte wol die reflektierende Kunstdichtung Vergil's über die in unbewusster Naturfrische völlig naive Schöpfung Homer's stellen!? — Auch das ist eine Hyperbel, wenn Laprade — der hellenistischen Dichter vergessend — S. 402 sagt: Virgile est le seul des anciens, à qui l'on puisse appliquer, dans le sens

noble et religieux du mot, l'épithète de rêveur etc. Des Pudels Kern ist bei dem eifrigen Katholiken immer die Frage nach einer Ahnung christlicher Ideen bei den alten Schriftstellern.

[19]) Vergl. Vergil's Eklogen von Kolster, Leipzig 1882, S. 221. Die Stelle ist also ganz ähnlich wie in dem Euripideischen Hippolytos v. 208 ff., wo auch der gesunde antike Sinn in den Worten der Amme gegen die Überspanntheit der Phaedra reagiert; vgl. Naturgef. d. Gr. S. 55.

[20]) N. d. Gr. S. 74.

[21]) Secretan a. a. O. p. 57: La note vraiment fondamentale dans Virgile c'est cette sympathie pour ainsi dire moderne pour tout ce qui fait partie du monde inanimé jusqu'au brin d'herbe brûlé par le soleil; c'est cette tendresse virgilienne etc.

[22]) Es ist nicht verwunderlich, wenn Horaz im Urteile Laprade's weit weniger gilt als Vergil. Le soleil, le printemps, sagt er S. 411, les fleurs, tout le paysage ne sont rien pour lui que d'aimables auxiliaires de la volupté. / Auch das Verhältnis der augusteischen Dichter zum Landleben ist nicht richtig charakterisiert S. 411: . . la décoration est splendide, mais les acteurs ne perdent pas leur temps à la contempler comme nous le ferions peut-être. Ils sont là pour vivre et non pour rêver. Ils y cherchent la campagne et non pas la nature telle que nous l'entendons; car la nature n'existe poétiquement qu'à la condition d'être divinisée (!) ou du moins traversée par l'idée de Dieu et douée d'une âme qui nous parle et qui nous entende.

[23]) Aber was bei Alkaios ganz realistisch empfunden ist, hat in der Nachdichtung einen Stich ins Symbolische erhalten . . was bei jenem aus lebendiger Erinnerung an die selbst durchlebte Not schwerer Stunden hervorquillt, ist bei Horaz zur kühlen Reflexion des am Ufer stehenden Zuschauers geworden (Kiessling, Philol. Untersuchungen, Heft 2 S. 48 ff.).

[24]) In feinen Strichen zeichnet Leo im 2. Hefte der Philolog. Untersuchungen v. Kiessling u. v. Wilamowitz-Moellendorff die Eigenart des Tibullus. 'Eine Elegie muss durch eine einheitliche Stimmung zusammengehalten sein und dieselbe im Hörer erzeugen; die Linien des Grundrisses müssen durch das verschlungene Spiel der Empfindung halbverdeckt, die Fugen durch modulierende Übergänge gefüllt sein. Der Hörer wird nicht zum Nachdenken aufgefordert, sondern gleichsam auf den Wogen der Töne hingetragen. Tibull ist hierin Meister' . . . Es ist ihm eigentümlich, 'träumerisch einem Gedanken, einer Empfindung nachzuhängen und nun wie willenlos von der Phantasie getragen weiter zu dichten bis zum plötzlichen Erwachen oder allmählichen Verfliegen der Traumbilder' . . . S. 45: 'Es verlohnt sich, den Bildern und Wendungen die Beobachtungskunst, den feinen Natursinn abzulauschen, mit dem sie angeschaut und verwebt sind. An diesem Bedürfnis, die Welt ausserhalb poetisch zu verarbeiten, erkennt man ja vor allem den wahren Dichter und unterscheidet ihn von dem Gefühlsreimer, der uns in seinem Herzen spazieren führt' u. s. f.

[25]) Bernhardy, Röm. Literaturgesch.[2] S. 485: 'Kein Römer hat mit gleicher Wärme die Empfindungen eines reinen Herzens ausgesprochen,

mit grösserer Gemütlichkeit und Milde die Seligkeit eines Stilllebens in ländlicher Natur . . gepriesen, ohne doch zu malen und durch rhetorische Züge zu verschönern'. Ganz irrig ist aber die Behauptung S. 515: 'Mit Ausnahme Tibulls fühlten die Römer selbst in den schlimmen Zeiten der Monarchie weder Trieb noch Bedürfnis, die Bande des städtischen Lebens zu zerreissen, und indem sie in stiller Wehmut einen Gegensatz zur Gesellschaft versucht hätten, mit Sehnsucht die verlorene Seligkeit und Unschuld, wenn nicht in der Einsamkeit der Natur, doch in Bildern der Dichtung und Phantasie zurückzurufen. Italien hatte stets einen Mangel an ländlichen Sympathien'.

[26]) Vergl. Leo a. a. O. Die Delien, Cynthien, Lydien, Corinnen etc. sind nur die Folie für die Leidenschaft des Dichters, Reflex oder Ergänzung seines eigenen Wesens.

[27]) Die Lust zur Jagd als Sport war auch bei den Griechen nicht national, sondern ward bei ihnen erst unter orientalischem Einfluss heimisch, vgl. N. d. Gr. S. 66 u. Anm. Selten sind Gleichnisse von der Jagd in der alten römischen Literatur und stets auf griechische Vorbilder zurückführend, so Enn. 344, Accius im Pentheus XVII (259) wo es von der Agaue heisst: quanta in venando affecta est laetitudine, vergl. Meleager II (441). Interessant ist, — wie Kiessling N. Schw. Mus. V, 327 ff. nachgewiesen hat —, dass der alte Varro in seinen Satiren gegen das neumodische, unrömische Vergnügen Front macht und die 'Nimrode', die Meleagri, durchhechelt: quaero utrum fructuis an delectationis causa? fructuis, ut vendatis — sin autem delectationis causa venamini, quanto satius est salvis cruribus in circo spectare quam eis descobinatis in silva currere; ähnlich spottet Horaz Ep. I, 6, 58—61 über den Gargilius. — Polybius XXXII, 15 berichtet uns, wie der Ämilius Paullus — ein Hauptvertreter des Hellenismus — dem Jagdsport gehuldigt und seinem Sohne die Gehege des macedonischen Königs geöffnet *καλλίστην ὑπολαμβάνων καὶ τὴν ἄσκησιν καὶ τὴν ψυχαγωγίαν ὑπάρχειν τοῖς νέοις τὴν περὶ τὰ κυνηγέσια.* Cicero empfiehlt ebenfalls seinem Sohne die Jagd de off. I, 29, 104. Und so schildert auch Horaz Ep. I, 18, 44 ff. die Jagd als ein Vergnügen — das zu pflegen bei der fashionablen Jugend immer allgemeiner geworden sein mag, obgleich selbst Tacitus noch ann. II, 56 das venari als einen Brauch der Barbaren hinstellt. —

[28]) Wunderbar stimmt zu dem Charakter des Dichters die Landschaft des reizenden Thals von Sulmona, das — nach der Schilderung eines Modernen, Nationalztg. vom 19. Mai 1883 — mitten zwischen den Schrecknissen von Schluchten und Abgründen und Bergen (Majella im W., Gran Sasso im S.) wie ein ringsum abgeschlossener Paradiesesgarten liegt. Schwüle Luft fächelt hier zum ersten Mal wieder die Schläfe, nirgends in Italien erscheint das Grün so üppig, die Fruchtbarkeit so strotzend wie hier, denn das Auge hat im rauhen Gebirge lange diesen tropischen Anblick entbehrt. Körper und Geist erliegen beinahe unter dem überschwänglichen Eindruck dieser Natur. Aller Feldbau wird hier zur Gärtnerei, zwischen den Weinlauben und den dunklen Pappeln ragen die Maisstauden empor; ganze Feldstrecken sind mit blühendem Krokus be-

deckt, denn seit dem Altertum liefert Sulmona als Handelspflanze den Saffran. Diese Fruchtbarkeit hat das Ländchen seinem unerschöpflichen Wasserreichtum zu danken. Aus den Seen und Thälern des höheren Gebirges ergiesst sich überallher das belebende Nass. — Eine Quelle heisst fonte d'amore, und das Volk erzählt von dem Zauberer lo Viddio, der noch jetzt im goldenen Wagen nächtlich durch die Luft fährt, bald gnädig, bald Unheil bringend. Nächtlich klingen Gesänge durch das Thal mit dem Refrain:

Sulmona bella, ove Vidio nacque,
Circondata di monti e copiosa d'aque.

[29]) Vergl. deutsche Volkslieder, Uhland Schr. III, 445 und 543; Erwin Rohde, der griech. Roman S. 160, 1.

[30]) Vergl. I, 371, II, 9. 337.

[31]) Vergl. I, 360. 757, II, 649. 668.

[32]) Kant sagt einmal: Die Natur gefällt, wenn sie wie Kunst erscheint, die Kunst, wenn sie wie Natur erscheint.

[33]) I, 5, 47; IV, 1, 55; V, 1, 31; 6, 37; ex Ponto II, 7, 25.

[34]) I, 3, 13 de gurgite curae, II, 1, 5: curarum nube.

[35]) Vergl. v. 129; 3, 27; 7, 8.

[36]) Die Landschaft in der Kunst der alten Völker, München 1876, S. 328.

[37]) Helbig, Wandgemälde S. 387.

[38]) Helbig, Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei cap. XII und XXIV, Wandgemälde p. 389—397, no. 1555—1582, Wörmann p. 354ff.

[39]) Wörmann, S. 369.

[40]) Siehe Tafel VI bei Wörmann, und besonders schön ist Helbig no. 567.

[41]) Helbig, 1538ff., Wörmann p. 379.

[42]) Helbig, cap. XXV.

[43]) Wörmann, S. 382.

[44]) Friedländer, der die obige Stelle nicht übersehen hat (II, S. 44 und S. 115 Anm. 7), konstatiert selbst: 'Es ist gewiss möglich, dass einzelne auch im Altertum diese Richtung des Naturgefühls gehabt haben', trotzdem er sonst immer 'die Ausdehnung des Begriffs der Naturschönheit auf das Rauhe, Düstere und Öde, das Phantastische und Wilde, endlich das furchtbar Erhabene als dem Altertum und Mittelalter fremd' hinstellt. — Göll (Kulturbilder aus Hellas und Rom I² S. 76) übertreibt ein wenig, wenn er sagt: 'Auch die Reisemanie blasierter Noblesse, das Jagen nach dem Pittoresken, Romantischen und Gefährlichen, nur um den Kitzel der Abwechslung des Kontrastes zu geniessen, findet in der damaligen Zeit würdige Vertreter, und man bedauert es fast, dass noch die stabilen Gestalten grämlicher Lords und prüder Ladies fehlen mussten'. —

[45]) Eichbaum I, 136; Blitz v. 151, Löwen 205, Tiger 326, Stier II, 601, Blut leckende Raubtiere IV, 237, pharische Nattern 724, Meersturm I, 498 und II, 464; Felsen II, 267 und 469; vom Po VI, 272, Ätna 293, ferner vergl. VII, 134, VIII, 489, IX, 182, 284 (Bienen). —

[46]) Z. B. II, 396 ff., Parnass V, 71; Ossa VI, 333, Nil X, 200.

[47]) Vergl. I, 260: Rura silent mediusque tacet sine murmure pontus.

[48]) Vergl. IV, 373, V, 527.

[49]) Vergl. Entw. des Naturgefühls bei den Griechen S. 121.

[50]) Vergl. Urlichs, Chrestomathia Pliniana p. XVII ff.

[51]) Vergl. VII, 294 und 581.

[52]) VI, 158: gaudet Averna palus; 168: gemit ager tremibundaque pulsu Nutat humus.

[53]) Eine ganze Reihe derselben wird vorgeführt z. B. III, 101 ff., III, 577 ff., IV, 261, VI, 607 etc.

[54]) Vergl. N. der Gr., S. 82.

[55]) Man vergl. z. B. Liv. XII, 4, 6: qui . . decucurrerunt, eo magis Romanis subita atque improvisa res fuit, quod orta ex lacu nebula campo quam montibus densior sederat — und Sil. V, 34: Tum super ipse lacus, densam caligine caeca Exhalans nebulam, late corruperat omnem Prospectum miseris atque atrae noctis amictu Squalebat pressum picea inter nubila collum.

[56]) Doch auch hier sind die einzelnen Farbentöne nicht ganz originell; vergl. Än. II, 312: Sigea igni freta lata relucent und VII, 9; Val. Flacc. II, 583: unda sacris ignibus vibrat; Lucan V, 446: pontus non solis imagine vibrat.

[57]) Vergl. mit dieser Stelle die knappen Zeilen bei Vergil Än. II, 418; Gleichnisse z. B. Ge. I, 428 — Sil. V, 384; Än. VII, 462 — Sil. V, 603; Än. VIII, 20 (resp. Apollon. III, 154) — Sil. VIII, 141 (die Seelenunruhe wird mit den im Wasser reflektierten schwankenden Sonnenstrahlen verglichen!) u. s. f. . . Das kleinste Vergilische Samenkorn wuchert auf Silianischem Boden zum üppigsten Unkraut empor. — Doch ist manchmal die Technik recht sauber (auch hinsichtlich der Wortstellung) wie z. B. vom Liris IV, 352: Perstringit tacitas gemmanti gurgite ripas; v. 349: Vitiferi sacro generatus vertice montis oder VII, 258: Tum, sensim infusa tranquilla per aequora pace, Languentes tacito lucent in litore fluctus; VIII, 429: Tam creber fractis albescit fluctus in undis. — Die Zeitschilderungen sind auch ganz nach dem Muster der augusteischen Dichter gefertigt; vergl. IV, 482, V, 24; schwungvoll ist der Anfang von XII. —

[58]) Dies sonst seltene Wort liebt die Zeit ganz besonders; so kehrt es bei Valerius Flaccus wieder I, 819; II, 359. 501; III, 473. 579; IV, 659. 665. 675 u. s. f.

[59]) V, 335: Ecce autem aureata dispellens aequora prora Pelias intacti late subit hospita ponti Pinus; agunt Minyae, geminus fragor (!) ardua canet Per latera, abruptam credas radicibus ire Ortygian aut fractum pelago decurrere montem. Ast ubi suspensis siluerunt aequora tonsis, Mitior et senibus cygnis et pectine Phoebi Vox media de puppe venit etc.

[60]) Dagegen hebt Gerber, Naturpersonifikation in Poesie und Kunst der Alten, 13 Supplem. Bd. der Jahrb. für klass. Philol. Leipzig 1883, S. 241—317, die mythischen Personifikationen und die oft so frostigen

Allegorien der späteren Dichter (z. B. einer Hispania mit golddurchwirktem Gewande und Ölblättern im Haar, einer Gallia mit blondem Haar etc. bei Claudian) auf eine durch nichts zu rechtfertigende Höhe der Kunstleistung, durch welche diese Epigonen sich weit über den Standpunkt der griechischen Dichter sollen erhoben haben. Da lesen wir denn S. 251, 268, 301: 'Eine Personificierung (menschliche Beseelung und Verkörperung) oder Personifikation (menschliche Beseelung ohne Verkörperung) von Erde, Ländern, Meer, Flüssen und Quellen, Bergen als teilnehmender Landschaft finden wir weder in griechischer noch in hellenistischer Poesie und Kunst'. Bei den Römern soll sich erst eine anthropomorphische Naturanschauung herausgebildet haben und der Natur persönlicher Anteil an den menschlichen Geschicken gelegt werden, 'erst bei den Römern überall die eigentliche poetische Personificierung stattfinden' (306). Fast jede Seite des ersten Teils dieser Schrift widerlegt diese in ästhetischer wie in historischer Hinsicht gleich abenteuerlichen Anschauungen und irrigen Resultate. — Wie viel zarter und sinnvoller, wie viel reicher und vielseitiger sind die Beseelungen in griechischer Dichtung als in der römischen, die auch in dieser Hinsicht nur ein Nachhall jener ist, wol aber in reflektierten, abstrakten Allegorien und Personifikationen wie der Hitze, des Verbrechens, des Zorns, der Furcht u. ä. (Stat. VII, 48 ff., VIII, 24 etc.) über jene hinausgeht. — Im einzelnen vergleiche meine demnächstige Anzeige der gen. G.'schen Schrift im Philol. Anzeiger. —

[61]) Vergl. II, 185; V, 525; VI, 110; VII, 404. 426, VIII, 17; IX, 228. 347. 412. 456.

[62]) Sonst vergl. I, 478: 'so sinken die windgepeitschten Wogen zusammen'; Stier II, 323, III, 331; Schlange II, 411, IV, 25, 'die beim schmeichelnden Wehn der Frühlingslüfte vom Boden sich erhebt und befreit von der schuppigen Hülle aus lachenden Kräutern hervorblickt'; häufig: 'schneller als ein fallender Stern, ungestümer als tosende Ströme, als Blitze (VI, 410), ungeduldiger als das winterlich stürmende Meer (VI, 306), eiliger als der Wind, stürmisch, wie die hoch sich türmenden Wellen an Klippen zerbersten'; erbittert wie der allmählich aufbrausende Wind (VII, 624) u. s. f. —

[63]) Vergl. Kiessling, N. Schweiz. Mus. V, 327 ff., über das Massenmorden bei Tierhetzen und dergl. vergl. Göll, Kulturbilder II[2] S. 403 ff.

[64]) Secretan a. a. O. S. 143. Vergl. die treffliche Schilderung 'die Insel Capri, Idylle vom Mittelmeer' von Ferd. Gregorovius S. 10 ff. Nur ein moderner Historiker konnte die Zeilen schreiben wie Greg.: 'Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem Kontrast. Das lachende grüne Thal stösst hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreissen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönert und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer wieder sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur' u. s. f.

[65]) Siehe die geistreiche Skizze 'Renaissance und Rococo in der römischen Literatur' von Martin Hertz Berl. 1865.

[66]) Vergl. I, 2, 14 (die Sonne als Quell des Lichts und der Wärme); II, 6, 7 (Vogeleltern, die die Kleinen ernähren und fliegen lehren: . . paulum egredi nidis et circumvolare sedem illam praecedentes ipsae docent, tum expertas vires libero caelo suaeque ipsorum fiduciae permittunt), 10, 6 (quadrupedes); 16, 13 ff. (animalia) XII, 10, 76; II, 19, 2 (Fruchtbarkeit der Erde) vergl. VIII, 5, 26; X, 3, 2. 7, 28; XII, 1, 7. 10, 19; Teuffel, Literaturgesch.[4] S. 715.

[67]) Secretan sagt mit Unrecht S. 140: 'Ses descriptions relèvent avec beaucoup d'art le pittoresque et les nuances de la nature, mais elles ne vont pas au delà. Pline n'y mêle aucun des sentiments humains que la vraie poésie associe à la nature, ou plutôt qu'elle en dégage, car ils y sont contenus: ni l'amour, ni la rêverie (!) etc. —

[68]) Eine ansprechende Skizze enthält die Schrift 'der römische Lustgarten, ein Beitrag zur Untersuchung über den Natursinn der Römer' von K. Woksch, vergl. meine Anzeige d. Schr. Philol. Rundsch. III. Jahrg., 3, 19. Verwertet sind: Lenz, Botanik der Gr. und R. Gotha 1859; Wüstemann, über die Kunstgärtnerei der alten Römer Gotha 1846; Becker, Gallus I, S. 283 ff., Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere Berlin 1877; Petzold, die Landschaftsgärtnerei Leipzig 1862; Meyer, Lehrbuch der schönen Gartenkunst Berlin 1862; Jak. v. Falke, der Garten und F. Bodenstedt, Kunst und Leben, I.

[69]) Vergl. den interessanten Aufsatz von Cohn, die Gärten in alter und neuer Zeit, D. Rundschau XVIII, S. 259.

[70]) Cohn a. a. O. S. 257.

[71]) Woksch a. a. O. S. 6 ff. Ursprünglich war der römische Garten ein Nutzgarten; Lucullus soll den ersten Park angelegt haben. Über den grossen Luxus der Gärten und Parkanlagen klagt schon Horaz und besonders Seneca. Der ärmere Stadtbewohner suchte wenigstens ein Stückchen Natur sich durch ein zierliches viridarium im Peristyl seines Hauses zu schaffen oder setzte ein Blumenstöckchen ans Fenster, während die Inhaber prunkvoller Paläste Balkone und Dächer mit Sträuchern und Blumen schmückten. — Julius Caesar öffnete seine grossen Parkanlagen dem Publikum, Suet. Caes. 83. Tac. ann. 2, 41.

[72]) Vergl. über die einzelnen Teile des Gartens: xystus, ambulatio, gestatio Woksch S. 11. Oft schlossen sich an den Hippodrom Tiergärten (leporaria), Fischbassins (vivaria piscium), Volieren (aviaria); auch Gewächshäuser gab es (Becker, Gallus S. 289). Was das Prinzip der Anlage betrifft, sagt Woksch S. 14 treffend: 'Der römische Garten ist nicht ein Stück idealisierter Landschaft, sondern eine Nachahmung der im westlichen Asien blühenden Gartenkunst, ein Stück Natur, das der Kunst, d. h. der Architektur unterworfen ist'; vergl. Carriere, Hellas und Rom S. 508.

[73]) Besonders Maulbeer-, Feigenbäume, Platanen, Myrten und Cypressen; Buchs, Rosmarin, Akanthus, Rosen, Veilchen, Lilien, Krokus, Narcissen, Gladiolen, Amaranthen u. dgl.; vergl. Woksch S. 15, Becker

S. 89; Jak. v. Falke Hellas und Rom S. 238; Friedländer a. a. O. III, S. 78 und 121.

[74]) Kock, die Engelsburg und Kaiser Hadrian, N. Schweiz. Mus. V, 131.

[75]) Secretan a. O. S. 153.

[76]) S. Bruch, Roma, Lyrische Dichtungen aus dem römischen Altertum, Minden 1884.

[77]) Dies letztere, das anhelare, scheint das höchste Stadium der Liebeswut zu bezeichnen; vergl. Reposiani de concubitu Martis et Veneris (no. 420) v. 117: Et Venerem totis pulmonibus ardor anhelat! vergl. v. 138: Viderat effusis Gradivum Phoebus habenis In gremio Paphiae spirantem incendia amoris.

[78]) 102 . . nec tota latet nec totum nudat amorem. Ille inter flores furtivo lumine tectam Spectat hians Venerem motoque ardore tremescit . . . Quam bene consertis haeserunt artibus artus!

[79]) v. 118: Ipsa Venus tunc calidis succensa venenis Uritur ardescens, nec somnia parta quieta. O species quam blanda! o quam bene presserat artus Nudos forte sopor! niveis suffulta lacertis Colla nitent pectus gemino quasi sidere fulget.

[80]) S. Teil I, S. 102.

[81]) Burckhardt, die Zeit Konstantins des Grossen, Basel 1853, S. 495.

[82]) Symmach. ep. I, 8.

[83]) Ibid. III, 33.

[84]) Carriere a. a. O. S. 615.

[85]) Burckhardt a. a. O. S. 315.

[86]) Z. B. I, 22 (ed. Jeep): haud secus ac tacitam Luna regnante per arcem Sidereae cedunt acies, cum fratre recusso Aemulus adversis flagraverit ignibus orbis: Tunc jubar Arcturi languet etc. VIII, 104 ff., zart ist XXXIV, 141 der Vergleich der jammernden Ceres mit der armen Vogelmutter und v. 165 mit dem Hirten, der seine Herde überfallen sieht.

[87]) Vergl. VII, 122: Submissus adorat Eridanus blandosque iubet mitescere fluctus.

[88]) Vergl. VII, 96 ff.

[89]) XII, 4: Omne nemus cum fluviis, Omne canat profundum. Ligures favete campi, Veneti favete montes Subitisque se rosetis Vestiat Alpinus apex Et rubeant pruinae . . und so geht es mit klingendem Spiel der Schmeicheleien fort.

[90]) Fluss- und Meergötter, Nymphen, Faune, Dryaden sind besonders der übliche Zierrat, der dekorative Hintergrund der Landschaft; sie werden zur Mitfeier oder zur Mitklage citiert, auf dass sie, wie der Chor in der Tragödie (Gerber a. a. O. S. 284) die Stimmung in der Natur gleichsam verkörpern; vergl. XXXV, 68 ff., 136; XXVIII, 194 ff., XXXVI, Anf., 76 ff., 381 ff.; XXXVII, 117 etc..

[91]) Germanien und die Wälder des Kaukasus geraten in Furcht und Schrecken, als Honorius geboren wird VII, 118; vergl. VIII, 127; XXIV, 61 etc.

[92]) I, 169, 250: mella ferant silvae etc., vergl. XXI, 89 ff., III, 383; XXVI, 230 ff. Wirkung Orphischen Gesanges XXXIV.

[93]) Vergl. Entw. d. N. der Gr. S. 72.

[94]) Ebendaselbst S. 120.

[95]) Vergl. v. 238: Talis ad umbrarum ludibria nautica pubes Ambiguis fruitur veri falsique figuris.

[96]) Wörmann, Über den landschaftl. Natursinn S. 98 und S. 113.

[97]) Wörmann behauptet freilich S. 98: 'Dass die Römer . . weiter gegangen seien als die Alexandriner, konnten wir nicht behaupten'. Es sollte mich freuen, wenn Wörmann nunmehr seine Ansicht modificierte.

[98]) Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms II, S. 119. Es würde mir zu grosser Genugthuung gereichen, wenn ich diesen vortrefflichen Meister antiker Kulturforschung wenigstens in manchen Einzelheiten sollte überzeugt haben.

[99]) A. a. O. S. 118.

[100]) Friedländer sagt mit Recht S. 116 Anm. 2: 'Eine Geschichte des Naturgefühls im Mittelalter und in der neueren Zeit bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wäre wol eine ebenso dankbare als schwierige Aufgabe'. —

Inhalts-Verzeichnis.

Register.

(II bedeutet Entw. des Naturgef.'s d. Römer.)

Berichtigungen zum ersten Teil.

S. 48 Z. 1 v. o. lies Parallelisierung.
S. 71 Z. 4 v. o. lies blonder wie die Rainblume.
S. 76 Z. 8 v. o. „ Dunkel.
S. 89 Z. 12 v. u. „ Anthologie.
S. 95 Z. 15 v. o. „ Augenlidern.
S. 100 Z. 10 v. o. „ Moiro.
S. 101 Z. 2 v. u. „ *ἁ φίλερως.*
S. 107 Z. 12 v. o. „ zu Rosen wurden.
S. 108 Z. 18 v. u. „ *οὐ.*
S. 117 Z. 5 v. o. „ das wildeste.
S. 119 Z. 10 v. o. „ der äusserste.
S. 130 Z. 13 v. u. „ Wandgemälden.

Druck von A. Hopfer in Burg.